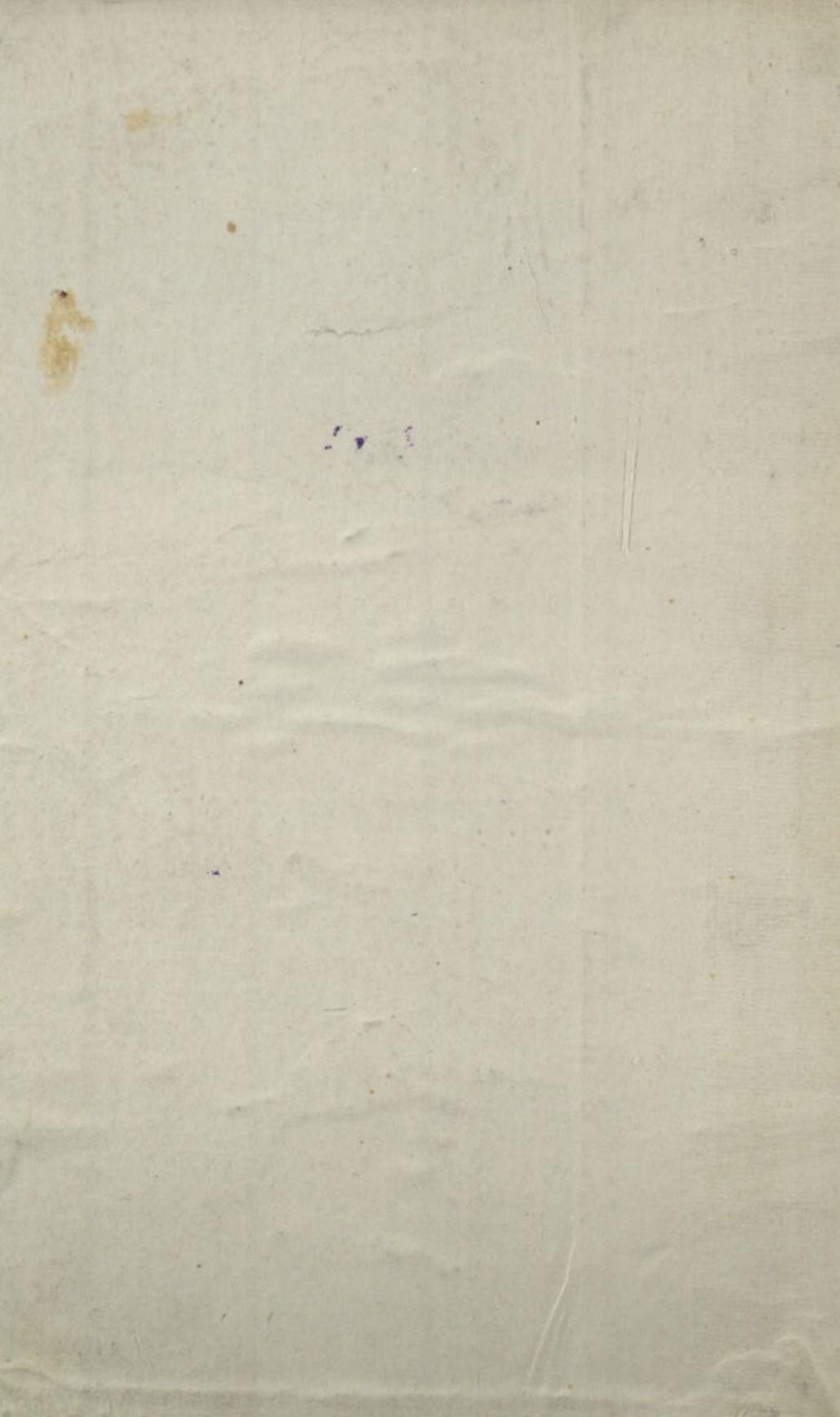


3517

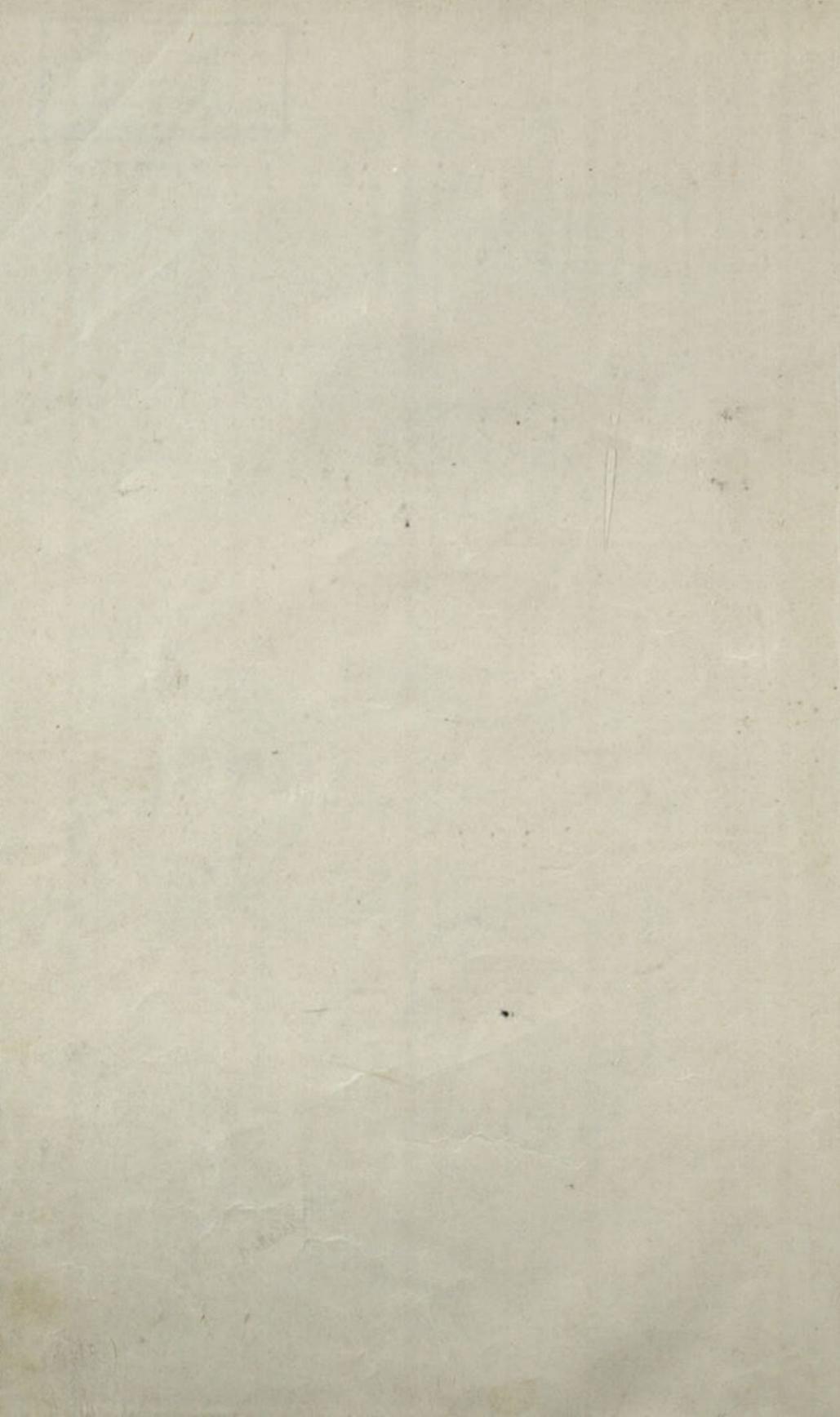


~~Schülerbücherei  
Nr. <sup>3913</sup>~~

~~1068~~

~~Schülerbücherei  
Nr. 6503~~





# Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.

Protektorat:

Se. Königl. Hoheit Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar.

Vorstand:

Dr. G. v. Goshler, Exc.,  
Staatsminister, Oberpräsident der  
Prov. Westpreußen zu Danzig.

Prof. A. v. Werner,  
Direktor d. Kgl. Akademie d. Künste  
zu Berlin.



Dr. Erich Schmidt,  
ordentl. Professor an der Königl.  
Universität zu Berlin.

Dr. M. Jordan,  
Geheimer Ober-Regierungsrat  
zu Berlin.

## —+— Satzungen: —+—

§ 1. Der „Allgemeine Verein für Deutsche Litteratur“ verfolgt die Aufgabe, seinen Mitgliedern neue, gute populärwissenschaftliche Werke hervorragender deutscher Schriftsteller auf dem Gebiete der Geschichte, Litteratur, Länder- und Völkerkunde, Naturwissenschaften, Philosophie, Musik, Kunst u. s. w. zu einem billigen Preise zugänglich zu machen.

§ 2. Die Mitglieder verpflichten sich zur Zahlung eines jährlichen Abteilungsbeitrages von Achzehen Mark, der beim Eintritt in den Verein oder bei Empfang des ersten Bandes der Abteilung zu entrichten ist.

§ 3. In jeder Abteilung erscheinen in Zwischenräumen von drei Monaten vier Werke im Umfange von ca. 20 Bogen Oktav, die sich durch geschmackvollen Druck und eleganten Halbfranz-Einband auszeichnen und allen Vereinsmitgliedern postfrei zugesandt werden.

§ 4. Die Vereins-Veröffentlichungen gelangen zunächst nur an die Mitglieder zur Versendung und werden an Nichtmitglieder erst später und nur zu bedeutend erhöhtem Preise (der Band zu 6—9 Mark) abgegeben. Der sofortige **Umtausch** eines neuerschienenen Werkes gegen ein anderes, früher erschienenenes ist den Vereinsmitgliedern **ohne jede Nachzahlung gestattet**.

§ 5. Der Eintritt in den Verein kann jederzeit erfolgen. Die Beitrittserklärung ist an eine beliebige Buchhandlung oder an die Geschäftsstelle des „Allgemeinen Vereins für Deutsche Litteratur“ Berlin W., Elsholzstraße 12, zu richten. Ein etwaiger Austritt ist spätestens bei Empfang des dritten Bandes einer jeden Abteilung der betreffenden Buchhandlung oder der Geschäftsstelle des Vereins anzugeben.

§ 6. Die Geschäftsführung des Vereins liegt in den Händen der Verlagsbuchhändler Kommerzienrat Dr. Hermann Paetel und Alfred Paetel. Die Veröffentlichungen erscheinen im Verlag von Hermann Paetel.



In den bisher erschienenen XXVIII Abteilungen gelangten nachstehende Werke zur Ausgabe:

### Abteilung I

- |   |   |
|---|---|
| * <b>Kodenstedt, Fr. v.</b> , Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffys.     | * <b>Schmidt, Adolf</b> , Historische Epochen und Katastrophen.             |
| * <b>Sybel, H. v.</b> , Vorträge und Aufsätze.                      | * <b>Reitlinger, Edm.</b> , freie Blide. Populärwissenschaftliche Aufsätze. |
| † <b>Osenbrüggen, E.</b> , Die Schweizer. Daheim und in der Fremde. | * <b>Löher, Franz v.</b> , Kampf um Paderborn 1597—1604.                    |
|   | * <b>Hauslick, Eduard</b> , Die moderne Oper.                               |

### Abteilung II

- |   |   |
|---|---|
| * <b>Richter, H. M.</b> , Geistesströmungen.                      | * <b>Gutzkow, Carl</b> , Rückblicke auf mein Leben.       |
| * <b>Heuse, Paul</b> , Giuseppe Giusti, Gedichte.                 | * <b>Hoyns, Georg</b> , Die alte Welt.                    |
| * <b>Kodenstedt, Fr. v.</b> , Shakespeares Frauencharaktere.      | * <b>Frenzel, Karl</b> , Renaissance- und Rococo-Studien. |
| * <b>Auerbach, Berthold</b> , Tausend Gedanken des Collaborators. |   |

### Abteilung III

- |   |   |
|---|---|
| † <b>Vambéry, Hermann</b> , Sittenbilder aus dem Morgenlande. | * <b>Lindau, Paul</b> , Alfred de Musset.                               |
| † <b>Vorm, Hieronymus</b> , Philosophie der Jahreszeiten.     | † <b>Kodenstedt, Fr. v.</b> , Der Sänger von Schiras, Haisische Lieder. |
| * <b>Büchner, Ludwig</b> , Aus dem Geistesleben der Tiere.    | * <b>Goldbaum, W.</b> , Entlegene Kulturen.                             |
|   | * <b>Reclam, E.</b> , Lebensregeln für die gebildeten Stände.           |

### Abteilung IV

- |   |   |
|---|---|
| * <b>Wolffmann, Alfred</b> , Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte. | * <b>Lazarus, M.</b> , Ideale fragen.                   |
| * <b>Dingelstedt, Franz</b> , Litterarisches Bilderbuch.                                      | * <b>Lenz, Oscar</b> , Skizzen aus Westafrika.          |
| * <b>Strodtmann, Ad.</b> , Lessing. Ein Lebensbild.   | * <b>Vogel, H. W.</b> , Lichtbilder nach der Natur.     |
|   | † <b>Büchner, Ludwig</b> , Liebesleben in der Tierwelt. |

### Abteilung V

- |  |   |
|--|---|
| * <b>Hauslick, Eduard</b> , Musikalische Stationen. (Der „Modernen Oper“ II. Teil.)  | * <b>Werner, Reinhold</b> , Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben.                   |
| † <b>Cassel, Paulus</b> , Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt. | * <b>Lauser, W.</b> , Von der Maladetta bis Malaga. Zeit- und Sittenbilder aus Spanien. |

## Abteilung VI

- \***Forst, Hieronymus**, Der Abend zu Hause.  
\***Schmidt, Max**, Der Leonhardsritt. Lebensbilder aus dem bayerischen Hochlande.  
\***Genér, Rudolf**, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels.  
\***Krenzig, Friedrich**, Litterarische Studien und Charakteristiken.

## Abteilung VII

- \***Weber, M. A., Freiherr von**, Vom rollenden Flügelrade.  
\***Ompteda, Ludwig, Freiherr von**, Aus England. Skizzen und Bilder.  
\***Gopsen, Hans**, Lyrische Gedichte und Novellen in Versen.  
\***Das moderne Ungarn**. Herausgegeben von Ambros Neményi.

## Abteilung VIII

- †**Ehrlich, H.**, Lebenskunst und Kunstleben.  
\***Hauslick, Eduard**, Aus dem Opernleben der Gegenwart. (Der „Modernen Oper“ III. Teil.)  
\***Reuleaux, F.**, Quer durch Indien. Mit 20 Original-Holzschnitten.  
\***Klein, Hermann J.**, Astronomische Abende. Geschichte und Resultate der Himmels-Erforschung.

## Abteilung IX

- \***Brahm, Otto**, Heinrich von Kleist. (Preisgekröntes Werk.)  
\***Egelhaaf G.**, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. (Preisgekröntes Werk.)  
\***Jastrow, J.**, Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. (Preisgekröntes Werk.)  
\***Gottschall, Rud. v.**, Litterarische Totenlänge u. Lebensfragen.

## Abteilung X

- \***Preyer, W.**, Aus Natur- u. Menschenleben.  
\***Jähns, Max**, Heeresverfassungen und Völkerleben. Eine Umschau.  
\***Leichten, Ferdinand**, Margarethe von Navarra.  
\***Hauslick, Eduard**, Concerte. Componisten u. Virtuosen.

## Abteilung XI

- \***Gneist, Rudolf v.**, Das englische Parlament in tausendjährigen Wandlungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.  
\***Gülfeldt, Paul**, In den Hochalpen. Erlebnisse a. d. Jahren 1859—1885.  
\***Meyer, M. Wilhelm**, Kosmische Weltansichten. Astronomische Beobachtungen und Ideen aus neuester Zeit.  
\***Brugsch, H.**, Im Lande der Sonne. Wanderungen in Persien.

## Abteilung XII

- \***Meyer, Jürgen Hona**, Probleme der Lebensweisheit. Betrachtungen.  
\***Herrmann, Emannel**, Cultur und Natur. Studien im Gebiete der Wirtschaft.  
†**Büchner, Ludwig**, Thatsachen und Theorien a. d. naturwissenschaftl. Leben der Gegenwart.  
\***Hauslick, Eduard**, Musikalisches Skizzenbuch. (Der „Modernen Oper“ IV. Teil.)

### Abteilung XIII

Geffken, F. H., Politische Federzeichnungen.

Lesseps, Ferdinand von, Erinnerungen.

Meyer, M. Wilh., Die Entstehung der Erde und des Jrdischen.

\*Kodenstedt, Friedrich v., Erinnerungen aus meinem Leben. I. Band.

### Abteilung XIV

\*Falke, Jacob von, Aus dem weiten Reiche der Kunst.

\*Herrmann, Emanuel, Sein und Werden in Raum und Zeit.

\*Henne am Rhyn, O., Kulturgeschichtliche Skizzen.

\*Preyer, W., Biologische Zeitfragen.

### Abteilung XV

Hanslick, Ed., Musikalisches und Literarisches. (Der „Modernen Oper“ V. Teil.)

\*Kodenstedt, Fr. v., Erinnerungen aus meinem Leben. II. Band.

\*Hellwald, Fr. v., Die Welt der Slawen.

\*Spielhagen, Fr., Aus meiner Studienmappe.

### Abteilung XVI

\*Büchner, Ludwig, Das goldene Zeitalter.

\*Brugsch, H., Steininschrift u. Bibelwort.

\*Meyer, M. Wilh., Mißgestunden eines Naturfreundes.

\*Sterne, Carus, Natur und Kunst.

### Abteilung XVII

Hanslick, Ed., Aus dem Tagebuche eines Musikers. (Der „Modernen Oper“ VI. Teil.)

\*Henne am Rhyn, O., Die fremde Kulturgeschichte.

\*Gottschall, Rud. v., ... en zur neuen deutschen Literatur.

\*Falke, Jacob v., Geschichte des Geschmacks.

### Abteilung XVIII

... einhold, Auf fernen Meeren  
Dabeim.

\*Ulrich, Titus, Reifestudien.

\*Jähns, Max, Über Krieg, Frieden und Kultur.

\*Diercks, G., Kulturbilder aus den Vereinigten Staaten.

### Abteilung XIX

Ehlers, Otto E., An indischen Fürstentümern. I. Band.

Ehlers, Otto E., An indischen Fürstentümern. II. Band.

\*Brugsch, H., Mein Leben und mein Wandern.

Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. I. Band.

### Abteilung XX

Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. I. Band.

Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. II. Band.

Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. II. Band.

\*Sihner, Rud., Die Regentenschaft Tunis.

## Abteilung XXI

\*Falke, Jacob von, Aus alter und neuer Zeit.

\*Frenzel, Karl, Kokoko, Büsten und Bilder.

\*Ehrlich, H., Modernes Musikleben.

\*Wegener, Georg, Herbsttage in Andalusien.

## Abteilung XXII

Hanslick, Ed., Fünf Jahre Musik. (Der „Modernen Oper“ VII. Teil.)

\*Dove, Karl, Südwest-Afrika.

\*Herrmann, E., Das Geheimnis der Macht.

Ehlers, Otto E., Im Osten Asiens.

## Abteilung XXIII

\*Wegener, Georg, Zum ewigen Eise.

\*Werner, R., Salzwasser. Erzählungen aus dem Seeleben.

\*Hirschfeld, G., Aus dem Orient.

\*Haacke, W., Aus der Schöpfungswerkstatt.

## Abteilung XXIV

\*Karpeles, Gustav, Litterarisches Wanderbuch.

\*Dove, Karl, Vom Kap zum Nil.

\*Seidel, A., Transvaal, die Südafrikanische Republik.

\*Tanera, Karl, Aus drei Weltteilen.

## Abteilung XXV

Hanslick, Ed., Am Ende des Jahrhunderts. (Der „Modernen Oper“ VIII. Teil.)

\*Zabel, Eugen, Russische Litteraturbilder.

\*Below, Ernst, Megiko. Skizzen und Typen aus dem Italien der neuen Welt.

\*Lindau, Paul, An der Westküste Kleinasiens.

## Abteilung XXVI

\*Gottschall, Rud. v., Zur Kritik des modernen Dramas.

Koenigsmark, Graf Hans v., Japan und die Japaner.

\*Münz, Sigmund, Römische Reminiscenzen.

Hanslick, Ed., Aus neuer und neuester Zeit. (Der „Modernen Oper“ IX. Teil.)

## Abteilung XXVII

Münz, Moderne Staatsmänner. Biographien und Begegnungen.

Reuleaux, F., Aus Kunst und Welt. Vermischte kleinere Schriften.

Zimmermann, A., Weltpolitisches. Beiträge und Studien zur modernen Kolonialbewegung.

Wegener, Georg, Zur Kriegszeit durch China 1900/1901.

## Abteilung XXVIII

Meyer, M. Wilh., Der Untergang der Erde.

Rumpelt, A., Sicilien u. d. Sicilianer.

Meyer, Christ., Kulturgeschichtliche Studien.

Tanera, Karl, Eine Weltreise.

Unter der Presse befindet sich:

Grothe, Hugo, Auf türkischer Erde.

Meyer, M. Wilh., Vulkanismus.

Bezugs-Erleichterung umstehend!

## Bezugs-Erleichterung

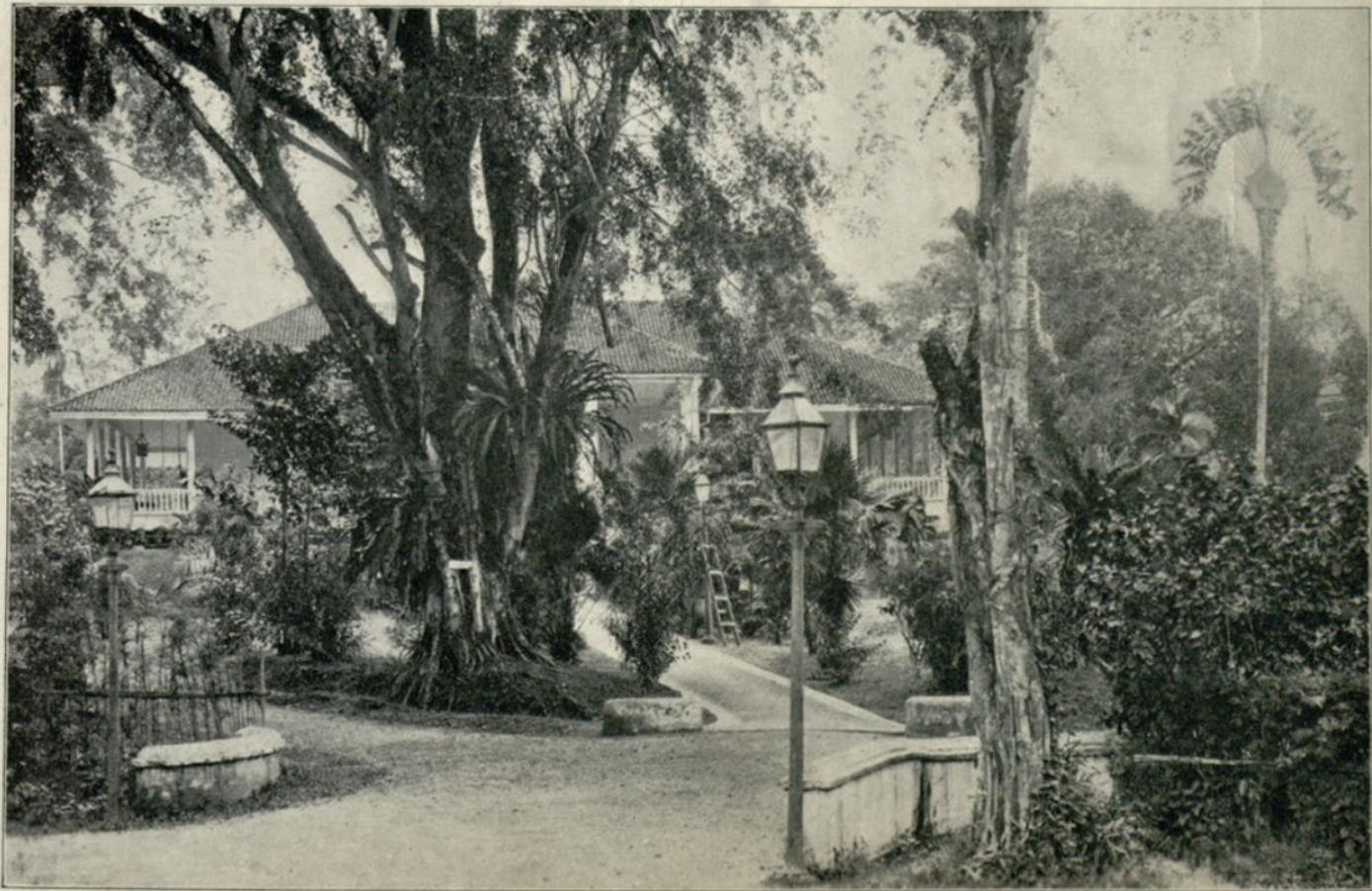
Damit die verehrlichen Mitglieder, welche dem Verein neu beitreten, Gelegenheit haben, sich aus den früher erschienenen Abteilungen die ihnen zusagenden Werke **billiger als zum Ladenpreise von 6—9 Mark** für den Band beschaffen zu können, haben wir bei einer **Auswahl** aus den mit einem \* bezeichneten Bänden zur Erleichterung des Bezuges eine bedeutende Preisermäßigung eintreten lassen, und zwar in der Weise, daß nach freier Wahl

5 Bände anstatt	30—40 M. jetzt	20 M. kosten.
10 " "	60—80 " "	35 " "
15 " "	90—120 " "	50 " "
20 " "	120—160 " "	65 " "
25 " "	150—200 " "	80 " "
30 " "	180—240 " "	95 " "
35 " "	210—280 " "	110 " "
40 " "	240—320 " "	125 " "
50 " "	300—400 " "	155 " "
60 " "	360—480 " "	183 " "
70 " "	420—560 " "	210 " "

Die mit † versehenen Bände sind entweder vergriffen oder in einen anderen Verlag übergegangen und werden nur bei Abnahme sämtlicher 28 Abteilungen abgegeben.







Singapore. Von deutschen Blöck

# Eine Weltreise



## Reisebriefe

von

Carl Tanera

Illustriert von Henry Deppermann

Zweite Auflage



Berlin

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur

1903

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55  
tel. 22 69-78-773



Wa5164149

Alle Rechte vorbehalten.

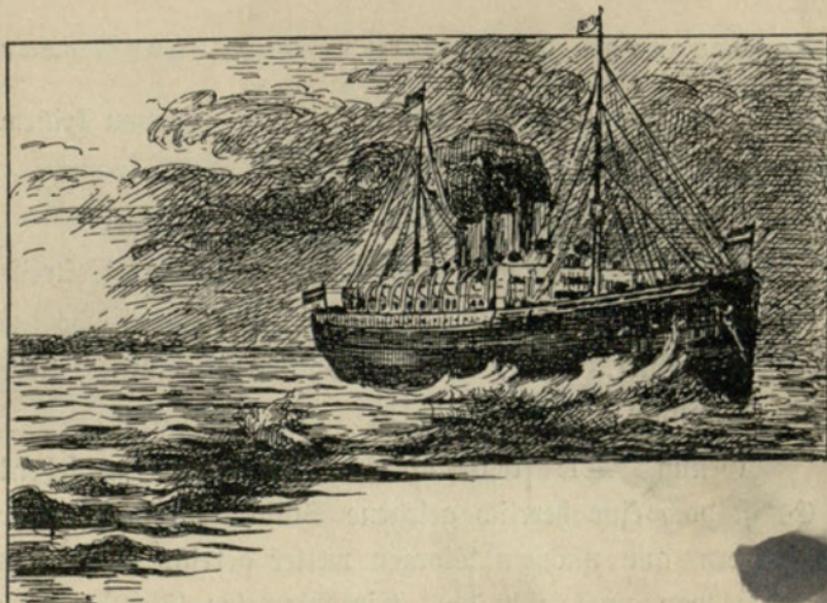


3517

## Inhalt

	Seite
Von Berlin bis Ceylon . . . . .	1
Südindien . . . . .	15
Von Madras nach Golkonda und Haidarabad . . . . .	27
Durch Nordindien und Birma nach Singapore . . . . .	45
Durch die Straits Settlements nach Java . . . . .	59
Buitenzorg und Baroet auf Java . . . . .	71
Durch die östliche Hälfte von Java . . . . .	84
Von Singapore nach Hongkong und Kanton . . . . .	97
Von Hongkong nach Schanghai . . . . .	113
Von Schanghai nach Tsingtau . . . . .	125
Von China nach Japan, Nagasaki, Kobe und Hiogo . . . . .	147
Osaka, Nara und Kioto . . . . .	162
Nagoya, Myanofschita, Yokohama und der Einzug des Kaisers in Tokio . . . . .	176
Tokio, Nikko, an den Chuzenji-See und zurück nach Yokohama	191
Über den Stillen Ozean. Honolulu . . . . .	208
Kalifornien . . . . .	222
Salt Lake City und in den Yellowstone-Park . . . . .	240
Von Colorado nach Chicago . . . . .	275
Am Niagara-Fall. Nach New-York . . . . .	290
New-York, Washington, Baltimore, Philadelphia . . . . .	304
Die Heimreise an Bord des „Kaiser Friedrich“ der Hamburg- Amerika-Linie . . . . .	323





## Von Berlin bis Ceylon.

Es war in Berlin im Anhalter Bahnhof. Ich sah aus einem Fenster des Wagens 1. Klasse im D-Zug nach Frankfurt heraus. Ein Bekannter wanderte vorüber.

„Na, wohin denn, und noch dazu in der 1. Klasse?“

„Es geht etwas weit. Da muß man bequem reisen. Daher der Luxus.“

„Also wo reisen Sie denn hin?“

„Geradeaus, bis ich wieder zu Hause bin. Ich befinde mich nämlich auf der Heimreise.“

„Das verstehe ich nicht. Sie sind doch hier zu Hause!“

„Ja, ja, darum reise ich nun immer ostwärts, bis es wieder heißt: Berlin.“

„Ach, jetzt geht mir ein Licht auf. Sie reisen rund herum?“

„Ja, rund herum, um die Erde.“

„Da gratuliere ich. Lassen Sie sich nur von keinem Hai oder Tiger fressen.“

„Hab's nicht vor. Adieu. Auf Wiedersehn!“

Der Zug setzte sich in Bewegung. Die Weltreise begann.

Frankfurt, Basel, Luzern, Gotthardt, sämtlich liebe alte Bekannte.

Genua. Wie freute ich mich, es wieder zu sehen! Es ist doch eine herrlich gelegene Stadt. Trotzdem wäre ich gern am nächsten Morgen weiter gereist. Aber das Schiff war noch nicht da. Ein Wartetag läßt sich aber in Genua gut aushalten, selbst wenn man diese Stadt in- und auswendig kennt. Ich sah mir die neue elektrische Straßenbahn an, die in einem großen und einem kleineren Tunnel unter den alten, stolzen Palästen hindurch führt und eine der schwierigsten Aufgaben glänzend gelöst hat. Was wohl diese stolzen Quaderbauten gedacht haben, als es unter ihnen bohrte, sprengte, arbeitete. Es kam aber keiner ins Wanken. Da werden sie und ihre Bewohner sich gewiß schnell beruhigt haben, und der Verkehr erlangte sein Recht.

Zum so und so vielen Male besuchte ich das campo santo. Abermals sah ich viele neue, reiche Denkmäler, einzelne wirklich künstlerisch, die meisten aber maniriert, gekünstelt und von einer manchmal abscheulichen Realistik. In den letzten Jahren wird auch die Bronze häufiger angewendet, und gerade diese Denkmäler fallen unter den Massen von weißen Marmorgestalten günstig auf. Die Anlage des ganzen campo santo ist so prächtig, daß man

stets von neuem entzückt ist. Ebenso genoß ich wieder den schönen Blick aus der Villa Negri und endete selbstverständlich beim bayerischen Bier.

Am nächsten Morgen fuhr der Dampfer „Karlsruhe“ des Bremer Lloyds früh 8 Uhr ab.

Adieu, Heimat! Adieu, Ihr Lieben oben im Norden! Auf Wiedersehen im nächsten Jahre!

Zuerst muß man die Ausfahrt beobachten. Vor drei Jahren fuhr ich von Triest aus nach Indien. Ich weiß nicht, was schöner ist? Vielleicht Triest mit dem Blick auf Miramar, vielleicht Genua mit den hohen Palästen. Dort mehr Grün, hier wildere Bergformen.

Aber eins ist sicher ein maßgebender Grund, Genua als Abreisestation zu wählen, nämlich der, man steigt in Genua auf ein Schiff des Norddeutschen Lloyds, und der übertrifft den österreichischen doch ganz bedeutend.

Diese Reinlichkeit, diese ruhige Art des Dienstes, diese Pünktlichkeit. Man hört kein Schreien der Matrosen, man vernimmt wenige kurze Kommandos, und alles geht ganz ordnungsgemäß seinen Weg. Darauf achtet nur der Reisende, der viele Seefahrten auf Dampfern verschiedener Linien gemacht hat. Was aber jedermann an Bord eines deutschen Schiffes, sei es vom Lloyd oder von der Hamburg=Amerika=Linie, so überaus angenehm empfindet, das ist das Verhalten der Schiffsbesatzung gegen die Passagiere. Vom Kapitän bis zum letzten Schiffsjungen hinab bemüht sich jeder, den Schiffsgästen freundlich entgegenzukommen. Auf den deutschen Schiffen ist man Herr oder Frau so und so, d. h. eine zur großen Schiffsfamilie gehörige

Person. Was habe ich dagegen in dieser Beziehung alles auf englischen Schiffen erlebt! Dort ist man ein nummeriertes Kollo, sonst nichts. Und erst die Küche! Man könnte es fast einen Fehler der deutschen Schiffe nennen, daß sie eine so vorzügliche Verpflegung geben. Sie verwöhnen die Reisenden in dem Maße, daß man die Hotel- und alle anderen Schiffsküchen als minderwertig ansehen muß und nicht mehr zufrieden ist. Auch da stehen die Engländer sehr zurück. Ich begreife gar nicht, daß sich die doch sonst ziemlich anspruchsvollen Briten eine so mäßige Verpflegung und eine so rücksichtslose Behandlung gefallen lassen, wie sie der Reisende auf vielen englischen Linien, sogar auf der P. a. D. erhält. Uns soll es recht sein, denn wir haben den Vorteil davon. Reisen doch jetzt schon die meisten Engländer lieber auf unseren deutschen Schiffen als auf ihren eigenen, und um sie dazu zu bringen, mußten triftige Gründe vorherrschen. —

Zwischen Elba und dem Festlande hindurch dampfte unsere „Karlsruhe“ nicht zu schnell, aber ihrer starken Belastung wegen durchaus ruhig nach Süden. Man hätte im Salon Billard spielen können, so wenig merkte man die Schraube. Von Schwankungen war gar nicht zu reden. —

Wen sollte der Golf von Neapel nicht stets von neuem entzücken! Ich habe ihn duzendmale gesehen, und immer packte er mit gleicher bezaubernder Kraft die Sinne. Im Hafen die obligaten Boote mit Mandolinenspielern, Verkäufern, Führern u. s. w. u. s. w. Wir durften drei Stunden an Land. Geschrei, Gedränge, Schmutz, Gebettel, Zudringlichkeit der Händler u. s. w. Das stört

einen alten Italienreisenden nicht mehr. Noch ein gutes Glas Pſchorr in der Galleria Umberto, und dann wieder an Bord. Da qualmt er, der alte Freund Vesuvio, und die untergehende Sonne wirft einen rotgoldenen Schein auf Sant' Elmo, den Pofilipp und auf das ganze Häusermeer von der Chiaja bis Torre del Greco. Es ist doch ein zauberhafter Anblick!

Am nächsten Morgen sah uns die aufgehende Sonne in der Meerenge von Messina. Liebe Erinnerungen! Ein lustiges Bad vor der Scylla, der Blick vom Faro, die Alpenveilchen oben auf dem San Rizzo, vergnügte Stunden in Messina, Bagnara und Reggio kamen mir ins Gedächtnis. Es war damals eine andere Zeit. Der eigene Finanzminister gestattete nur, wie ein *povero pittore tedesco* umher zu streifen, und jede Lira wurde sechs-mal umgedreht, ehe man sie ausgab. Aber Sicilien war darum nicht weniger schön. Ich habe in späteren Jahren die romantische Insel nach jeder Art durchwandert, meist als Sybarit, wie Raden sagt, das heißt als Erstklassler in Bahn, Schiff und Hotel. Am meisten gesehen, gelernt und genossen habe ich doch bei der ersten, in geldlicher Beziehung sehr eingeschränkten Reise. —

Seit Neapel haben wir eine bunte Gesellschaft an Bord. Die Mehrzahl der Passagiere sind deutsche und zwar meist junge, nette Leute. Der eine ließ in Bremen seine Braut zurück und muß wieder hinaus nach Rangoon, um der dortigen Filiale eines großen Reis-Handelshauses vorzustehen, ein anderer soll das Hinterland von Tsingtau nach Kohlen und Erzen erforschen, ein Arzt und ein Ingenieur wollen ihr Glück in Siam versuchen, eine

Stangensche Gesellschaft von sieben lustigen, sehr gut zusammenpassenden Herren sucht im Ausland Belehrung, Unterhaltung und Vergnügen u. s. w. Auch die schon von Southampton an Bord befindlichen Engländer machen einen guten Eindruck, und einige exotische Größen erregen das allgemeine Interesse. Zunächst der siamesische Premierminister Erz. Phya Visuddha mit Gefolge, ein portugiesischer Bischof mit zwei geistlichen Begleitern, ein Araber aus dem Süden von Jemen, der ausgezeichnet deutsch spricht und die deutsche Kriegsakademie durchmachen, vorher aber noch einen Besuch zu Hause ausführen will, Osman-ben-Said, dann ein Japaner und andere mehr. Nur die holde Weiblichkeit ist schwach vertreten. Dafür wenigstens in einer jungen holländischen Dame sehr gut, denn sie singt mit schöner Stimme und trefflicher Schule reizend deutsche Lieder von Schubert, Schumann u. a. Am 2. Dezember plötzlich große Aufregung. Auf der endlosen blauen Fläche erscheint eine Rauchsäule. Es muß die „Bayern“ sein. Bald hebt sich ein weißer Kumpf aus der Tinte des Meeres. Der Dampfer kommt näher, es ist die „Bayern“ vom Norddeutschen Lloyd. Signale flattern an den Masten, Passagiere grüßen hinüber und herüber, Musik erschallt, dann ist es vorbei, jene ziehen heimwärts nach Norden, wir ja auch, aber vor uns liegen noch etwa 60 000 Kilometer, und die wollen gemacht sein.

Am nächsten Abend umgaben uns von drei Seiten starke Gewitter. Das Einschlagen der Blitze ins Meer, dort rot beleuchtete Wolken, an den Rändern von der untergehenden Sonne wie mit Gold eingefasst, hier schwarze riesige Mauern, bis der elektrische Strahl grelle Risse

hineinschlägt, plötzlich durch Wetterleuchten hervorgezaubert die Gebirgsmassen von Candia, und schließlich die unter der Wolkenmasse hervorbrechende Sonne, welche wie ein strahlender Rubin in der fast schwarzen Flut versinkt — solche Farbenstimmungen erlebt man nur auf dem südlichen Meere.

Am 3. Dezember früh 7 Uhr lag Afrika vor uns. Wer die Gegend von Port Said zum erstenmal sieht, ist enttäuscht. Flache Sandstrecken, einige wenige Palmen, die nüchternen weißen Häuser der Stadt — das ist alles. Nachdem aber unsere „Karlsruhe“ zwischen die langen Molen hineindampfte, sah ich ein neues, interessantes Bild, nämlich die erst vor kurzem enthüllte Statue des Kanalerbauers Lesseps. Die etwa vier und eine halbe Menschengröße hohe Figur ist gut modelliert, das Piedestal erscheint mir aber etwas klein. Mit der rechten Hand zeigt der geniale Meister nach seinem Werk.

Port Said selbst ist für den Nordländer sehr interessant. Er sieht dort Fellachen, Araber und Europäer aller seefahrenden Völker, aber die Stadt ist weder originell noch schön. Bazar reiht sich an Bazar, Tingeltangel an Tingeltangel, und die Bevölkerung besteht zu einem Drittel aus Durchreisenden, zum zweiten aus den zur Kanalgesellschaft gehörigen Beamten und Arbeitern und zum dritten aus einigen wenigen anständigen Eingeborenen und sehr vielen Halunken. Was man alles angepriesen bekommt, und wozu man verschleppt wird, ist kaum zu glauben. Aber jeder Neuling fällt auf den Schwindel rein, und der Erfahrene lacht darüber, denn ihm ging es früher gerade so, mir vor Jahren auch.

Unsere Fahrt durch den Kanal konnte nicht günstiger sein, sie dauerte nur 16 Stunden 17 Minuten, viel schneller aber kann man sie überhaupt nicht zurücklegen. Wie viel ist über diese Fahrten schon geschrieben! Auch ich selbst habe sie öfter geschildert, denn sie ist jedesmal interessant, reizend und anregend. Diesmal fuhren wir vormittags in den Kanal hinein. Bald glaubten es mir junge Landsleute, daß man im Menzaleh-See Hunderttausende von Pelikanen, Flamingos, Ibisen und anderen Wasservögeln erblickt, sie sahen sie ja selbst. Dann kam der nackte Sand. Als die Nacht einbrach, zeigte sich ein entzückendes Bild. Jeder Dampfer hat an seinem Bug einen riesigen elektrischen Scheinwerfer. Hinter uns fuhr ein englischer Dampfer, dessen Scheinwerfer nun die Sandwalle neben uns streifenweise beleuchtete, so daß es schien, als ob sie mit Schnee bedeckt wären. Ebenso wurde der ostwärts ziehende Qualm unseres Kamines von dem elektrischen Licht jenes Dampfers getroffen. Ich stand an der Reling unserer „Karlsruhe“ und blickte den im Rauch verschwindenden, magischen Gebilden nach. Figuren tauchten darin auf, Gruppen, Massen, Heere. Richtig, das sind die tapferen Scharen Ibrahim Paschas, der bei el Kantara über die Landenge von Suez zog, um das Türkenreich erzittern zu machen. Nein, nein, es sind ja Franzosen, die der tapfere Korse hinüberführt, um auf dem Landweg Europa wieder zu erreichen, nachdem ihm die britischen Schiffe den Seeweg verlegt. Und doch nicht. Araber sind es, fanatisierte Horden, welche der rücksichtslose Feldherr Sidi Okba herüber führt, um im schwarzen Erdteil den Glauben Mohammeds zu verbreiten. Und

abermals, nein! So geordnet ziehen nur römische Legionen dahin. Richtig, es sind die Heere des Antonius, welche aufrührerische Philister niederwerfen sollen. Aber sie kommen ja von Osten, es muß eine Armee Salomons sein. Ja, ja, jene, welche bis in die Gegend des heutigen Tunis gelangte. Und auch das nicht! Griechen sind es, und Alexander selbst, der Große, führt sie; sie ziehen zur Dase des Jupiter Ammon. Nun erscheinen sie mir wieder als alte Ägypter oder wie fliehende Juden, wie Perfer — ich weiß nicht mehr wie?

Das alles zeigten die Gebilde, welche der Scheinwerfer aus dem Qualm hervorzauberte, das alles zog hier einst herüber und hinüber. Was wird noch folgen?

Suez habe ich diesmal verschlafen, aber Port Twesik sah ich wieder. Blendend weiße Häuser tauchten aus der wunderbar blauen Flut auf, rechts und links erhoben sich die nackten, rotgrauen Felsen der Gebirge, und klar lag vor uns im Süden das Rote Meer. In dieses ging es hinein!

Vier Tage zogen wir südwärts, dann warfen wir vor dem wilden, vulkanischen Felsen von Aden Anker. Ich war nun zum drittenmal hier, aber so angenehmes Wetter habe ich noch nicht erlebt. Bewölkter Himmel, ein Regenbogen, und sogar einige Tropfen Regen strafte die Erzählungen von drückender Sonnenglut und Hitze Lügen. Ich habe schon viele ähnliche Erfahrungen gemacht. So erzählte ich einmal Bekannten, daß es in der Dase Sidi Okba in der Nord-Sahara keinen Europäer gäbe. Der erste Eingeborene, der uns begegnete und wie ein Ziban-Araber

gekleidet war, wurde von mir meinem Freunde als solcher gezeigt. Seine Antwort erfolgte sofort: „Ne, lieber Herr, ich bin Sie aus Dräsen.“ Dabei war ich drei Jahre hintereinander in der Dase gewesen und hatte ihn nie entdeckt. Er war dort Kaffeehausbesitzer.

Also es kann in Aden auch kühl sein, d. h. nur + 25 Gr. Celsius haben. In der Stadt war Markt gewesen. Hunderte von Kamelen lagen umher oder zogen, an Wagen gespannt oder mit Lasten beschwert, auf den Straßen dahin. Eine Schwadron englischer Kamelreiterei marschierte vorbei. Duzende von interessanten Bildern fielen uns in die Augen. Und doch ist man froh, das trostlose Nest Aden wieder zu verlassen. Ich begreife es nicht, daß ein deutscher Landsmann schon 11 Jahre dort aushält und noch dazu ganz vergnügt aussieht.

Nun steuerte unsere „Karlsruhe“ durch den Golf von Aden dem Indischen Ozean zu. In sechs Tagen durchkreuzten wir ihn. Endlich: Land, unser Ziel Ceylon. Trotz der guten Fahrt, trotz der vorzüglichen Behandlung und Verpflegung an Bord, trotz des netten Zusammenlebens aller Passagiere, gleichgültig, ob Europäer oder Asiate, freute man sich doch, wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen. Man nahm Abschied von dem so lebenswürdigen Kapitän Dannemann und seinen Offizieren und rüstete sich, an Land zu gehen.

Als ich zum erstenmale in Ceylon war, kam mir die ganze Insel mit all dem Neuen, das ich sah, wie ein Traum, wie ein Gebilde einer überreichen Phantasie vor. Demgemäß schilderte ich damals meine Eindrücke. Und

jetzt! Jetzt sah ich alles zum wiederholtenmale, ich erblickte nur Bekanntes, und ich erkannte trotzdem, daß ich damals noch lange nicht die richtigen Worte gefunden hatte, um wahr und echt zu schildern. Eine solche Flora, eine solche Farbenpracht, eine so wunderfame Landschaft läßt sich nicht beschreiben, die kann man nur malen. Ceylon ist wahrhaftig ein Paradies. Freilich über die Hitze von Colombo muß man erhaben sein. Sie betrug gestern im Schatten + 31 Gr. Celsius und kühlte sich abends nur auf + 28 Gr. ab. Das zu ertragen lernt sich aber. Freilich, ihr geehrten Landsleute, die ihr zur Feier, daß ihr wieder festen Boden unter euch habt, Rotwein und Champagner hinuntergießt, was durch die Kehle geht, ihr werdet länger brauchen, bis ihr euch an das Tropenklima gewöhnt. —

Ich möchte mich nicht gern gegenüber meinen ersten Schilderungen von Indien und Ceylon\*) wiederholen, — aber mancherlei muß ich doch erwähnen. Colombo ist sehr fortgeschritten. Zwei elektrische Straßenbahnen führen jetzt durch die Stadt. Wenn Direktor Lautenschläger der Münchener Oper oder ein anderer Theater-Dekorationsmaler einen solchen Wagen sehen könnte! Welch eine Sammlung von Modellen für eine Ausstattungsooper würde er finden! Da sitzen friedlich Europäer, Singhalesen, Tamulen, arabische Moslems, Parsen und, weiß Gott wer, noch nebeneinander. Ein Curasier gibt uns die Fahrscheine, ein Engländer kontrolliert sie, ein Hindu steuert

---

\*) Aus drei Weltteilen von C. Fanera, illustriert von Henry Deppermann. Veröffentlichungen des Allgemeinen Vereins für deutsche Litteratur. Berlin 1898.

den Wagen; in acht Sprachen schwirrt es durcheinander. Das alles auf Ceylon im Indischen Ozean. Neben der Straßenbahn traben Zebudroschken, aber hinter dem Wagen ohne Zugtiere bleiben sie doch zurück; die neue Zeit mit ihrer Technik jagt der alten vor. Ich fuhr nach Kelani. Palmen, Bananen, Zimmbäume, bekannte und unbekannte Tropenbäume aller Art, kleine Singhalesenhäuser, Hindutempel, Christenkirchen, reizende Bungalows mit wunderbaren Gärten zogen an mir vorbei, bis ich zum alten Buddhatempel kam. Dort fand ich gelbe Priester, eine Pagoda, einen Tempel mit dem liegenden Bronzebuddha und betäubenden Duft verwester Blumen. Diese Blumenopfer der Buddhisten sind sehr poetisch und sinnreich, der Geruch aber! Nun, man kann sich ja retten. Das Museum von Colombo mit seinen Riesenschildkröten und Riesenhaiischen ist interessant. Direkt wohltuend wirkte ein Besuch bei unserem deutschen Konsul Herrn Freudenberg. Diesmal traf ich auch seine Gattin. Beide empfangen mich in dem ganz reizenden Bungalow mit ihrer bekannten Liebenswürdigkeit. Nicht überall trifft es der Deutsche bei seinen Vertretern im Ausland so gut wie hier in Colombo oder auch in Yokohama oder Brasilien.

Auf nach Kandy! Eine Flora, eine Gegend, eine Luft — was soll ich sagen? Einfach: das Paradies. — Das Queen's Hotel in Kandy ist eines der besten Indiens. — Selbstverständlich. Der Manager ist ja ein Deutsch-Österreicher. Ich weiß nicht, warum die englischen Managers in Indien nichts von unseren deutschen Landesleuten annehmen. Sie sehen ja den Unterschied. Übrigens lief Alt-Englands Volk hier herum wie begoffene Hühner.

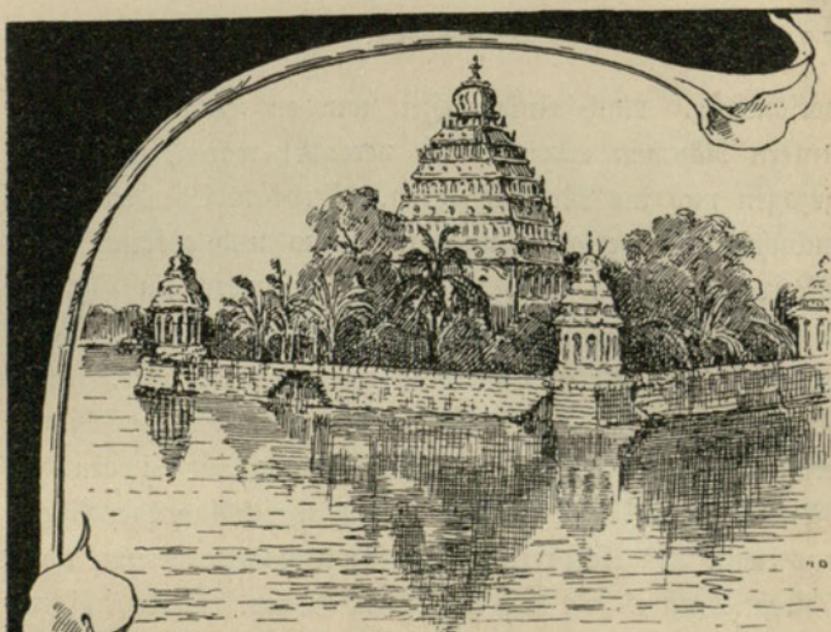
Vorgestern traf die Nachricht von dem Burenfieg in der Tugela-Schlucht ein. Nur englische Nachrichten. Wie mag die Sache erst in Wirklichkeit aussehen! — Schade, daß es hier keine Filiale vom „Berliner Lokalanzeiger“ oder den „Münchener Neuesten Nachrichten“ gibt. Da würde man doch die Wahrheit hören. —

Über die Umgegend Kandys kann ich nicht mehr schreiben, als ich es früher tat. Aber bei Peradenia möchte ich jetzt drei Sternchen anfügen; zwei genügen nicht. Und dann noch diese Idylle des Abends in den Hallen des Queen's Hotels! Vor sich sieht man den See und unvergleichliche Tropenpracht. Dann ein Stündchen im Boudoir Frau Kadens, um ihrem Klavierspiel und ihrem Gesang zu lauschen! Kandy ist unvergeßlich. Einige Tage später erstieg ich wieder wie vor drei Jahren den höchsten Berg von Ceylon, den Pidurutalagalla. Unter mächtigen Rhododendronbäumen mit dunkelrot herrlich leuchtenden Blüten ging es hinauf. Zwei Stunden steigen in der Tropennatur macht warm. Leider traf ich oben Nebel. Das ließ sich nicht ändern, ich tröstete mich rasch, denn früher habe ich ja von dort aus den Adams-Pik, den Indischen Ozean und die Insel in strahlendem Lichte erblickt. Aber ein armer photographierender Reisegenosse! Unermüdlich hatte er seinen großen Kasten bei sich. Jetzt schleppte ihn ein Kuli auf den Berg, und ebenso wie schon öfter war es mit den Aufnahmen nichts. Da kam ich mit meiner Radliebhaberei besser weg. In Kandy ließ ich mir ein Rad, radelte um den See, durch herrliche Palmenhaine und an zauberhaften Gärten vorbei und fühlte mich fast so froh, wie auf meinem eigenen Rad.

Durch so wunderbare Natur hat mich dieses aber noch nicht geführt. —

Nun geht es wieder nach Colombo und von dort nach dem indischen Festland. Das giebt andere reizende, idyllische Landschaftsbilder. Ich kenne ja, was mir bevorsteht. Darum nehme ich mit einer gewissen Trauer von Ceylon Abschied, denn ein so schönes Land sehe ich nicht wieder, nur ein ähnliches und das ist Java. Bis dorthin ist es aber noch weit.





## Südüdjen.

Im Hafen von Colombo lag der Dampfer „Hindu“, das beste Schiff der British India S. N. Comp. für die Linie nach Tuticorin. Es war ein erbärmlicher Kasten von etwa 1200 Tons, und die Überfahrt wurde scheußlich.

Dafür konnte aber kein Mensch zur Rechenschaft gezogen werden, sondern nur der Sturm. Kaum, als wir den Hafen verlassen hatten, brach er los. Der Monsun warf uns so herum, daß der Bug bald auf einem Berg stand, bald in einem Wassertal

verschwand. Nach einiger Zeit wurden Hammel, die in untern Räumen erdrückt und verendet waren, auf Deck gezogen und ins Meer geworfen. Auf dem Oberdeck sahen manche Reisende grün und grau aus und opferten dem Meeresgott; kurz, die Fahrt war keineswegs ein Genuß. Das Landen bei Tuticorin wurde noch unangenehmer. Fünf englische Meilen außerhalb warf der Dampfer, dessen Kapitän sich als ein sehr freundlicher und hübscher Mann erwies, Anker. In einem kleinen Dampfsboot wurden die Reisenden ans Ufer gebracht. Das Wasser schlug über Bord, das kleine Dingelchen flog wie eine Nußschale herum, aber schließlich waren wir doch auf festem Boden. Merkwürdigerweise fehlte auch kein Koffer, obwohl sie unter kaum glaublichen Schwierigkeiten umgeladen worden waren. Man muß eben bei einer Indienreise auch Strapazen durchmachen.

Zu meiner Freude lernte ich an Bord eine deutsche Dame, eine Generalswitwe, kennen, die allein um die Erde reist. Alle Achtung! Das sieht man sonst nur bei Engländerinnen und Amerikanerinnen. Nur ein arabischer Diener begleitete sie.

Nun kam die Fahrt durch Südindien. Ich habe bei meiner ersten Reise in den Berichten diese Strecken etwas kurz behandelt und will nun näher darauf eingehen.

Nach dem herrlichen Ceylon ist man durch die öde Gegend Südindiens sehr enttäuscht. Dennoch ist sie fruchtbar. Überall standen jetzt die Felder in guter Blüte. Reis, Weizen, Gemüse machten einen reichen Eindruck, und doch sah jedes Dorf verwahrlost aus. Das ganze Volk der Tamulen, welches hier lebt, ist heruntergekommen. Die Leute sind dunkelbraun, tragen wenig Kleidung, haben



mit Edelsteinen und Perlen eingezogen sind, wie diese Frauen manchmal als wahre wandelnde Juwelierläden erscheinen.“ —

Durch diesen Anblick lassen sich manche Reisende verleiten, an den Reichtum der Tamuln zu glauben. Das ist falsch. Die Tamulnwohnungen zeigen die Armut ihrer Besitzer; es sind meist Lehmhütten, von Bambusstäben gehalten, ohne nennenswerte Einrichtung. Das ist alles. Aber ordentlich und reinlich sind die Leute doch. Ununterbrochen sieht man Frauen und Mädchen mit Messing- und Kupfergefäßen Wasser holen, es wird viel gefehrt, in jeder Lache gebadet und gewaschen, und vor den Häusern sind häufig weiße hübsche Ornamente in den Sand gezeichnet, obwohl die mühsame Arbeit beim Aus- und Eintreten schnell verwischt wird.

In Madura kam ich am Christabend an. Ich fand mit zwei Reifegenossen Unterkunft im sogenannten Travellers Bungalow. In keiner südindischen Stadt befindet sich nämlich ein Hotel. Auf der Bahnstation gibt es vier Betten, weitere drei im Bungalow. Der unsere lag idyllisch mitten in Palmen. Ich kaufte einige Messinggegenstände, ließ meinen Dragoman Kuchen, Lichte, Knallbonbons u. s. w. besorgen und baute einen indischen Busch als Christbaum auf. Dann wurden Frau von M., meine Bekannte vom „Hindu“, und deutsche Reifegenossen aus der Station eingeladen, und vor diesem Busch mit brennenden Kerzen unter Palmen haben wir den heiligen Abend gefeiert. Ein Diner im Freien unter Palmen reihte sich an, und bei schäumendem Sekt haben wir der Lieben in der fernen Heimat gedacht.

Am anderen Morgen fuhr ich in die Stadt. Sie hat 87 000 Einwohner und zeigte sich mir im Festgewand. Man feierte ein Schiwafest durch eine große Prozession, bei der mächtige, mit Goldpapier, Fahnen, höchst naiven Bildern und Blumen bedeckte Wagen die Hauptrolle spielten. Tausende von Teilnehmern hatten sich das Wahrzeichen neu auf die Stirn gemalt, Blumenbögen waren über die Straßen gezogen, die etwas homöopathisch bekleideten Damen hatten neue gelbe Schminke aufgelegt, vor den Häusern sah man frischgemalte Ornamente im Sand; kurz, die Stadt und ihre Bewohner erschienen so, wie es sich eben an einem so hohen Festtag geziemt. — Ich fuhr mit Frau v. M. durch das dichteste Gedränge. Jedermann wick den Halbgöttern von Europäern sorgsam aus. So gehört es sich. Aus der Stadt ging es zum Teppa Kulam=See, einem Tank, d. h. künstlichen Teich. Höchst romantisch liegt auf der gemauerten Insel in der Mitte ein Mandaham, d. h. ein pavillonartiger Turm, umgeben von großen Lilienbüschen. Von fern sieht das reizend aus. Wenn man aber näher kommt und die scheußlichen und unanständigen Details erkennt, ist man sehr enttäuscht. Man kann gar nicht glauben, wie erbärmlich diese südindische Kunst ist. Im Entwurf und in der Ausführung kann es nichts Schlechteres geben. Und dennoch bewirkt die Masse der Anlagen, die unübersehbare Menge von Figürchen, Tierbildern u. s. w., die bunte Bemalung, das Originelle der Zusammenstellung und die gewaltige Ausdehnung der Tempel, Gopuras, Höfe, Hallen und Galerien, daß ein höchst interessantes Panoramabild entsteht. Wir traten in die großen Schiwatempelbauten. Welch

eine Unmenge von Säulen, Figuren u. dgl., welche Abscheulichkeit der Fratzen, welche Schamlosigkeit der Darstellungen! Ein Volk, das solche Werke an seiner heiligsten Stätte ausstellt, ist sehr tief gesunken, es ist nicht mehr naiv, sondern unglaublich verroht. Das haben aus ursprünglich gut angelegten Menschen die Priester gemacht. Einen feinfühleren Menschen ergreift Ekel, wenn er sich in den riesigen Tempelanlagen, in der Halle der tausend Säulen in Madura umsieht, wenn er die Hunderte von Lingams und anderen obszönen Symbolen und Darstellungen erblickt.

Mitten zwischen den Tempeln liegt der heilige See, der bei allen Hindutempeln gefunden wird, ein Tank, in dem eine aus Wasser, Kuhmist und verwesenen Blumen bestehender dicker Brei steht. Darin baden die Hindu, und daraus trinken sie. Man kann nur sagen: „pfui“ und sich ekelnd abwenden.

Es wirkt direkt wohltuend, dagegen den Palast des letzten Königs von Madura zu besuchen. Dieser Tirumala Nayak hat gewaltige Hallen, er ist unter stark mohammedanischer Beeinflussung modern erbaut, d. h. im 17. Jahrhundert, und zeigt vornehmen Stil. Mächtige, etwa 25 Meter hohe Säulenhallen umgeben den großen Hof, zehn parallele Säulengänge liegen vor den eigentlichen Königsgemächern, und diese selbst erheben sich auf die gleiche Höhe. Bei solchen großartigen architektonischen Verhältnissen konnten die schlechten indischen Details nicht so viel schaden. Sie sind hier auch nicht so fratzenhaft wie in den Tempeln ausgeführt und nirgends obszön. Hier hat ja der Islam mitgewirkt. Außerdem bietet das Dach

des Tirumala Nayak reizende Panoramabilder von der Stadt und ihrer palmenreichen Umgebung. Auch die nahen, schroffen Berge erscheinen in der klaren Luft deutlich, so daß man schließlich doch noch eine angenehme Erinnerung an Madura mitnimmt.

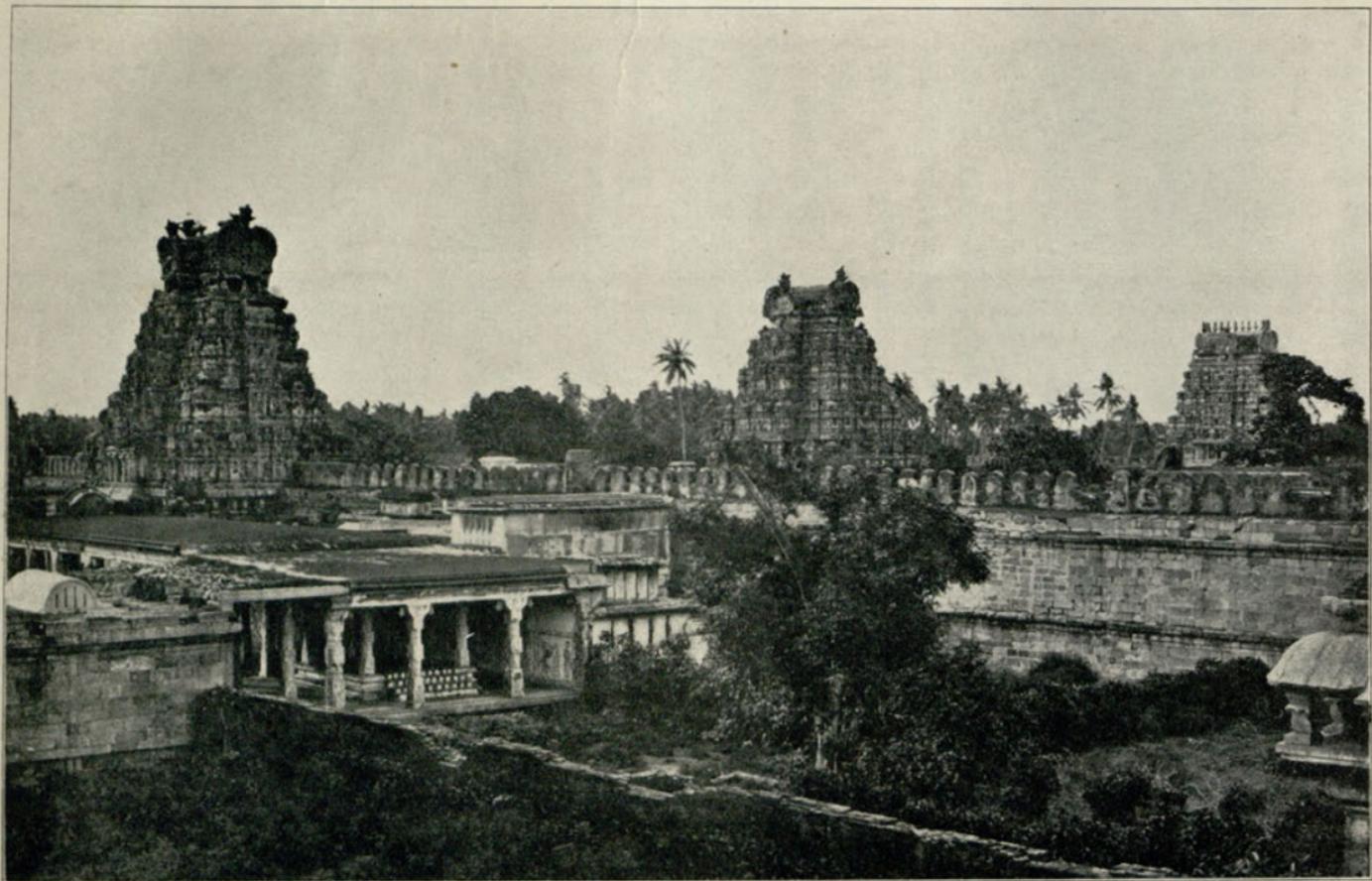
Ich fuhr am gleichen Tage weiter nach Trichinopolis, wieder eine Stadt von 95—100 000 Einwohnern, wieder alles in allem nur sieben Betten für Fremde. Vier sind in der Bahnstation, drei im Travelers Bungalow, und der ist gute zwei Kilometer von der Station entfernt. Etwas zu essen gibt es nur in ersterer. So sind die südindischen Reiseverhältnisse.

Am folgenden Morgen sah ich eine höchst originelle Szene. Ein Mohammedaner brachte auf ungemein komische Art seinen Harem, d. h. alle seine Frauen, zur Bahn. Er besaß einen etwa fünf Meter langen, grünroten Sack, dessen eine Langseite offen war. Dieser Sack war der Länge nach über die fünf weiblichen Wesen, deren Füße ich unten erblickte, so gestülpt, daß die armen Frauen weder etwas sahen, noch gesehen werden konnten. Das offene Borderteil des Sackes hielt der moslemitische Hausherr in der Hand, und damit zog er seinen Harem hinter sich her. Als er meine neugierigen Blicke sah, drehte er die Zipfel noch fester zu. Ich hatte also keine Ahnung, ob die versteckten Schönen 15 oder 50 Jahre alt waren. Sie dauerten mich aber herzlich, denn ein Marsch unter einem so dichten Sack ist gewiß nirgends ein Vergnügen, am wenigstens in der Hitze Südindiens.

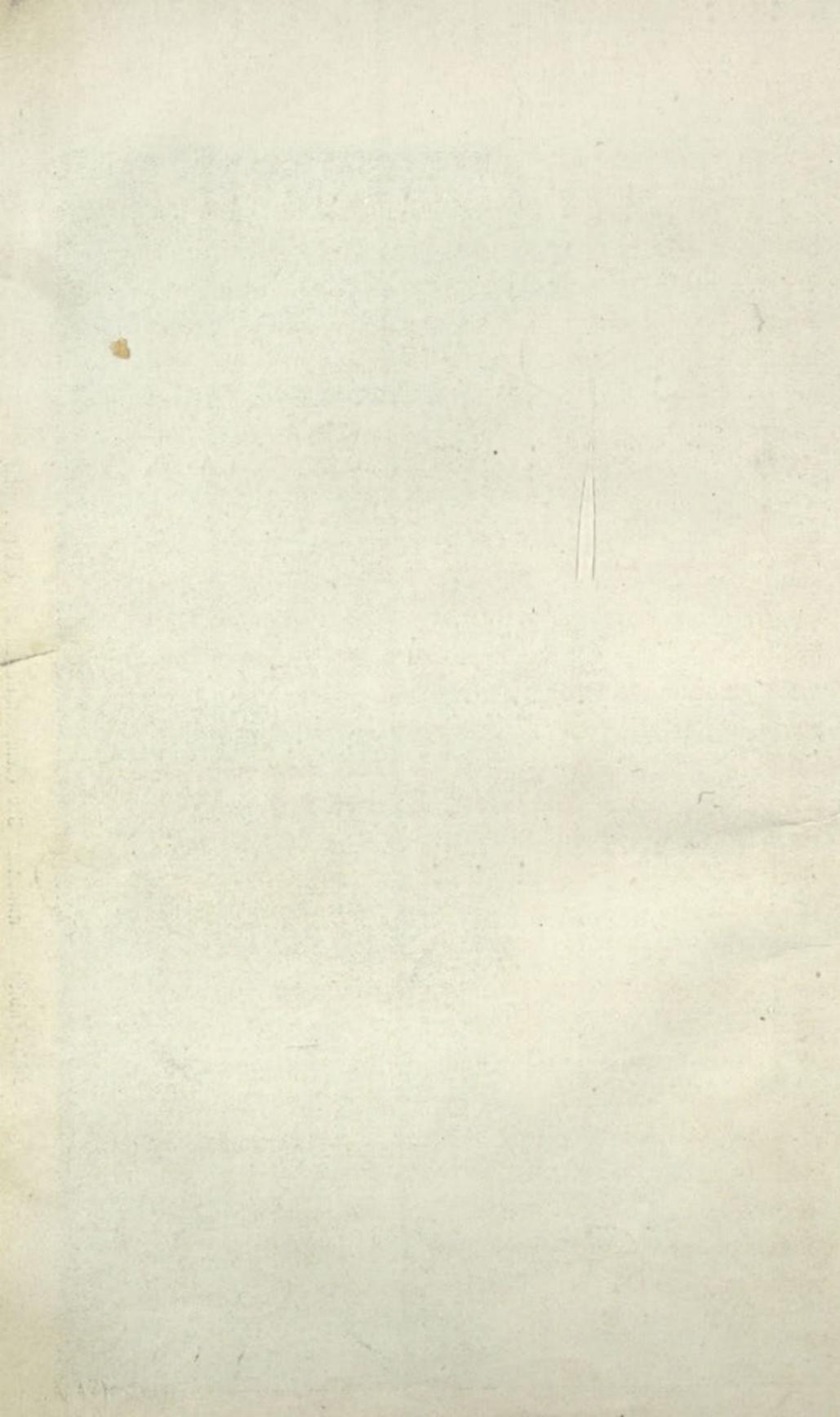
Eine Fahrt durch die Stadt zeigte wieder viele arm aussehende Lehmhäuser, einzelne bunt bemalte Hindugötter

und zwei Moscheen. Die originellen, mageren Gestalten der Eingeborenen bilden oft sehr malerische Gruppen, und besonders die Frauen am Brunnen würden treffliche Vorwürfe für Aquarellstudien abgegeben haben.

Im Süden von Trichinopolis liegt der etwa 70 Meter hohe Fels, auf dem früher das Fort stand. Darauf befindet sich jetzt ein dem Sohne Schivas, dem Kriegsgott Ganesch geweihter Tempel. Er ist nicht wert, genauer besichtigt zu werden, aber die Aussicht von oben ist höchst originell, ja sogar schön. Rings um den sich aus der durchaus ebenen Gegend frei erhebenden Felsen liegt die Stadt mit ihren Tempeln, Tanks, Moscheen u. s. w. Dann reihen sich die Palmenhaine, Bananensfelder und Tabakplantagen an, und grüne Reisfelder breiten sich aus; im Norden ragen die Gopuras der Tempelanlagen von Seringham aus den Palmen, und im Hintergrund sieht man hohe Gebirge auftauchen. Dicht um den Felsen streichen Adler und Geier und lassen sich weder durch Rufe, noch durch den Anblick der auf sie gerichteten photographischen Apparate vertreiben. Ich kehrte in die Stadt zurück, fuhr durch verschiedene, mehr oder minder schmutzige Straßen und durch breite, gut angelegte Alleen nach einer der verschiedenen Tabakmanufakturen. Man darf diese Fabriken nicht mit denen von Rom oder Sevilla vergleichen. In letzterer arbeiten allein 6000 Frauen, hier gibt es nur Männer und Knaben bei der Arbeit, nur etwa 60 im ganzen, aber sie machen sehr gute Zigarren. Ich kaufte einige Musterzigarren und kehrte zum Stationsgebäude zurück, um dort den Tiffin, d. h. das zweite Gabelfrühstück, einzunehmen.



Süd-Indien. Panorama der Tempelanlagen von Trichinopoly.



Der Nachmittag galt dem Ausflug nach Seringham. Mit Recht liest man in Reisebüchern, daß man dort die größten indischen Tempelanlagen erblickt. Sie liegen auf einer Insel im Flusse Coleroon und sind etwa 900 Meter lang und 750 Meter breit. Eine Reihe von Toren, Gopuras, Mauern und Tempeln nach der anderen folgt der vorhergehenden. Wieder wie in Madura sieht man eine Unmasse von fraßenhaften Göttergestalten, Tänzerinnen, Tiergruppen und Symbolen. Bei den ersten Gopuras sind diese Zerrbilder so grell und bunt wie möglich bemalt, bei den hinteren scheinen die Farben ausgegangen zu sein; und man beschränkte sich auf die figürliche Darstellung. Ich eifere keineswegs gegen die religiösen Motive. Warum soll nicht ein Hindugott vier und mehr Arme, ein anderer einen Elefantenkopf haben? In unseren Kirchen und Museen sieht man auch Darstellungen des Teufels und seiner Kollegen, sowie deren Tätigkeit, daß man an Geschmacklosigkeit kaum Höheres leisten kann. Man trete nur einmal in die Cimiterio von Pisa oder in die Kathedrale von Burgos mit dem ausgestopften Leichnam. Also das ist der Leute gutes Recht. Aber wie sie die Arbeiten ausführen, dagegen muß man sich aussprechen. Eine rohere Technik ist nicht denkbar. Weder in der Form, noch in der Farbe ist die geringste Spur von künstlerischem Empfinden zu entdecken. Die Arabesken sind meist unverstanden, die Figuren gemein, alles ist nicht bemalt, sondern beklebt. Dazu kommt der viele Flitterkram, welcher bei Festen die Steinarbeiten umgibt. Wenn bei uns solche Papierpuppen, solche scheußlichen Gemälde in einer Kirche als Dekoration verwendet werden

sollten, würde selbst der beschränkteste Dorfgeistliche in den Abruzzen dagegen Verwahrung einlegen, da es sein besseres Empfinden beleidigen würde. Das Volk hier hat aber jeden höheren Kunstsinne so sehr verloren, daß es die widerliche Häßlichkeit dieser Werke, von dem Obszönen gar nicht zu sprechen, keineswegs bemerkt.

Dazu kommt noch das Gebettel, die servile Art vieler Hindus und das heimtückische Wesen gerade der Tamulen. Man kann mit dem besten Willen keine Sympathien für diese Sünder bekommen. Und dennoch haben sie einen Entschuldigungsgrund. Sie sind von jeher von ihren Fürsten und Vorgesetzten mißhandelt worden, und jetzt machen es die Engländer gerade so. Es ist beschämend, zu sehen, mit welcher Roheit die Engländer mit den Eingeborenen umgehen. Ein freundliches Wort gibt es kaum. Wie ein Hund wird der Hindu geschoben und gestoßen. Man hat mir Vorwürfe gemacht, weil ich einmal dem Befehl an einen Diener, mir meinen Thee zu bringen, gewohnheitsmäßig das Wort „please“ (gefälligst) beifügte. „So sagt man nur zu einem Europäer“, hieß es. Daß unter solchen Umständen die Eingeborenen, gleichgültig ob Mohammedaner oder Hindu, ihre Zwingherren mit der größten Glut hassen, ist selbstverständlich. Aber das bringt den Engländern in Südindien keine Gefahr. Ein so indolentes, vom Aberglauben gefesseltes, dummes Volk wie die Tamulen wird nie eine Erhebung im großen wagen. Den Leuten fehlt ja auch jedes Ehrgefühl. Sie haben kein Rationalbewußtsein, keine Vaterlandsliebe, nur Sinn für den erbärmlichen Lebensunterhalt und stupide Anhänglichkeit an die Formen ihrer ausgearteten Religion. Mit diesen

Eigenschaften rechnen auch die Engländer. Man bemüht sich, mit Ausnahme seitens einiger frommen Genossenschaften, keineswegs, das Leben der Eingeborenen viel besser zu gestalten. Kein Gesetz schützt die Armen gegen Vergewaltigungen, d. h. keines der vorhandenen Gesetze kann von einem Eingeborenen angerufen werden, denn er würde gegen einen Europäer doch kein Recht erhalten. Das hat die Leute allmählich dazu gebracht, auf jeden Rechtsweg zu verzichten und dafür lieber durch serviles Lügen sich so viele Vorteile zu verschaffen, als es in ihrer Lage nur möglich ist. Es läßt sich also darüber streiten, ob man, wie die Engländer sagen, den Hindu so derb, fast roh behandeln muß, weil er feige, niederträchtig, hündisch ist, oder ob er so geworden, weil man ihn so schlecht behandelt. Das eine ist aber jedenfalls sicher, daß auch bei anderer Behandlung Generationen vergehen würden, ehe eine merkbare Änderung zum Besseren bei diesem Volke eintreten könnte.

All diese Verhältnisse machen das Reisen in Südbindien unangenehm. Dazu kommen noch die schlechten Wohngelegenheiten und viele andere Umstände. Ich wohnte auch im größten und besten Hotel der Halbmillionenstadt Madras. Bei Tisch wimmelte ein Duzend weißgekleideter, barfüßiger, dunkelbrauner Diener um mich, vor meiner Schlafzimmertür lag nachts ein solcher, ich hatte mein eigenes Bade- und Ankleidezimmer u. s. w. Klingt das nicht großartig? Dabei sind aber die weißangestrichenen Wände voller Löcher, die Möbelüberzüge zerfetzt, durch die Risse des Teppichs bin ich wiederholt getreten. Mit mir teilten Spinnen, Käfer, Mäuse und weiß Gott was noch

für Getier den Raum, und was man mir zu essen gab — na, ich habe einen in meinen Bekanntenkreisen sprichwörtlich gewordenen guten Magen und kann zu meinem Glück alles vertragen. Heute kam meine Wäsche zurück; sauber gewiß nicht. Der Schmutz, der vorher stellenweise darin war, erschien jetzt nur mehr verteilt und zeigte sich in Strichen. Nur am Kragen eines meiner weißen Tropenröcke war er fort, aber der Kragen auch. Ein weites Loch zeigte, wo er sich einstens befand. Ich habe dem Waschmann alles unter die Nase gehalten und dazu auf deutsch und englisch in allen Tonarten gezankt. Er legte wie ein Betender die Hände zusammen, verneigte sich ununterbrochen bis fast auf den Boden und antwortete mit endloser Geduld immer wieder die einzigen europäischen Worte, die er kannte: „Yes, Sir!“ Es blieb mir nichts anderes übrig, als ihm die anderthalb Rupies, die er verlangte, zu zahlen. Wenn Allah will, geht es meiner armen Wäsche anderswo vielleicht besser. Jetzt wanderte sie direkt wieder in den Schmutzsack zurück. Bei der Gelegenheit muß ich noch erwähnen, daß man im großen Elphinstone Hotel in Madras keine Rupie (1,35 M.) wechseln konnte, sondern zu diesem Zweck in die Stadt senden mußte. So viel kleines Geld gab es im ganzen Hotel nicht. Schuld trug die englische Regierung, welche das Münzrecht der einheimischen Fürsten aufgehoben, aber nicht für rechtzeitige Prägung neuer Scheidemünze gesorgt hatte.

Man ersieht daraus, mit welchen Umständen das Reisen in Südindien verknüpft ist. Wie froh war ich, als mich mein Weg in das Innere, nach Haiderabad und Golkonda führte!



### Von Madras nach Golkonda und Haidarabad.

Ich muß nochmals auf Südindien  
 zurückkommen, nämlich auf seine  
 Hauptstadt. Auch dort machen die  
 Tamulen einen unsympathischen Ein-  
 druck. Madras ist eine sehr weit aus-  
 gedehnte, etwa 16 Kilometer lange und  
 8 bis 9 Kilometer breite Stadt, mit  
 sehr schönen, geräumigen Straßen.  
 Daß auf einem so gewaltigen Flächen-  
 raum nur etwa 450000 Menschen  
 leben, kommt daher, weil um jedes Haus herum sich weite  
 Gärten ausdehnen, und weil selbst die armen Leute von  
 dem wenigen Grund und Boden, den sie besitzen, umgeben  
 sind. Ein spezielles Billenviertel ist nicht vorhanden. Der

Westen, in welchem die meisten Europäer ihre Häuser haben, ist ebenso mit Hütten des armen Volks besät wie das Hafenviertel, in welchem die meisten Arbeiter wohnen, aber auch die Prachtbauten des Senates, Justizpalastes, der Post u. s. w. stehen. Darum sieht man überall, wo man steht und geht, die abgehärmten, wadenlosen, mehr oder minder nackten Gestalten bettelnder Tamulen. Die Leute in den Hotels, natürlich alle barfuß und erbärmlich, betteln, jeder Kutscher bettelt, alles bettelt. Es klingt sehr hübsch, wenn man liest: „Auf jeder Droschke, abgesehen von eleganteren Equipagen, steht hinten ein Diener“. Aber in Wirklichkeit ist es doch anders. Man sehe die Kerls nur an. Lumpen als Kleidung, größtenteils nackt, immer bettelnd, und wenn man ihnen einige Annas (die Scheidemünze) gibt, sich ekelhaft devot verneigend, so sind diese Diener beschaffen. Die unangenehme Empfindung, welche man schon durch den notwendigsten Verkehr mit diesem servilen Bettlervolk erhält, wird durch die Besichtigung des schönen botanischen Gartens, des sehr stattlichen und interessanten Museums und der wenigen wirklich großstädtischen Gebäude nicht verwischt. Und doch hat mich ein Umstand mit Madras ausgesöhnt. Dafür kann die Stadt aber nichts. Es war das reizende, lebenswürdige und gastfreundliche Entgegenkommen unserer Landsleute, der Herren des deutschen Klubs. In ihrem hübschen Klubbungalow empfangen und bewirteten sie mich. Ich empfand, wie herzlich sie es meinten, und fühlte mich behaglich. Vielleicht erfahren der Konsul Albert Gerdes, der Klubvorstand Drümmler und alle die anderen Herren, wie wohl mir diese deutsche Gastfreundschaft im heißen Südindien

getan und wie ich hierfür dankbar bin. Auch im Privatheim des Konsuls, einem schönen großen Besitz, wurde ich von dem Hausherrn und dessen Damen und Freunden gleich liebenswürdig aufgenommen. Mit Lawn-Tennis- und Croquet-Spiel vergingen einige sehr angeregte Stunden.

Eine überraschende und interessante Beobachtung war es für mich, daß all unsere Landsleute, wo ich sie in Indien sah und sprechen konnte, ohne Scheu ihre Sympathien für die Boeren äußerten und trotz aller Anerkennung der Engländer als Kaufleute doch von deren Unfähigkeit, den Krieg ehrenvoll für sie zu beenden, überzeugt sind. Eine solche Ansicht von Männern, welche seit vielen Jahren mitten unter Engländern leben, ist gewiß eine der maßgebendsten. Sie hat sich als richtig erwiesen.

Nach der seelischen Erholung, welche mir der Verkehr mit den Landsleuten geboten hatte, trat ich die 24stündige Fahrt in das Innere Indiens, in das Deccan, nach Golkonda und Haidarabad an. Die indischen Wagen erster Klasse sind dem Klima entsprechend recht gut; aber vor dem entsetzlichen Staub können sie nicht schützen. Nun, man hüllt sich in seinen Staubmantel, denkt, man sei im Sommer auf der Linie Berlin—Hamburg und fährt los. Die Strecken zwischen Madras, Ankonam bis zur Grenze des freien Nizam-Staates Haidarabad werden immer öder. Sand, Dumpalmen, hier und da Felder, aber sehr magere, Steine u. s. w. wechseln ab. Man fährt über einige breite Flüsse und begreift nicht, warum diese nicht von den Engländern durch Kanalisierung als Transportwege zur Bewässerung des Landes verwertet sind. Da tauchen bei Reichur die ersten jener merkwürdigen Granit-Steingebilde

auf, welche bald in Massen vorkommen. Mitten aus der Ebene erheben sich nackte Felsen der verschiedensten Art. Sie stehen aufrecht wie Säulen, sie bilden anscheinend Türme, Tore, Hallen, Mauern, ganze Burgen, ja weite Städte. Einzelne sind von den Fürsten des Freistaates vielleicht noch zur Zeit der mohammedanischen Moguls wirklich als Burgen ausgebaut worden. Man kann kaum unterscheiden, was künstliche Zinnenmauer und anderes Menschenwerk oder natürliches Gebilde ist. In Wadi muß man umsteigen und kommt auf die Nizam-Bahn. Die Buchstaben H. H. N. (His Highness the Nizam) bezeichnen die Wagen. Nun geht es nordöstlich. Bald nehmen die Granitformationen eine so groteske, wilde, ja scheinbar unmögliche Gestalt an, daß man meinen könnte, man befinde sich in einer anderen Welt. Mächtige kugelförmige Steine von gewiß über 30 Centner Gewicht, ja einer, der mindestens 100 Centner wiegen mag, liegen mit minimaler Grundfläche, oft scheinbar mit nur einem Punkt auf einer Säule, auf einer anderen Kugel u. s. f., so daß man meint, ein Kind könnte sie herunterstoßen. Dort taucht im Goldglanz der jetzt untergehenden Sonne ein riesiges Ungetüm auf! Stein. Ein Weib mit einem Kind auf dem Kopfe! Stein. Ein vieltürmiges Schloß mit Hallen und Söllern! Stein. Geisterhafte Gestalten! Stein, alles Stein. Wer da nachts hindurchwandelt und mit leicht erregbarer Phantasie begabt ist, der kann eine Götterwelt, eine Welt von Afrits (Gespenstern) erkennen. Es darf nur so ein schleichender, barfüßiger, schwarzbrauner Hindu dazwischen sein, einer der vielen Adler darüber hinrauschen, ein fliegender Hund durchflattern, eine Viper im Busch zischen und ein Schakal

in dem Gestein schreien, dann mag es hier unheimlich genug erscheinen. Und alles dies ist sehr leicht möglich. Die Bevölkerung des Freistaates erscheint viel sympathischer als jene von Südindien und Madras. Die Leute sind besser gekleidet, gehen stolzer, sehen auch besser genährt aus und betragen sich keineswegs so devot, wie die Tamulen. Viel liegt daran, daß hier das mohammedanische Element stark vertreten ist, viel trägt dazu aber auch der Umstand bei, daß der Nizam seine Untertanen anders behandelt, als es die Engländer in ihren Besitzungen tun. Sie dürfen z. B. Waffen tragen und tun es auch mit Vorliebe. Der Freistaat hat etwa 10,5 Millionen Einwohner, sein Fürst bezieht ein Jahreseinkommen, das auf 40 Millionen Rupies, also auf etwa 54 Millionen Mark geschätzt wird. Da läßt es sich wohl leben. Ich mußte in Sekunderabad 4 Kilometer von Haidarabad Quartier nehmen, weil es in der Stadt kein für Europäer berechnetes Hotel gibt. Hier liegt die englische Infanteriebrigade, welche der Nizam als seine Gäste auf seine Kosten erhalten muß, und deshalb ist hier auch ein leidliches Hotel. Übrigens wohnen fast alle im Dienste des Nizams stehenden Europäer ebenfalls hier und nicht in Haidarabad.

Am nächsten Tag machte ich den Ausflug nach Golkonda. Was soll ich auf die Frage, ob sich der Besuch dieser Ruinenstadt lohnt, antworten? Man hat mir vorher so Verschiedenes über Golkonda, Haidarabad und den dortigen Falaknuma-Palast erzählt. Es hieß:

„Golkonda! Na, das geht. Die Ruinen sind ja recht hübsch. — — Haidarabad ist ein Staubnest. Aber der Falaknuma, das ist ein Stück aus 1001 Nacht.“

Ich sage jetzt ganz anders: „Golkonda ist ein Zauber, ein Blick in eine Märchenwelt. Haidarabad ist hoch interessant und ethnographisch außerordentlich lehrreich. Der Salafnuma aber — na, der geht. Viel ist nicht daran“.

Also auf nach Golkonda! Vor Sekunderabad, dessen staubige Straßen mit niederen kleinen Häusern sich in nichts von denen aller anderen indischen Städte unterscheiden, liegt ein hübsches Villenviertel. Indische Lusthäuser mit Säulenhallen, umgeben von schönen, aber jetzt staubbedeckten Gärten, wechseln mit Nativeshäusern und einigen Moscheen und Chans. In einer Straße findet man vier Fahrradgeschäfte fast nebeneinander. Man kann auch Räder leihen, und das hier im Herzen Indiens! Irgend ein Verbot gegen Radfahrer gibt es natürlich nirgends. In dieser Beziehung sind wir ja in Deutschland am weitesten zurück von allen gebildeten und halb gebildeten Staaten der Erde.

Nun kommt die große Talsperre, durch welche der ziemlich weite Haidarabad-See entstanden ist. Da steht ein mohamedanisches Scheichgrab in Gestalt einer Moschee mit reizender, zierlicher Stuckarbeit und hübschen Minarets. Dann kommen gute Schleusenanlagen, so daß bei der Regenzeit alles überschüssige Wasser leicht abgeleitet werden kann. Es folgen neue Villen, ein schöner Palast des Nizams, Gärten u. s. w. Endlich nach etwa 30 Kilometern gelangt man ins Freie. Überall umgeben uns jene merkwürdigen Granitgebilde von so pittoresker Gestaltung, daß man weder im Juragebiet, noch in den Sandfelsen der rheinischen Gebirge, noch in den Dolomiten, ja nicht einmal in den Granitbergen bei den Nilkatarakten etwas Ähnliches findet.

mit Smaragden bedeckt. Aber nicht der Fürst allein ist in solche Pracht gehüllt. Seine ganze Umgebung, sein Hofstaat, die Gesandtschaften aus fernen Landen, die Bajaderen, jedermann scheint mit Kostbarkeiten überschüttet zu sein. Die einfachsten Diener, die Fächerwedler, die Pfeifenhalter, die Schleppenträger erglänzen in Gold und Seide. Herrlich hebt sich die dunkle Gesichtsfarbe jenes Fremden aus dem Norden von den kostbaren Kaschmirschals ab, die ihn umhüllen; prächtig wie Kriegsgötter erscheinen die ganz in silbernen Panzern verborgenen Leibgarden des Königs, und feenhaft dünken mir die mit Edelsteinen besäten lichten Gewänder der Bajaderen.“ Doch halt! Wohin treibt die Phantasie! Ich sehe ja nur Ruinen! Aber es sind eben die Ruinen der Wunderstadt Golkonda, die sich in unvergleichlicher Mannigfaltigkeit vor mir ausdehnen, die zu sprechen verstehen. Was liegt denn dort? Eine alte Kanone. Ihr Anblick verjagt die Bilder aus alter Zeit. Er mahnt an den Verfall der mohammedanischen Macht, er klärt mich auf, daß die Moslems trotz aller Tapferkeit, trotz ihrer bewunderungswerten Todesverachtung doch ihren mit anderen, besseren Waffen ausgerüsteten Gegnern aus dem Abendlande, daß sie der europäischen Technik erliegen mußten. Golkonda aber sank nicht durch diese Feinde in den Staub. Die Uneinigkeit der indischen Fürsten unter sich hat seine Paläste gestürzt, innere Zerwürfnisse haben aus der Wunderstadt Golkonda, deren fabelhafte Schätze in der ganzen Welt sprichwörtlich geworden waren, ein Ruinenfeld geschaffen. Aber unendlich poetisch liegt es doch vor mir. Die wilden Granitgebilde innerhalb und außerhalb der mächtigen, etwa

8 Meter breiten Stadtmauern sehen wie Fortsetzungen der Ruinen, wie die Überbleibsel anderer untergegangener Städte aus. So weit der Blick reicht, Ruinen. Die Gebilde von Menschenhänden vermischen sich mit denen der Werke der Natur, und unser Auge erkennt überall Verfall und Vergehen. Auch an das Erlöschen des Lebens gemahnt ein Bild. Im Nordwesten der einstigen Stadt liegen die Grabstätten der Könige, hohe Kuppelmoscheen von einheitlichem Stil. Diese Gruppe erinnert lebhaft an die Kalifengräber bei Kairo. Hier aber sind die Bauten noch von schönen Gärten umgeben, in denen es grünt und blüht, in denen Nachtigallen schlagen, in denen man darüber hinweggetäuscht wird, daß man sich auf einer Stätte des Todes befindet.

Bei der Rückfahrt am Abend verklärte das Rotgold der untergehenden Sonne die Ruinen so herrlich, daß ich abermals all den Glanz der Wunderstadt Golkonda im Geiste vor mir sah, und daß sich in mir fest die Überzeugung einprägte, es ist richtig, was ich vorher sagte: „Golkonda ist ein Zauber, ein Blick in eine Märchenwelt!“

Der folgende Tag, der 1. Januar des neuen Jahrhunderts, brachte mir vollständig andere Bilder. Zuerst die Parade der englischen Truppen, welche im Freistaat Haidarabad als Gäste des Nizam liegen und aus den Einkünften des Staates Berar, den die Engländer im Namen des Nizam verwalten, bezahlt werden.

Ich war lange Jahre Soldat. Ich bin es — obgleich ein zerschossener Veteran — im Innern noch. Darum verzeihe, lieber Leser, wenn ich diese Parade ausführlicher schildere.

Der Nizam ist freier Herrscher seines 10 $\frac{1}{2}$  Millionen Einwohner umfassenden Reiches geblieben, weil sich Haidarabad beim Aufstand der Jahre 1857/58 nicht gegen England empörte, aber es liegt in Sekunderabad, 4 km von der Stadt Haidarabad entfernt, eine englische Division als Gast des Nizam. Die Kosten hierfür werden von den Erträgen des Staates Berar, den die Engländer 1837 besetzten und für den Nizam verwalten, voraus abgezogen.

Diese Division, alles in allem etwa 4180 Mann, stand heute in Parade vor dem General Tucker, welcher sich damit auch von seinen Truppen verabschiedete, da er nach Natal abreist.

Schon vor 6 Uhr hörte ich die Signale und Trommeln der zum Paradesfeld marschierenden Truppen. Sie sammelten sich am Rand des Feldes und rückten um 7 Uhr in die Stellung ein.

Rechter Flügel: eine reitende Batterie, eine fahrende Batterie, ein Pionierdetachement, ein Husarenregiment.

Mitte: sechs Regimente Infanterie.

Linker Flügel: eine Elefantenbatterie mit Belagerungsgeschützen.

Die Aufstellung geschah in einem Treffen in Linien mit sehr lockerer Fühlung.

Pünktlich 7 $\frac{1}{2}$  Uhr erschien der General, und die Artillerie begann ein einmaliges Durchfeuern geschützweise vom rechten Flügel.

Dann folgte das Feuern der Infanterie nach einer mir vom alten Bayerischen Reglement her wohlbekannten

Art. Wir nannten es „Rottenfeuer vom rechten bezw. linken Flügel aus“. Die beiden Leute der ersten Rotte feuerten, gleich darauf folgte die zweite Rotte und so fort. Dadurch entstand ein nach jetzigen Anschauungen keineswegs kriegsmäßiges, aber interessant zu sehendes rollendes Feuer vom rechten nach dem linken und sofort darauf zurück vom linken nach dem rechten Flügel. Dazu spielten die Musiken die Nationalhymne. Nunmehr begann wieder die Artillerie, und so wurde dieses unterhaltende Schauspiel dreimal vorgeführt. Dabei sah es gut aus, wie scharf sich die englischen Regimenter von den Eingeborenen-Regimentern unterschieden. Jene feuerten mit neuem rauchschwachen, diese mit altem Pulver. Darum waren letztere von starkem Qualm umgeben.

Jetzt folgte das Heranreiten des Generals auf seinen Platz. Dabei schulterten die Truppen. Ein Abreiten der Front nach deutscher Art fand nicht statt. Sobald sich der General an seiner Stelle befand, brachte er ein Hoch auf die Königin aus, die englischen Truppen nahmen die Helme ab, einzelne Leute hielten sie mit der Hand, andere auf den Gewehrmündungen in die Höhe, und es erschallte ein dreimaliges „Hipp, hipp! Hurra!“ nebst dem Spiel der Musikkorps. Bei all diesen Vorgängen hatten die Truppen 11 Minuten lang mit Gewehr in Hochanschlag und im ganzen 27 Minuten stillgestanden und zwar die ganze Linie. Es fand überhaupt jede Bewegung zugleich auf der ganzen Linie statt, und die nötigen Kommandos wurden durch Reiter mit roten Fahnen weiter signalisiert. Nun formierten sich die Regimenter in Kolonnen, die Elefantenbatterie trabte vor, und alles stellte sich zum Parademarsch bereit.

Vor der englischen Fahne, welche jetzt niedergeholt wurde, standen der General und sein Stab.

Zuerst kam eine sehr gut aussehende reitende Batterie. Offiziere und Mannschaften trugen eine den nachfolgenden Husaren sehr ähnliche Uniform.

Die vorausreitende Husarenmusik hatte einen Paukenschläger, der sich aber nicht von ihr trennte. Das Abbiegen der Musik fand so spät statt, daß sie ihren Platz erst eingenommen hatte, als die Batterie schon am General vorüber war. Die Mannschaftspferde sahen gut aus, Richtung und Haltung waren ebenfalls anerkennenswert. Der Vorbeimarsch der Husaren im Schritt konnte sich mit keinem deutschen messen, aber er war viel besser, als ich ihn vor drei Jahren bei einer Parade in Kalkutta sah. Sehr stramm blickten die Offiziere jeder Schwadron auf ihren Chef, und dann folgte ein gemeinsames Salutieren.

Die nun vorbeimarschierende fahrende Batterie sah etwas weniger gut, aber doch lobenswert aus. Die Bedienungskanoniere marschierten vor, nicht hinter den Geschützen. Selbstverständlich darf man alle Märsche nicht an denen deutscher Truppen messen. Von der strammen Haltung unserer Leute ist da keine Rede. Selbst bei den Berittenen sieht man hier und da Figuren, die bei uns unmöglich wären. Aber der Gleichtritt und die Richtung wurden doch ziemlich gehalten.

Nun kam die Elefantenbatterie, sechs nach meiner Schätzung etwa 12 cm-Ringkanonen, vor jeder zwei Elefanten, einer vor den anderen gespannt. Das sah sehr interessant aus. Die Tiere gingen einen eifrigen guten Schritt, und die Richtung war sehr gut.

Bei allen Batterien folgten die Munitionswagen nach, bei den reitenden und fahrenden mit je sechs Pferden, bei der Elefantenbatterie mit je acht Paaren von Zebustieren bespannt. Zwischen den Stieren saßen auf dem Joch die Fahrer.

Nun folgten die Infanteriebrigaden, jede aus einem englischen und zwei indischen Eingeborenen-Regimentern bestehend. Bei jeder Brigade vor der Musik eine Abteilung Infanteriepioniere.

Die Musiken bestanden rechts aus der Kapelle der englischen, links der Eingeborenen-Regimenter. Auch hier so spätes Abschwenken, daß die ersten Kompagnien an dem General vorüber waren, ehe die Musik stand.

Eine Kompagnie eingeborener Pioniere, dann sechs englische Infanteriekompagnien. Tritt und Richtung mäßig. Rottenzahl 48 Mann.

Hierauf die beiden Eingeborenen-Regimenter, das erste mit sechs, das zweite mit acht Kompagnien zu je 28 bis 30 Rotten. Marsch und Richtung des ersten Regiments auch nicht besonders gut, des zweiten besser und weit genauer als beim englischen Regiment. Die zweite Brigade bot das gleiche Bild. Ein englisches Regiment von acht Kompagnien zu je 40, ein Eingeborenen-Regiment von sechs Kompagnien zu je 40, das andere von acht Kompagnien zu je 30 Rotten in der Front. Vorbeimarsch der Engländer etwas besser als der des anderen englischen Regiments, aber doch sehr mäßig und lange nicht so gut, als der der beiden Eingeborenen-Regimenter. Die Leistungen des letzteren der beiden können sogar recht gut

genannt werden, natürlich unter einer milden Beurteilung, die von deutscher Strammheit von Haus aus absieht.

Sofort nach dem Vorbeimarsch jeder Truppe rückte diese in ihr Quartier ab. Eine Kritik fand nicht statt; alles verlief den Paradeplatz. Im allgemeinen sah ich eine mäßig gute Aufstellung, durchschnittlich sehr schlechte Griffe, ziemlich guten Parademarsch, schöne Pferde, hübsche, bei den Eingeborenen meist ältere Leute, sehr gute Ausrüstung und ein ungemein farbenreiches Bild. Die Truppen in den roten Röcken, grell von der Sonne beleuchtet, die Natives in ihren graugelben Uniformen, die hübschen Husaren, deren Offiziere auf Leopardenfellen als Schabracken reiten, die Elefanten, die Bullockmunitionswagen, alles dies hätte einen Maler gewiß ungemein entzückt. Vom rein militärischen Standpunkt betrachtet, sah man nicht besonders viel Gutes, mit Ausnahme des schönen Materials, aber ich muß doch gestehen, diese Parade gefiel mir besser als jene, die ich vor drei Jahren in Kalkutta sah. Entweder haben die Engländer hier bessere Truppen, als es jene damals waren, oder sie haben etwas mehr gelernt, wenigstens als Paradedruppe.

Nun fuhr ich nach der Stadt Haidarabad. Man schluckt viel Staub, ehe man sich durch die langen Vororte hindurch gearbeitet hat. Aber die Fahrt bietet in ethnographischer Beziehung so viel Neues und Originelles, daß man gern die Staubbelästigung in Kauf nimmt. Die Untertanen des Nizams sind teilweise sehr reich. Man begegnet hübschen europäischen Equipagen, in denen beturbante Natives sitzen oder vornehme Leute in europäischer Tracht, aber mit indischen buntfarbigen Kopfbedeckungen

verschiedenster Art ausgestattet. Man sieht Männer, welche einen Krumsäbel so auf der Schulter tragen, wie unsere Soldaten die Gewehre, Nizam-Reiter traben vorbei, Kamele und deren Treiber, wenn auch vereinzelt, stehen herum, sehr elegante Nizam-Wagen fahren vorüber, Elefanten trolten sich langsam hin und her, und zwischen allem drängt und schiebt sich eine unzählbare Menge auf und ab. Haidarabad hat über eine halbe Million Einwohner, und diese sind am Tage fast alle auf der Straße. Da kann man sich vorstellen, was das für ein buntes Gewimmel ist. Nun führte der Weg über eine lange Brücke — der Fluß ist fast ausgetrocknet —, graue malerische Mauern dehnen sich rechts und links aus, ich fuhr wieder durch ein Festungstor, und nun erst war ich in der eigentlichen Stadt. Das Gewimmel wurde noch ärger, Bettler liefen dem Wagen nach, einer bot mir einen Affen, ein anderer einen Papagei, ein dritter anderes unglaubliches Zeug zum Kauf an. Ich achtete aber mehr auf die schönen, leider für Ungläubige verbotenen Moscheen und auf den vor mir auftauchenden Tschar Minar. Dies ist ein etwa 60 Meter hoher moscheenartiger Kuppelbau, umgeben von vier etwas höheren Minarets. Unter der freien Halle predigen hier und da fanatische Mollahs. Darum darf diese von keinem Ungläubigen betreten werden. Ich hielt hier etwa 20 Minuten im Wagen, um zu warten, bis ein Bekannter seine Bazareinkäufe beendet hatte. Im Nu war ich von einer dicht gedrängten Menge umgeben, die mich als fremde Erscheinung neugierig von allen Seiten begaffte. Dann erschien ein gut aussehender Mann und fragte mich nach allem nur Möglichen. Wer ich sei, warum ich um die Erde



Hyderabad. Char Minar.



reiste, wer mir das Geld dazu gäbe u. dgl. m. Entweder war der Mann ein Polizeibeamter und witterte in mir einen russischen Spion, oder er war ein Reporter des Lokalanzeigers von Haidarabad.

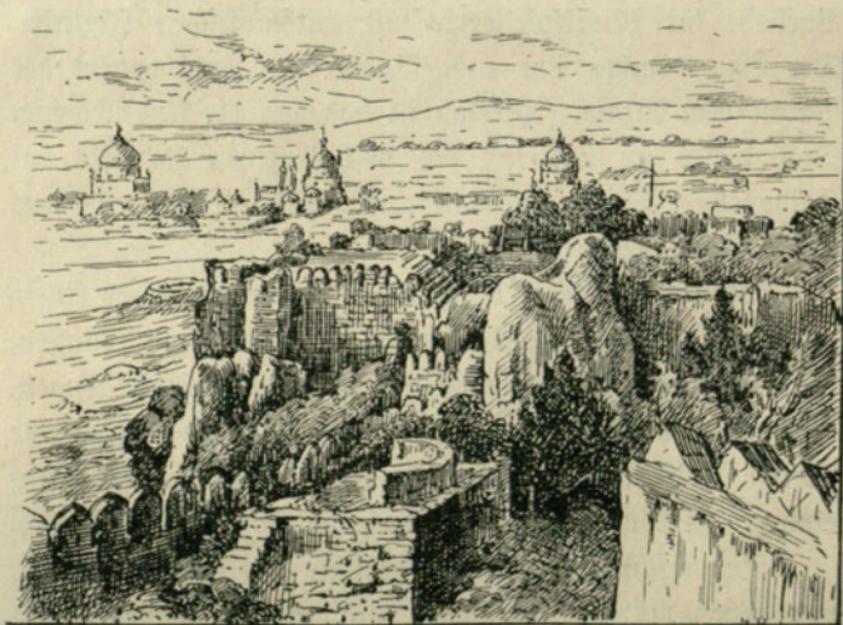
Ich fuhr weiter durch die ganze Stadt nach dem etwa 1 Kilometer südlich gelegenen Salaknuma-Palast. Ein früherer Minister des Nizams hat ihn vor wenigen Jahren von europäischen Architekten und meist europäischen Arbeitern erbauen und mit möglichstem Glanz ausstatten lassen. Er ist in der Anlage schön und erinnert im Stil lebhaft an den Palast der verbliebenen Kaiserin von Oesterreich in Gasturi auf der Insel Korfu. Während aber in letzterem nur wahre Kunstwerke aufgestellt waren, sind hier neben schönen Kunstgewerbegegenständen, z. B. Pariser Bronzen, auch wahre Schundwerke zu sehen. Von Malerei hatte der Erbauer keine Ahnung. Dagegen besaß er große Vorliebe für Musikspielwerke mit automatischen Figuren. Der Bau brachte ihn zum Bankerott. Jetzt gehört der Palast dem Nizam. Herrlich ist dagegen die Aussicht vom Dach dieses an und für sich hochgelegenen Palastes auf Haidarabad, Golkonda, die Granitgebilde der Gegend und auf die verschiedenen Seen..

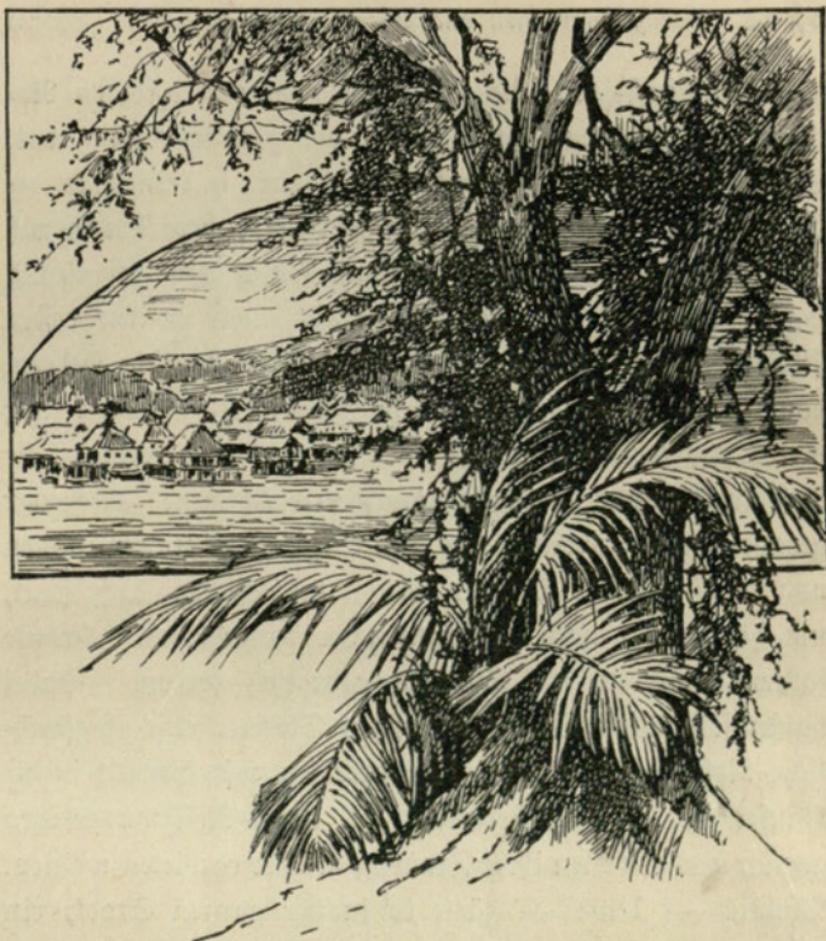
Bei der Rückfahrt durch die Stadt begegnete ich einem mohammedanischen Hochzeitszug. Männer mit Waffen, Fahnenträger, Kulis, welche die Hochzeitsgeschenke trugen, 6 gepuzte Elefanten mit je 5 und 6 Reitern und eine Menge Volk zogen hinter einer schaurig quiekenden Musik einher. Farbenreich, aber verwahrlost sah doch alles aus.

An verschiedenen der 11 Paläste des Nizams vorbei, von denen manche sehr hübsch sind, kam ich in den öffent-

lichen Garten. Er ist gut angelegt, da es aber seit 5 Monaten nicht mehr geregnet hatte, sah alles sehr traurig und verstaubt aus. Durch wahre Staubwolken kam ich nach Sonnenuntergang wieder in meinem Hotel an. Ein Bad machte mich zu einem neuen Menschen.

Originell und interessant ist Haidarabad. Man sieht echte indische Art, nicht eingeengt durch den englischen Zwang, aber alles macht doch den Eindruck des Verfalles. Dagegen gibt es kein Mittel. Was den Eingeborenen nicht die europäische Macht nimmt, das entzieht ihnen die europäische Konkurrenz. Ein Wiederaufleben altindischer Pracht und der altindischen Glanzzeit ist nicht mehr möglich, auch nicht in den freien Staaten.





## Durch Nordindien und Birma nach Singapore.

Aus dem freien Staate des Nizam von Haidarabad führte mich die Bahn nach Bombay. Wegen der Pest wurde ich verschiedenemale einer sogenannten ärztlichen Visitation unterworfen, d. h. mitten in der Nacht kam auf irgend einer Station ein Arzt in den Wagen, weckte die ausgestreckten Schläfer, gab ihnen die Hand und verschwand wieder. Mein eingeborener Führer mußte

jedesmal aussteigen und mit Duzenden von anderen Natives eine Musterung aushalten, die ziemlich streng war. Später in Jeypore hat man ihn sogar in ein Bad gesteckt. Das hat ihn zwar sehr geärgert, aber ihm gewiß nicht geschadet. — Von Bombay selbst will ich wenig sagen, denn ich habe ja diese Stadt nach meiner ersten Reise genug geschildert. Aber einheimische deutsche Herren, von denen einer 15 Jahre in Indien lebt, haben mir neues Interessantes erzählt. Als vor drei Jahren die Pest in Bombay ihren Höhepunkt erreicht hatte — ich war gerade dort —, wurden von den Engländern Kommissionen von je 1 Arzt, 1 Offizier und 20 Soldaten aufgestellt, um die Häuser nach Pestkranken zu untersuchen. Kranke sollten dann in die Spitäler gebracht werden. Dabei haben sich allmählich die englischen Söldner eine unglaubliche Roheit angewöhnt. Sie drangen mit Gewalt in die Häuser der Mohammedaner, die ihren Religionsgesetzen gemäß das Betreten ihrer Frauengemächer verbieten wollten. Plötzlich — 1898 — garte es in der ganzen Stadt, ein Offizier und fünf andere Europäer wurde erschlagen, in anderen Städten ging es ähnlich, und es drohte eine allgemeine Empörung. Dieser begegneten die Engländer nun auf eine recht bezeichnende Art. Sie gaben dem Drängen der Eingeborenen nach, schafften die Pestkommissionen ganz ab und unterließen jede Maßregel, welche die Natives reizen konnte. Zeugt dies nicht von einer unglaublichen Schwäche! Wie es jetzt mit der Pest steht, kann man nur nach den eintretenden Todesfällen schätzen. Schutzmaßregeln gibt es nicht mehr. Daß in den indischen Städten die Pest immer wieder auftritt, ist aber

Wie mögen die Steinblöcke, Steinsäulen und Steinkugeln hierher gekommen sein? Hat das Eis sie vom Himalaja heruntergebracht, oder sind sie durch neptunische Kräfte aus dem hier lagernden Urgestein herausgearbeitet und dann vom Weltmeer ausgespült worden und also an Ort und Stelle entstanden? Wer weiß es? Wer es entscheiden wollte, müßte sich Hunderttausende von Jahren zurückerrinnern, und wir haben keinen Gott, der uns von damals erzählt. Eine höhere zerrissene Kuppe, bedeckt mit Mauerwerk, erscheint: Golkonda. Noch einmal passierte ich eine Partie, welche nicht in der Höhe, aber in ihrer wilden Zerrissenheit an den Monserrat in Spanien erinnerte, dann wurden die Kuppeln der Königsgräber sichtbar, und jetzt erblickte ich die Mauern des alten Golkonda. In weiten Bögen und vielen gebrochenen Linien umgeben sie noch das ganze Gebiet der alten Wunderstadt; nur wenige Zinnen sind zerfallen, und die Tore zeigen noch in voller Vollendung die alten Bollwerke und Flankentürme. Ich fuhr in die alte Stadt hinein. Nur armes Volk wohnt in den Ruinen oder hat sich Hütten dazwischen hineingebaut. Ein großer Tank, genau quadratisch angelegt, bot einstens Badegelegenheit, jetzt ist er leer. Einige Eurasier\*) spielten auf dem gut erhaltenen Pflaster des Bodens Lawn-Tennis. Ich fuhr durch ein zweites Tor, machte einen Bogen, und die Hauptruinen des auf dem Berg mitten in der Stadt gelegenen Königspalastes und des alten Forts lagen vor mir. Der erste Blick erinnerte mich an den Caligulapalast am Palatin in Rom. Dann sah ich weiter hinauf. Nein, nein. Da-

\*) Mischlinge von indischen und englischen Eltern.

gegen ist der Palatin ein Hügel, und seine Ruinen sind klein gegen diese. Ich trete durch ein hohes Thor und steige aufwärts. Überall neue Ruinen und dazwischen jene eigenartigen Granitblöcke des Urgesteins. Oben stehen noch hohe Hallen mit alten Stuckresten. Ich erklettere deren Dach und sehe mich um. Welch ein wundervoller Anblick! Was habe ich in Italien, Griechenland, Kleinasien, Syrien, Aegypten und weiß Gott wo noch für Ruinen gesehen! Diese hier haben einen ganz anderen Reiz. Es fehlen die Granitblöcke von solcher Größe, wie sie Baalbek hat, es fehlen die grandiosen Verhältnisse der Säulen von Luxor und von Karnak. Aber hier liegt eine ganze Stadt, umgeben von ihren Mauern, überragt von ihrer Burg, vor dem Beschauer; eine Stadt, in der man noch deutlich sieht, wo die Paläste gestanden, wo die alten Tore und Wachgebäude noch jetzt gut erhalten sind, kurz, eine Stadt, welche die Phantasie zwingt, sich in ihre Vergangenheit hineinzuleben und ein Bild aus alter Zeit zu erschauen. Ja, ja! „Hier erheben sich die vergoldeten Kuppeln des Palastes, da steht der von Säulenhallen umgebene Hof der Bajaderen, und dort sitzt der mächtige Fürst des Diamantenlandes Golkonda. Wie das alles glitzert und blitzt und strahlt! Man erkennt unter der kostbaren Goldstickerei kaum, daß der Stoff des Obergewandes des Königs herrliche, grüne Seide ist. Welch mächtiger Brillant strahlt von der Agraffe seines Turbans, die die Reiherfedern hält! Leuchtende Rubine umgeben seinen Hals, Saphire erstahlen am Besatz seines Kleides, und das Krummschwert, welches er in der reich beringten Hand hält, ist über und über

liffenstadt. Als ich den Jagdleoparden des Maharadscha begegnete, erklärte mir mein Dragoman, die stärkste der Bestien sei das kleine Junge gewesen, das ich damals gestreichelt hätte. Heute unterließ ich wohlweislich jede Berührung. Von neuem entzückte mich das schöne Museum des Maharadscha. Es ist prächtig gebaut und enthält sehr reiche Kunstschätze.

Mit großem Interesse besichtigte ich wiederum die Kunstgewerbeschule. Dort arbeitet man prächtige Stücke von Metallvasen, Tellern wie auch Silberfachen, Schmuckdecken und ähnliche kunstgewerbliche Gegenstände. Wie ich hörte, werden jetzt die schönsten Muster von einem Münchener Professor der dortigen Kunstgewerbeschule nach alten indischen Mustern entworfen und in Jeypore ausgeführt. Das bewirkt die neue Zeit mit ihrem internationalen Verkehr.

Nun ging es nach Delhi. Ja, es ist wahr, der Diwan-i-Rhas ist der schönste Marmorsaal, den ich kenne. Ich habe bei meiner ersten indischen Reise nicht falsch gesehen, es kann keinen schöneren und würdigeren Saal mehr geben. Und diese Ruinen um Delhi herum! Sie erschienen mir noch zahlreicher als früher. Viele, viele Kilometer weit, über 20, reihen sich die Trümmer der Bauten früherer Jahrhunderte und Jahrtausende aneinander. Dazwischen stehen über 60 noch gut erhaltene mohammedanische Gräber von Moguls, Schahs und anderen Fürsten und Würdenträgern; Türme, Moscheen, ragen fast unverfehrt aus dem Schutt, und die Umfassungsmauern von Burgen zeigen uns Größenverhältnisse, die man in Europa gar nicht ahnt.

Wenn Delhi nicht die Wiege der Menschheit war, wo war sie dann?

Ich kam nach Agra, dem Glanzpunkt Indiens in Beziehung auf mohammedanische Bauten. Hier steht die vornehme Moti Musjid, hier sind im alten Mogulpalast wirkliche Schätze an Marmorarbeiten, hier steht dieses Bijou von einem Grabmal des Itimadu d'aulah, und hier in der Nähe sind die Riesenbauten Akbars des Großen in Sikandara und Fatepur-Sikri. Aber sie alle treten zurück gegen den einen, den herrlichen, den unvergleichlichen Taj-Mahal (sprich Tadsch-Mahal). Ich habe ein unerwartetes Glück gehabt: Vollmond in Agra. Raum im Hotel eingerichtet, machte ich mich auf den Weg mit drei jungen, lebenslustigen deutschen Landsleuten. Sie wußten nicht, was sie sehen sollten, sie lachten und machten Scherze und Witze. Wir hielten vor dem Tor, ich führte sie stumm in den Garten und zeigte auf den im Silberlicht vor uns stehenden Taj.

Kein Wort kam mehr von den übermühtigen Lippen, tief, in innerster Seele hat es sie gepackt, und überwältigt hat es sie so, daß eine geraume Zeit verging, bis einer ein leises „Großartig“ hervorbrachte. So wirkt dieses wunderbare Kunstwerk auf jeden, dessen Seele für Edles und Schönes noch empfänglich ist. Das sind aber meine jungen Freunde, das haben sie hier gezeigt. Leise flüsternd, wie wenn wir durch heilige Hallen gingen, schritten wir durch den Garten. Wir sahen uns keine Details an, wir ließen nur den Gesamteindruck des märchenhaften Baues auf uns wirken. Dann traten wir ein. Die zwei kleinen Laternen der Wächter durchdrangen den mächtigen Raum

nicht, sie bewahrten nur vor dem Anstoßen. Dunkel, unendlich erschien es über uns. Einige hinaufgesungene Töne klangen in herrlichen Akkorden wie Sphärenmusik zurück. Dann verließen wir das Innere und weideten uns noch am Anblick der Neben- und Rückseite des zauberhaften Marmorbaues, der im Mondlicht feenhaft erschien. Ich war noch mehr begeistert wie vor Jahren. Ich kenne kein edleres, majestätischeres Bauwerk auf der Erde als den Taj-Mahal in Agra. Noch oft ging ich hin, meistens am Tage. Wunderbar ist alles bis ins kleinste Detail. Und dazu der herrliche Garten und die bunte Tierwelt! Ja, wer in Agra war, darf sich glücklich schätzen, Schöneres sieht er nicht mehr.

Ich kam nach Benares. Originell ist das Badetreiben im heiligen Ganges wirklich, aber man stößt dabei auf so widerliche Szenen, daß man Ekel und Brechreiz kaum überwinden kann. Während ich die schönen, farbenprächtigen und oft erhebenden Bilder der frommen, badenden Pilger beobachtete und mich direkt daran erfreute, daß man bei einem solchen Massenbad beider Geschlechter und jeden Alters keine undezente, keine anstößige Szene sieht, rief plötzlich ein Herr: „Da schwimmt ein toter Hund!“ Es war so. Bald kam eine tote Katze. Das störte die Badenden nicht. Mit einemmal trieb ein nackter männlicher Leichnam gerade auf das Boot zu, in dem ich mich mit Reisebekannten befand; auf seinem Körper saßen zwei Geier und rissen ihm die Gedärme aus dem Leib, aber keinen störte dies, niemand verließ das Bad. Der Tote schwamm so dicht an unser Boot, daß wir ausweichen mußten, um ihn nicht zu berühren. Kurz vor uns flog der letzte Geier weg mit

einem Stück Darm im Schnabel. Bei solchen Bildern vergeht die Lust, noch mehr zu sehen. Ich stieg daher ans Land und beobachtete die mir schon bekannten häßlichen Szenen auf dem Verbrennungsplatz. Auch einen neuen auf einem Nagelbrett, auf dem die spitzen Nägel etwa 5 Centimeter hervorragten, liegenden Fakir entdeckte ich. An den vielen obszönen Darstellungen des Nepaleser-Tempels fand ich jetzt aber ebensowenig Geschmack wie früher. Ein alter Herr nahm daran freilich keinerlei Anstoß, da das Volk darüber naiv denke. Das geht meines Erachtens zu weit. Für mein Auge bleibt eine gemeine Kunst immer gemein, und ich kann mich für die Jesuitenmoral, daß der Zweck die Mittel heilige, nie begeistern. Ich war daher recht froh, als ich Benares wieder den Rücken wenden konnte.

Nun ging es nach Kalkutta. Es ist doch eine schrecklich langweilige Stadt, nur gut, daß Darjeeling so nahe liegt. Man fährt ja mit dem Schnellzug nur 24 Stunden bis dorthin. Also weiter nach Darjeeling! Man atmet auf, man kommt ja aus der heißen, dicken Atmosphäre Bengalens hinauf in die reine frische Gebirgsluft des Himalaja, und sieht hier das großartigste Bergpanorama der Welt. Ja, wenn man es eben sieht! Das war mir aber an den beiden ersten Tagen nicht vergönnt. Vor mir, über mir, unter mir dichter Nebel und strömender Regen. Was habe ich an diesen beiden Tagen gefroren! Endlich am dritten Tage war Petrus gnädig, er schloß die Schleusen, sandte Winde, und herrlich, großartig, unvergleichlich lagen bei Sonnenaufgang die Riesengebirgsstöcke des Rindschinshanga, Donkia und Kumalari vor mir; nur der mächtige Gaurisanfar blieb verborgen. Ich hatte ihn aber schon

früher gesehen und deshalb fränkte mich sein Verstecktbleiben nicht. Im Städtchen Darjeeling habe ich wieder mit den Bhutiamädchen und Frauen gescherzt. Hübsche dunkle Augen besitzen sie, aber sonst! Brrr! Und doch muß man ihnen gut sein. Sie lachen so lustig und scherzen wie Kinder. Das machen übrigens die Männer geradefo. Es ist ein glückliches Völkchen, immer voll Humor und Übermut. Abends führten diese Bhutias originelle Pantomimen mit Tanz und Musik auf. Aber man fror zu stark. Ich mußte wieder nach Kalkutta zurück. Am 27. Januar, an Kaisers Geburtstag, kam ich an. Von einem großen Wettrennen war ich etwas enttäuscht. Es ging so ruhig und geschäftsmäßig zu wie in den Räumen eines Bankhauses. Das Wetten war die Hauptsache, und außer dem Totalisator und den Wettbureaux unterstützten 50 bis 60 Buchmacher die wettlustigen Zuschauer. Interessante Bilder boten die bunten Natives, von denen sich zahlreiche mitten unter der eleganten europäischen Welt bewegten. Am Abend folgte ich der liebenswürdigen Einladung unseres deutschen Generalkonsuls von Waldhausen. In seiner Villa war ein Kreis von etwa 50 deutschen Herren versammelt, und bei einem sehr guten Diner feierten wir hier im fernen Osten den Geburtstag unseres Kaisers. Ich habe selten bei solcher Gelegenheit so zündende und zu Herzen gehende Worte gehört, als sie unser freundlicher Gastgeber frei von jeder Phrase, nur durch den kernigen Inhalt wirkend, beim Toast auf Seine Majestät sprach. Sie wurden mit brausendem Beifall aufgenommen. Überhaupt macht die deutsche Kolonie Kalkuttas einen sehr sympathischen Eindruck, und in hohem Grade

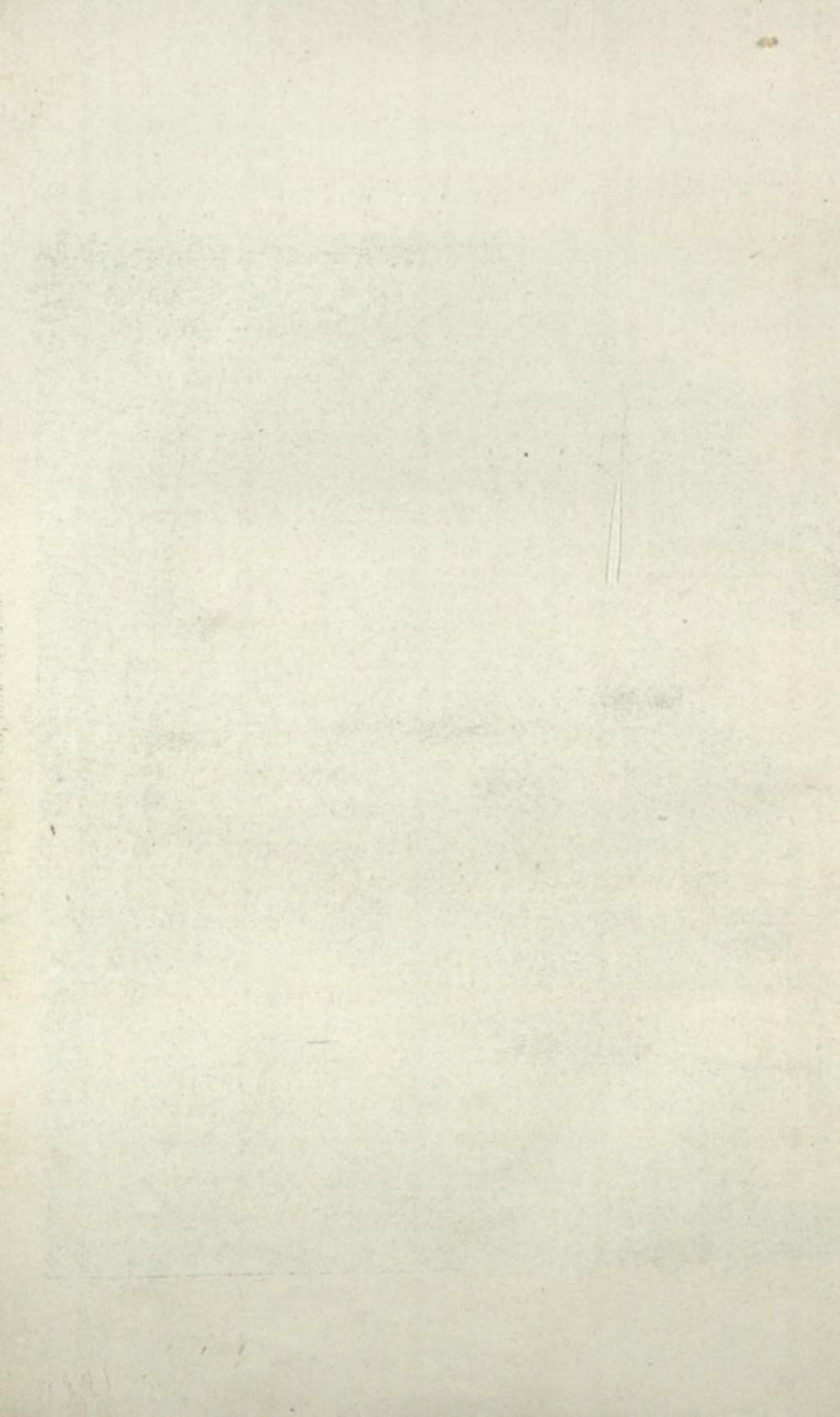
erfreut es, hier das einmütige Zusammenhalten unserer zahlreichen Landsleute zu beobachten.

Endlich nach zweimaligem Hinausschieben konnte ich Kalkutta mit einem Dampfer der British Indian S. S. N. Co. verlassen. Verlässigkeit, Schiffe und Verpflegung sind bei dieser englischen Gesellschaft so schlecht wie möglich; nur die Freundlichkeit der Schiffsoffiziere muß gelobt werden. Auf dem alten Rasten „Kasara“ kam ich am 3. Februar morgens in Rangoon an. Auf dem Bureau der British Indian S. S. N. Co. erfuhr ich, daß man dort noch nicht sicher wußte, wann das nächste Schiff nach Osten weiterfahre. Wenn unsere Landsleute in Deutschland so etwas erleben würden! Alle Zeitungen würden die schärfsten Artikel gegen eine solche Schiffsgesellschaft bringen. Und die Prozesse! Hier muß man sich alles gefallen lassen, Konkurrenz gibt es ja nicht. Die Regierung läßt die Gesellschaften machen, was sie wollen, die Engländer beschweren sich nicht, also gibt es keine Hilfe. Ich sah daher nur flüchtig die goldstrotzende Shwe Dagon Pagoda nebst ihrer Umgebung prachtvoller Tempel, Hallen und mit Edelsteinen besetzter Buddhas und fuhr dann noch am Abend weiter nach Mandalay. Jetzt geht ein Schnellzug, und man braucht nur noch 19 Stunden nach Birmas Hauptstadt.

Mandalay ist die eigenartigste Stadt, die man sich denken kann. Hier sieht man unvergleichliche Schätze an Gold, Juwelen und Holzschnitzereien, aber — und diese Erfahrung habe ich früher nicht in dem Maße gemacht, wie jetzt — wer noch eine Spur Achtung vor dem englischen Regierungssystem, vor englischer Rechtlichkeit hatte, verliert sie hier vollständig. Roher, niedriger, geldgieriger,



Mandalay. Im goldenen Kloster.



als hier die Engländer es tun, kann man ein Land nicht ausrauben. Nicht nur daß sie alle diese prunkenden Goldpaläste und Goldklöster theils in wahrhaft vandalischer Weise zu Bureau, Klubs, Schulen u. dgl. umgeändert und ihres Charakters beraubt haben, sie stahlen überall die in Massen angebrachten Rubine, Brillanten und andere Edelsteine und ersetzten sie in den Palästen gar nicht, in den Tempeln aber nur durch Glas. Man besichtigt einen Tempel nach dem anderen und hört immer wieder vom Führer: „Zu Zeiten des Königs waren hier Tausende von Rubinen. Alle hat das Gouvernement ausbrechen und wegbringen lassen.“ „Dieser 5 Meter hohe Buddha hatte zu Königs Zeiten ein Kopfband und Brustband von Tausenden von Rubinen. Die Regierung hat alle ausbrechen lassen.“ „Dieser Buddha trug zu des Königs Zeiten einen faustgroßen Rubin auf der Stirn und Tausende von Edelsteinen an sich. Die Regierung hat u. s. w.“ Immer das gleiche Lied. Wie viele Millionen haben hier die Engländer einfach aus den Tempeln gestohlen. Nur an die heiligste Pagoda, die Arrakan, haben sie sich noch nicht gewagt. Da erstrahlen im Glanze der Opferlichte wirklich noch Tausende von Rubinen, manche so groß wie Taubeneier, dann Mengen von Brillanten, Saphiren und Perlen an dem etwa 4 Meter hohen Buddha, und goldgelb gekleidete Priester und Hunderte von Gläubigen bewachen den Schatz. Wie lange noch, dann raubt auch hier der englische Söldner die Edelsteine und setzt höhnend dafür Glas ein. Es empört sich hier das Herz jedes anständig denkenden Menschen ob solchen Kirchenraubes, und die letzte Sympathie für englische Art vergeht.

Ich kam nach Rangoon zurück. Drei Tage Aufenthalt, denn die British Indian S. S. N. Co. ließ unseren für den 8. Februar fälligen Dampfer erst am 10. abgehen. Warum? Vielleicht weiß es Buddha oder Brahma? Sonst niemand, wenigstens keiner von den Passagieren. Aber die Zeit verging wie im Fluge. Das verdankte ich den hiesigen deutschen Landsleuten. Abgesehen davon, daß das deutsche Klubhaus das schönste in Rangoon und eines der schönsten in Asien ist, zeigten die Herren hier eine ganz außerordentliche Liebenswürdigkeit. Ich war im Klub wie zu Hause, und bei Dinern im schönen Heim unseres Konsuls, sowie bei einem Bekannten in der größten Reismühle verbrachten wir genußreiche Stunden. Dabei erfreute mich besonders die Beobachtung, daß unsere Landsleute sich in Birma eine hochgeachtete Stellung, besser als irgendwo anders in fremden Landen, errungen haben, und daß sie trotz alles guten Einvernehmens mit den Engländern doch sehr gute, fest und treu zum Vaterlande haltende Deutsche geblieben sind. Wenn es nur überall, z. B. auch in Nordamerika so wäre! Dann hätte der deutsche Name einen noch besseren Klang, als er schon hat. Oder wenn doch solche Deutsche, wie ich auch, bitter sei es beklagt, verschiedene kennen lernte, die die eigene Heimat verleugnen, um ganz englisches Wesen nachzuäffen, daraus lernen und sich an solche Beispiele halten wollten, statt sich zum Gespötte selbst der Engländer zu machen. Jeder Deutsche, der hierher nach Birma kommt, scheidet mit dem stolzen Gefühl, hier sind wir würdig und vortrefflich vertreten. —

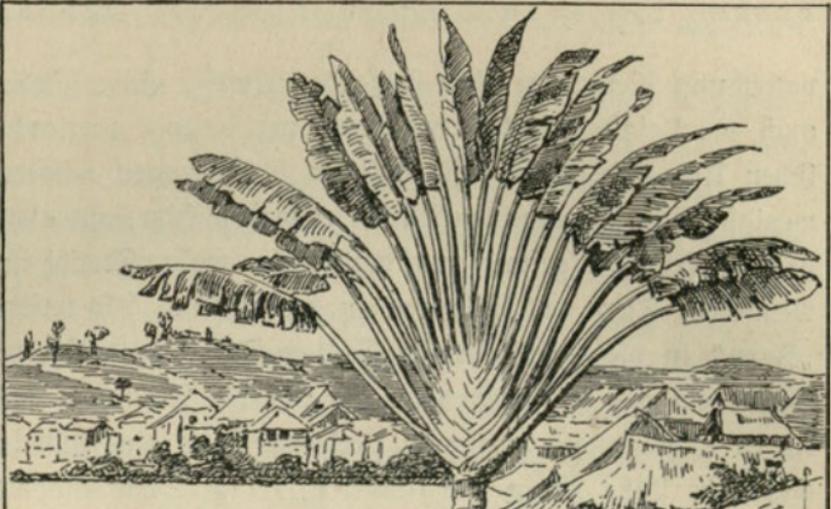
Am 10. Februar erlebte ich eine neue Überraschung.

Der Dampfer geht erst am 11. ab. Also vier Tage später, als programmäßig bestimmt. Wenn das bei uns vorfäme! Aber, Gott sei Dank, gibt es bei uns keine Dampfschiffsgesellschaft, und wäre es auf dem kleinsten Binnensee, die so unzuverlässig und schlecht ist, wie die große British Indian S. S. N. Co. Endlich am 11. Februar, natürlich zwei Stunden nach der vorgeschriebenen Zeit, fuhren wir ab. Der Dampfer „Nowshera“ war so erbärmlich, wie es einen deutschen gar nicht mehr gibt. Zum Beispiel kein elektrisches Licht, nicht einmal Lampen, nur miserable Kerzenbeleuchtung. Dabei lief der abscheuliche Kasten nur 9,5 Seemeilen in der Stunde. Wenn man solches nicht einmal, sondern wiederholt erlebt, begreift man gut, daß die klarer sehenden Engländer immer zahlreicher auf unseren deutschen Lloyd-Dampfern erscheinen. Man begreift aber nicht, wie ein deutscher Schriftsteller, wie z. B. Graf Königsmarck, öffentlich die englischen Schiffe über die deutschen stellen mag! Der kann keine deutschen Schiffe des Lloyd oder der Hamburg-Amerika-Linie gesehen haben, als er sein Buch „Sportliches 2c.“ schrieb. Das schlechteste der deutschen Schiffe ist besser wie vier Fünftel aller englischen, und gegen unsere neuen Schnelldampfer des Lloyds oder der Hamburg-Amerika-Linie kommt an Ausstattung, Sicherheit, Schnelligkeit und besonders an freundlicher Behandlung der Passagiere kein englischer und überhaupt kein anderer Dampfer der Erde auf. Freilich, um das zu erkennen, muß man vorurteilsfrei öfter auf Dampfern der verschiedenen Linien fahren.

Unsere „Nowshera“ lief also nur zwischen 9 und 10 Seemeilen. Daß da selbst beim geduldigsten Menschen schließ-

lich der Humor nachläßt, ist selbstverständlich. Als ich daher in Penang am 15. landete und hörte, wir würden hier 2 $\frac{1}{2}$  bis 3 Tage liegen, war die nächste Frage, wie komme ich von der rücksichtslosen bummeligen British Indian S. S. N. Co. los? Es lag ein Dampfer der englischen P. a. D. Gesellschaft im Hafen. „Wohin fährt er?“ „Singapore.“ „Wann?“ „Heute abend.“ „Hurra, ich ziehe um.“ So geschah es. Ich ließ das Billet fahren, kaufte ein neues für 25 Dollars und siedelte auf die „Java“ über. Gegen unsere „Karlsruhe“ oder einen anderen Lloyd-Dampfer ist auch sie ein Schmutzkasten, aber sie läuft 12 Seemeilen, wir kommen am 17. in Singapore an, und ich bin den Ärger los, das wiegt 25 Dollars auf.

In Penang hatte ich Zeit, noch die Stadt und den botanischen Garten zu besichtigen. Letzterer mit seinem etwa 60 Meter hohen Wasserfall ist reizend; nirgends sah ich die Wandererpalme so schön wie hier. Auch der Billenteil von Penang kann nicht entzückender sein. Unter Kokospalmen, herrlichen Tropenbäumen und Blüten liegen die niedlichen Villen, eine der schönsten „Villa Uhlenhorst“, vor der die Hamburger Flagge weht. Das ist ja schön und gut, noch schöner, besser und nationaler wäre es aber, wenn hier im Ausland der Hamburger Patriot auch die deutsche Flagge gehißt hätte. Die Stadt ist dreiviertel chinesisch, interessant, aber heiß. Ich atmete erst auf, als ich abends auf der „Java“ südwärts dampfte. Nun ging es in die eigentlichen Tropen, nach Singapore, über den Äquator nach Java.



## Durch die Straits Settlements nach Java.

Sine ganz andere Welt, als ich sie in  
 der letzten Zeit in Indien kennen  
 gelernt hatte, erschien vor mir, ich möchte  
 sagen, ein neuer Tag brach an, dessen leuchtendes  
 Morgenrot herrliche Stunden versprach. Die „Java“  
 der B. a. D.-Gesellschaft hält, wie gesagt, keinerlei Vergleich  
 mit einem Dampfer des Norddeutschen Lloyds aus; aber  
 sie lief doch zwölf Meilen in der Stunde, und am  
 17. Februar bei Sonnenaufgang erschienen die ersten  
 Inseln der Straits Settlements. Ehe ich mich auf die  
 Weltreise vorbereitete, kannte ich diese Länder eigentlich  
 nur durch ihre Postmarken und wußte, daß Singapore  
 die Hauptstadt dieser „Straßen-Niederlassungen“  
 sei. Jetzt erkannte ich, wie klug die Engländer bei Ein-

verleibung dieser herrlichen Gegenden gewesen sind. Jede, auch die kleinste Insel strotzt von einer beinahe ungläublichen Üppigkeit. Die fast täglichen Tropenregen mildern wenigstens im sogenannten Winter etwas die Hitze, und alles sieht so frisch, so gesund aus, daß es eine wahre Freude ist, Menschen, Tiere und Pflanzen zu beobachten. Als unsere „Java“ in die engen Kanäle Sultan Shoal und Cyrene Shoal einbog, und besonders, als wir die Mündung des neuen Hafenskanals passierten, erkannte man eine hübsche chinesische Villa neben der anderen. Das Schiff stoppte an der Werft, wir stiegen ans Land. Man fährt vom Halteplatz der Dampfer zu der Stadt noch etwa zwei Kilometer. Aber der Inrikscha-Mann läuft in einem ununterbrochenen Trab dahin, und bald sind wir im eigentlichen Singapore. Die Stadt hat jetzt an 200 000 Einwohner; Dreiviertel davon sind Chinesen. Es gibt allein über 6000 Inrikschas, die alle von Chinesen gezogen werden. Was sieht man bei diesen Droschkenmenschen für prächtige Gestalten! Meine Münchener Bekannten unter den Künstlern würden in Entzücken geraten über eine solche Fülle wunderbarer Modelles für männliche Akte. Da die Leute nur eine Art von Badehose als einzige Bekleidung tragen, sieht man ihre strammen Muskeln, ihren wohlgeformten Körper, ihre tadellosen Waden u. s. w. Wieder wie auch in Birma habe ich den Eindruck gewonnen, daß die Chinesen ein vorzüglich gebauter, sehr schön gewachsener, kräftiger Menschenschlag sind, die uns Westländern äußerlich direkt imponieren. Nur ihre Gesichter sind meist für unseren Geschmack unschön; aber das schöne Gesicht ist ja für den Arbeiter von wenig Wert. Auch vor der Leistungsfähigkeit und

Genügsamkeit der Chinesen bekommt man schon in Singa-  
 pore einen gewaltigen Respekt. Mit welchem Fleiß, fast  
 stets im Trab laufend, die chinesischen Arbeiter unglaubliche  
 Lasten schleppen, wie sie als Jurikschamänner 25 und  
 30 Kilometer in schnellster Gangart, hinter sich ihren  
 Karren oft mit zwei Insassen schleppend, ohne jede Er-  
 frischung und ohne Pause dahin jagen, das muß man  
 sehen, um es zu glauben. Ein Bekannter von mir machte  
 den Ausflug nach Johore im Jurikschka (in Ceylon sagt  
 man nur Rikschu). Das sind 25 Kilometer hin und 25  
 Kilometer zurück. Der Jurikschamann sah nach dieser  
 Riesenleistung, bei der er jeden Weg in 2 Stunden 15 Mi-  
 nuten zurücklegte, nicht einmal ermüdet aus. So könnte  
 ich noch mehr Beispiele anführen. Aber auch auf anderen  
 Gebieten zeichnen sich die Chinesen durch Leistungsfähigkeit  
 und Zuverlässigkeit aus. So sind z. B. sämtliche Kassierer  
 der Banken und großen Geschäfte in Singapore Chinesen,  
 und auch auf der Post und in den Bureaux werden in ver-  
 antwortungsvollen Stellungen überall Chinesen verwendet.  
 Ich fragte, ob man auch Japaner in gleicher Weise ver-  
 werten könne. „Unmöglich“, lautete die Antwort. „Der  
 Japaner ist als Handarbeiter ein Schwächling, als Kopf-  
 arbeiter zu flüchtig und im allgemeinen zu unzuverlässig.“

Ich kam in die Stadt. Zuerst ging es durch lange  
 chinesische Straßen. Es wirkt monoton, daß die ärmeren  
 Chinesen, einer wie der andere, nur die dunkelblauen oder  
 schwarzen kurzen Hosen tragen, und man also nur fast  
 ganz gleich erscheinende halbnackte Menschen mit spitzigen  
 Hüten sieht. Als ich aber in die reicheren Stadtteile kam,  
 erschien das Bild ganz anders. Der feine Chinese kleidet

sich gut und trägt hier grundsätzlich einen Hut nach europäischem Muster. Nun sah man verschiedene neue Erscheinungen. Vertreter aller europäischen Nationen, dann Malayen, Hindus, Singalesen, Javaner, Sundanesen, und weiß Gott was noch, wandelten hier hin und her, und auf der Straße oder in Geschäften konnte man in zehn Minuten zehnerlei Sprachen hören. Schöne Bauten und prächtige Straßen, Alleen und Anlagen dehnen sich an der Küste aus. In dem reizend gelegenen Hotel de l'Europe fand ich hübsche, nach dem Strand zu gelegene Zimmer. Gute Küche und eine freundliche, sehr fleißige Bedienung ließen mich auf das angenehmste den Unterschied zwischen Vorderindien und den Straits Settlements erkennen. Nur die sympathischen Birmaner sind noch nicht in den Schatten gestellt. Die Chinesen sind gewiß tüchtiger, aber so nett, so liebenswürdig und so heiter wie die Bewohner von Mandalay und Rangoon sind sie doch nicht. Ich machte einen Spaziergang in die Anlagen an der Küste. Eine Menge von hocheleganten Equipagen, unzählige Jirikshas und viele Droschken, dazwischen zahlreiche Spaziergänger belebten die Alleen. Wenn man einen besonders eleganten Wagen mit hervorragend schönen Pferden sah, saßen sicher Chinesen darin. Ich wanderte weiter, und an meinen Augen zog es vorüber wie in einem bunten Kaleidoskop. Kein geringes Vergnügen bereiteten mir die bezopften Söhne des himmlischen Reiches auf Fahrrädern. Geschickt und flott strampelten sie dahin, und der Popf flog hinten nach. Ich stand an der großen Landungsbrücke der Barken. Unten lag eine Dampfbarke. „Die führt ja die deutsche Kriegsflagge! Richtig, da stehen deutsche Matrosen.“ —

Lieber Leser, du glaubst nicht, wie man sich im Ausland freut, die deutsche Flagge zu sehen, und am meisten, wenn es die Kriegsflagge ist. Jede Blaujacke erscheint einem wie ein Freund.

„Na, wie kommt Ihr denn hierher?“

„Wir gehören auf die „Hertha“. Die liegt dort neben der „Gansa“!“

„Was, die beiden großen Kriegsschiffe sind deutsche?“

„Zawohl, mein Herr.“

Ich nahm das Glas und betrachtete die beiden weißen Kolosse mit den gelben Kaminen auf das genaueste.

„Na natürlich, sie führen die deutsche Flagge.“

Da hob sich meine Brust, und es durchrieselte mich ein so sonniges Gefühl, als ob mir persönlich ein großes Glück begegnet wäre. Es ist wirklich etwas Hohes und unendlich Befriedigendes, dieses in der Mannesbrust liegende Gefühl der Vaterlandsliebe und des berechtigten Stolzes, daß man einem Volke angehört, das so in die Höhe geht. Noch vor 30 Jahren sprach hier in den Tropen kein Mensch von Deutschland, man kannte keine Flagge schwarz-weiß-rot, und der Deutsche galt nichts in der Welt!

Und jetzt! Allein in Singapore! Zwei große deutsche Kriegsschiffe liegen vor Anker, der Lloyd-Dampfer „Stuttgart“ dampft soeben ostwärts, die „Preußen“ ging gestern westwärts. An der Werft liegen verschiedene Dampfer der neu vom Lloyd aufgekauften früheren englischen Gesellschaften für Siam, die Sunda-Inseln u. s. w. Kurz, jetzt weiß jeder Eingeborene: das mächtigste Reich in Europa, das auch die besten und schnellsten Schiffe hat und, wenn es so fortgeht, bald auch die meisten haben wird, ist

Deutschland. Wenn man dann empfindet, wie man jetzt, besonders nach dem Auftreten unserer braven Truppen in China, von Chinesen, Malayen u. s. w. besonders geachtet und respektiert wird, weil man Deutscher ist, wenn man hört, daß in Rangoon, Singapore und anderen Orten die deutschen Klubs die ersten, vornehmsten und geachtetsten sind, da — Donnerwetter, da soll es uns so ein großspüriger Engländer nur übel nehmen, wenn wir stolz sind, Deutsche zu sein! Es hilft ihm nichts, wir kommen doch noch über ihn, und daß wir uns über das Ausblühen unseres Reiches so innig freuen, das ist unser Recht. Darum mag es auch von mir jeder Engländer hören und hört es hier bei Gelegenheit von jedermann unverhohlen, daß wir Deutsche zum mindesten ebensoviele sind, wie unsere britischen Nachbarn, und daß wir daher in nichts nachzustehen brauchen. Diese Erkenntnis hat mich hier im Osten schon recht anspruchsvoll gemacht, und ich bin dabei gegenüber den Engländern nur gut gefahren. Der Burenkrieg hat sie übrigens draußen schon ziemlich klein gemacht.

Mit herzlichem Gruß verabschiedete ich mich von den deutschen Matrosen, welche ihren soeben mit der „Stuttgart“ angekommenen neuen Admiral Bendemann abholten, und wanderte weiter. Herrliche Luft wehte, der Duft von prächtigen Blüten und Blumen verbreitete sich, und zauberisch beleuchtete der Vollmond diese idyllische Landschaft.

Am nächsten Tage lehrte mich der Ausflug nach dem nördlich Singapore gelegenen Freistaat Johore (sprich Dschohore) die ganze glückliche Insel kennen. Ist das eine reiche, eine strotzende Vegetation! So herrliche Wanderpalmen habe ich noch irgendwo gesehen. Schönerer Ananas-

ganz selbstverständlich. Es giebt ja fast nirgends, wo die Engländer herrschen, eine Kanalisation. Der freie Maharadscha der Ratschputana hat sie in seiner Hauptstadt Jeypore schon längst einrichten lassen, die englische Regierung aber weder in Bombay\*) noch Madras, noch Kalkutta, noch meines Wissens überhaupt irgendwo.

Eine interessante Szene, welche die Unbeliebtheit der Engländer in Indien kennzeichnet, erlebte ich in Delhi. Ich las auf dem Bahnhof die Anzeigen des Inhaltes der Morgenzeitungen. Bald standen etwa 20 Eingeborene um mich herum und studierten ebenfalls die schlechten Nachrichten vom Kriegsschauplatz in Natal. Mein Führer muß einem derselben erzählt haben, daß ich kein Engländer sei, denn plötzlich kam eine gewaltige Bewegung unter die vorher so stillen Leute. Jeder wollte mich lachend auf eine neue Hiobspost aufmerksam machen; sie erzählten mir freudestrahlend die Verluste, welche die Engländer erlitten hatten, und schließlich, als ich wegging, meinten sie, es wäre das beste, wenn alle Engländer tot wären. Dazu machten sie die ihren Worten entsprechenden Bewegungen. Ich habe überhaupt den Eindruck, daß das indische Volk, und zwar der mohammedanische Teil besonders, die Engländer jetzt mehr haßt als je, und daß nur die indischen Fürsten, welche von den englischen Pensionsgeldern leben, in England erzogen sind und allein durch den englischen Schutz

\*) Außerdem ist auch das Europäerviertel von Bombay von Anfang an vollständig falsch, d. h. ohne Berücksichtigung der Grundwasserhältnisse und etwaiger Springsluten erbaut worden. Fast alle Keller der oft wahrhaft prunkvollen Gebäude sind feucht oder ganz versumpft. Darum kann man nie der Pest Herr werden. Es wurden daher schon Stimmen laut, ganz Bombay zu verlegen.

in ihren Stellungen erhalten werden, auf ihrer Seite stehen.

Als Tourist merkte man in Bombay nichts von der Pest. Ich fand in der Stadt sogar mehr Leben als vor drei Jahren. Man hat sich hier eben an die Seuche gewöhnt. Ich besuchte wieder die interessante Insel Elefanta und die Türme des Schweigens, in denen die Parsen ihre Toten von den Geiern fressen lassen, dann entführte mich die Eisenbahn ins Guzeratland. Von der dortigen Fülle von Tieren macht man sich vorher keinen Begriff: Kraniche, Marabus, unzählige Raubvögel, farbenprächtige Hähner, Papageien u. s. w. schwirren durch die Luft, Rudel von wilden Affen sitzen in der Nähe von Dörfern auf den Bäumen oder laufen neben dem Zug her, wilde Eichkätzchen erblickt man in Masse und zahlreiches Wild, wie Antilopen, Sauen u. a. m., kann man auffagen. In Ahmedabad sah ich an einem hohen Baum mindestens 200 große fliegende Hunde hängen. Nur wenn man durch einen Steinwurf einen traf, ließ er sich los und flog auf einen anderen Zweig. Die Spannweite seiner Flügel erschien dann wie bei einem Adler. Auf der Fahrt nach Zeypore entdeckte ich einmal eine Schar von 14 wilden Pfauen und Rudel von Antilopen; ein Keiler riß vor dem Schnauben der Lokomotive aus; Duzende von Kamelen zogen in Karawanen durchs Land; mir unbekannt, reizende bunte Vögel saßen auf den Telegraphendrähten, kurz, ich sah einen wahren Überreichtum von Tieren.

Das mir wohlbekanntes Zeypore machte auf mich den gleichen originellen Eindruck wie beim ersten Betreten. Es erscheint als eine in Himbeersauce getauchte Ku-

Anlagen kann ich mir nicht denken. In einer solchen habe ich wahrhaft geschwelgt. Noch mehr erfreute mich aber das überglückliche Gesicht des Chinesen, als er für vier Riesenananas von mir 4 Ets., d. h. etwa 7 Pf., erhielt. Der Mann strahlte förmlich. 25 Kilometer lang ging es dann auf vorzüglicher Straße immer durch Gärten und Plantagen nordwärts. Nun kam ich an den Meeresarm, der Johore von der Insel Singapore trennt. Ein Prachtferl, ein wahrer Herkules von einem Chinesen ruderte mich in 25 Minuten hinüber. Der Radscha hat ein reizendes Ländchen unter sich, er beherrscht etwa 150 000 Untertanen, lebt in seinem hübschen Schloßchen, umgeben von schönen Gartenanlagen, jedenfalls sehr gemütlich und hat nach berühmten europäischen Mustern eine Spielbank und eine eigene Post eingeführt. Natürlich kauft fast jeder Fremde von den eigenartigen Marken, und da wohl jeder Vergnügungsreisende den Ausflug von Singapore nach Johore unternimmt, so ergibt die fürstlich Johoresche Reichspost eine ganz nette Einnahme. Nach meinen Einkäufen für Freunde und Bekannte zu Hause konnte der Radscha abends Sekt trinken, so viel hatte er sicher verdient. Auch Johoresche Soldaten sah ich, aber darüber schweige ich lieber.

Am 19. Februar verließ ich auf dem französischen Dampfer „La Seine“, der seinerzeit als Privatdampfer für den Khedive von Agypten erbaut worden war, die Straits Settlements. Zwischen den Inseln des Riouw- und des Lingga-Archipels ging es südwärts. Mit mir machten zwei junge deutsche Offiziere und ein Kaufmann den Ausflug. Da plötzlich ein Ruck, und Freund G. lag mit seiner Hängematte direkt auf dem Deck.

„Sehen Sie, das war der Aequator. Das Schiff ist darüber gestreift, und Sie liegen auf dem Boden.“

Mit den Ferngläsern wurde der rote Strich im Meer gesucht, welcher den Aequator markieren soll, und schließlich begossen wir das Überschreiten der „Linie“ ordentlich mit Sekt. So kamen wir trotz kaum erträglicher Hitze in bester Stimmung auf die südliche Halbkugel unserer Erde. „La Seine“ lief gut, die Offiziere und die Mannschaften waren freundlich, die Verpflegung ließ nichts zu wünschen übrig; alles wirkte zusammen, uns den Süden in gutem Lichte zu zeigen.

Jetzt kam Sumatra in Sicht.

Wenn ich in meiner Jugend von den Sunda-Inseln las, da dünkte mir die Entfernung dorthin unüberschreitbar. Und jetzt habe ich erkannt, daß man bequemer und angenehmer von Berlin nach Java reist als z. B. durch viele Strecken unserer deutschen Heimat. Die Bahn bringt mich vom Friedrichstraßen-Bahnhof direkt an das Schiff in Bremerhaven oder vom Anhalter Bahnhof ohne Umsteigen an das Schiff in Genua. Ich betrete den am Quai liegenden Dampfer des Norddeutschen Lloyds und fahre so bequem wie in einem Hotel ersten Ranges über Neapel, Port Said, Aden, Colombo nach Singapore. Dort verlasse ich den Lloyd-Dampfer und begeben mich auf den nebenan gleichfalls am Quai liegenden französischen oder holländischen Dampfer und lande gerade so bequem in Batavia, d. h. im Hafen von Tandjong Priok. Das ist eben die neue Zeit, welche zum Reisen nur noch Zeit und Geld erfordert, aber die Strapazen von früher fast ganz überwunden hat. Ob dieser erleichterte Verkehr auch bewirkt,

daß die Gedanken schneller heimwärts ziehen! Die meinigen eilten von der südlichen Halbkugel besonders innig nordwärts, und manches Sehnen mischte sich darein. Wenn man auch noch so bequem reist, weit ist es doch bis zur deutschen Heimat, und man sehnt sich nach den Lieben daheim.

Da leuchtet der Sirius über mir. Den sehen sie in 10 Stunden auch. Bring ihnen meine Grüße, leuchtender Gesell, und dann sag mir Antwort!

Ich stieg am 21. Februar 1900 im Hafen von Tandjong Priok ans Land. Wie wohl tat es, daß die holländischen Beamten ausnahmslos so freundlich und entgegenkommend waren, und daß sie deutsch verstanden! Vom Hafen brachte mich die Eisenbahn nach Batavia. Schon bei dieser kurzen Fahrt erkannte ich den kolossalen Reichtum der Flora Javas. Wie auf Ceylon war die ganze Landschaft mit Kokospalmen, Bananen und unzähligen tropischen Bäumen und Pflanzen bestanden; ich konnte keinen un bebauten Fleck entdecken. Malerisch lugten aus dem Grünen malayische und chinesische Hütten und Häuser hervor, und auf Kanälen zogen kleine Schiffe auf- und abwärts. Diese, sowie die zahlreichen Brücken haben einen ausgesprochen holländischen Charakter. Überhaupt habe ich noch nie eine Kolonie gesehen, in der sich die Art und Weise der herrschenden Rasse so dem Lande aufgeprägt hat wie hier. In Batavia sind Straßen, die dem Aussehen der Häuser, Kanäle und Brücken gemäß ebenso gut in Rotterdam stehen könnten wie hier auf Java, nur daß sie neben einigen Holländern meist von Chinesen und Sundanesen belebt sind.

Auffallend sind aber die kleinen, über die ganze Insel verteilten Wächthäuschen. An ihnen hängen hölzerne, sehr hübsch klingende Glocken, und diese werden bei Feuergefahr oder wenn ein Amokläufer naht, angeschlagen. Unter Amokläufern versteht man Eingeborene, welche durch die Sonnenglut oder Leidenschaften wahnsinnig, d. h. tobfüchtig geworden sind, in Raserei verfallen, mit einem Kris (Dolch) herumlaufen und jeden töten, bis sie selbst getötet oder unschädlich gemacht werden. Dieser Fall von Tobsucht soll nicht selten sein. Etwas anderes fällt uns engherzigen Europäern anfangs auf, und zwar ungemein komisch. Das ist die Tracht der Frauen, auch der europäischen. Noch weniger könnten sie kaum anhaben. Die Eingeborenen tragen ein um die Hüfte geschlungenes Tuch und eine Art von verlängerter Nachtjacke darüber, sonst nichts. Man sieht eigentlich — doch ich will diskret sein. Die europäischen Damen erscheinen in den Hotels bis gegen Abend ebenso. Sie sollen unter der Jacke noch etwas tragen, das muß aber sehr dünn sein. Gerade jetzt, wo ich diese Zeilen im ersten Hotel schreibe — ich befinde mich der Landessitte gemäß nur im Sarong, d. h. einer dünnen Hose und im Hemde —, sitzen mir gegenüber eine holländische Mutter und ihre zwei sehr netten Töchter. Erstere trägt Rock und Jacke, darunter, wie ich glaube, ein gutes Gewissen, sonst sicher nichts, und ihre etwa 15 und 16 Jahre alten Töchter stecken nur in einer Art von Babykleid und kokettieren mir mit den nackten Füßchen allerliebste vor der Nase herum, aber abends an der table d'hôte erscheinen die drei Damen in sehr eleganter Toilette. Auch wir Herren laufen tagsüber in unglaub-

lichem Kostüm herum, erscheinen aber abends im Smoking, und schwarzen Lackshuhen. Auf der Straße sieht man Damen, wirkliche Damen, ohne Hut und ohne Handschuhe. Herren gehen abends mit Spazierstock, aber ohne Hut aus, oder sie fahren im Frack in eleganter Equipage ohne Hut zum Diner. Ländlich sittlich.

Von den Sehenswürdigkeiten Batavias und seiner Villenvorstadt Weltevreden, in der sich auch die Hotels befinden, sei das Museum zuerst erwähnt. Es beschränkt sich auf die ethnographischen Eigenheiten der Sunda-Inseln und ist gerade darum sehr interessant und lehrreich.

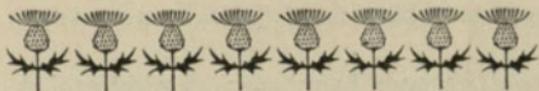
Ein merkwürdiges Ding ist das Pieter Elberfeld-Denkmal. Man hat diesen Empörer so in eine Mauer eingemauert, daß sein Kopf herausjah. Später wurde der Schädel des qualvoll Gestorbenen durch einen Steinschädel ersetzt, und so steht das sonderbare Wahrzeichen noch.

Die Denkmäler Batavias und seiner Vorstadt Weltevreden sind im allgemeinen mäßig. Dagegen wird man bei jeder Fahrt von neuem durch die reizenden Villen der Europäer und ebenso durch die malerischen Häuschen der Eingeborenen überrascht. Jeder Besitz ist von entzückenden Gärten umgeben, Mietskasernen gibt es nicht, alles ist lustig und hell; Säulenhallen umgeben die Hotels und die reicheren Häuser, und alles erscheint außerordentlich reinlich und freundlich, da nach jeder Regenzeit die Gebäude neu angestrichen werden.

Batavia hat unter seinen 108000 Einwohnern etwa 8000 Europäer und 30000 Chinesen, der Rest sind Javaner. Man denke sich nun eine sehr freundliche, von der üppigsten Tropenflora durchsetzte Villenkolonie, mit

holländischen Kanälen und neuen, eleganten Straßenanlagen, belebt von Chinesen, Malayen und dazwischen Holländern, alle nach europäischen Begriffen sehr durchsichtig, aber doch ganz anders gekleidet wie die Hindus oder Chinesen auf dem Festlande, dann hat man ein Bild von Batavia und Weltevreden. Man staunt bei jedem Schritt. Einmal über die Herrlichkeit der Flora, dann über das Eigenartige javanischer Einrichtungen, wie die der Natives = Wäschereien in den Kanälen, oder über die reizenden Villen, in deren Zimmer man von der Straße aus Einblick hat. Nicht minder über die Dampfstraßenbahn, deren Maschine keinen Feuerkessel hat, weil der Dampf an den Füllstationen eingefüllt wird, oder über die hübschen, so deutlich erkennbaren Frauengestalten und über anderes mehr. Im ganzen ist der erste Eindruck, den man von Java in Batavia erhält, ein sehr sympathischer. Viel trägt auch die freundliche, höfliche Art der Holländer dazu bei, die, wenn man aus Britisch = Indien kommt, doppelt angenehm berührt.





## Buitenzorg und Garoet auf Java.

Durch einen wahren Garten brachte mich die Eisenbahn in zwei Stunden von Batavia nach Buitenzorg. Ich fuhr von der Station in das Hotel Bellevue, wurde in mein Zimmer geführt, trat auf den Balkon und war stumm vor Staunen und Entzücken. Eine so herrliche Tropenlandschaft, daß ich sie mir nicht schöner denken kann, breitete sich vor mir aus.

Unten der reißende Tjiliwong. Auf beiden Seiten des Flusses aber javanische, unter Palmen gelegene Dörfer, Palmenhaine, Wälder der herrlichen Wiringinbäume, einer Art von Banyan (Gummibäume), dann hellgrüne Reisfelder und hohe schlanke Arekapalmen. Den Abschluß bildete der 2258 Meter hohe, mit herrlichen dunkelgrünen Waldungen bedeckte Vulkan Salat, auf dem ein Kranz dichter, weißer Dampfwolken lagerte. Das ganze



Bild war zauberhaft. Und doch kann man es nicht malen. Es würde ein endloses Grün in Grün werden, und, wenn man alle Baumdetaills wiedergeben wollte, Kleinlich, wenn man aber nur auf die Gesamterscheinung hin malte, würde es langweilig ausfallen. Man muß es eben sehen. Ich habe in seinem Anblick geschwelgt und schwelge noch darin, denn ich schreibe diese Zeilen auf dem entzückenden Balkon.

Gestern nachmittag erlebte ich auf diesem Plage mit meinen Bekannten Szenen, die man eigentlich nicht beschreiben kann. Aber sie zeichnen die Naivität der Javaner so charakteristisch, daß ich sie doch andeuten will. Gerade zu unseren Füßen erschienen nach und nach vielleicht 40 Frauen und Mädchen, blickten lustig zu uns herauf, nahmen das Tuch, welches allein ihre Reize verhüllte, ab, stiegen dann in den Fluß und badeten. Mit großer Koketterie warfen sie das Tuch in dem Augenblick, in dem sie wieder aus dem Wasser stiegen, um und freuten sich sichtbar, daß sie mit Feldstechern beobachtet wurden. Das war aber noch das Geringste. Von beiden Seiten benutzten die Dorfbewohner den Fluß als einen Platz, auf dem man sich in Europa nicht gern sehen läßt. Fortwährend hocken Leute jedes Alters und Geschlechtes gebückt im Fluß, die Gäste des Hotels Bellevue sehen ihnen immer auf den Rücken, Spaziergänger gehen auf den Uferstraßen auf und ab und betrachten sie, aber das alles stört sie gar nicht. Man erhebt sich, lacht den Zuschauern vergnügt ins Gesicht und verschwindet in seinem Haus. Hier auf Java versteht man das alte Sprichwort:

„Naturalia non sunt turpia.“

Bis jetzt sprach ich nur von Eingeborenen, aber auch die Ungezwungenheit der Europäer verdient Erwähnung, denn sie geht so weit, daß sie bei uns direkt polizeiwidrig wäre. Heute mittag z. B. aß mit uns bei der sogenannten Reistafel ein holländisches Ehepaar des höheren Beamtenstandes. Die Dame trug — notabene bei Tisch im Kreise von etwa 30 Herren und Damen — den Sarong, den dünnen, so eng wie möglich anliegenden kurzen Rock, darüber eine durch Spitzen etwas verlängerte Nachtjacke und zierliche Pantöffelchen. Sonst, glaube ich, nichts, denn wir erkannten die recht hübsche Figur bis zu den intimsten Nüancen und sahen die nackten Füßchen bis ziemlich weit über den Knöchel. Als wir vormittags ausfuhren, begegneten wir im eleganten Villenviertel einer so bekleideten Dame auf der Straße, und in den Hotels wandeln sie grundsätzlich so herum, bis man abends zum Diner Toilette macht. Sieht man eine anders bekleidete Dame, so ist sie sicher eine Deutsche oder eine Engländerin. Anfangs staunt man über die sonderbare Sitte, dann gewöhnt man sich daran, und schließlich findet man sie bei der fortwährenden, nie abkühlenden Hitze ganz natürlich und — ganz nett.

Ähnlich geht es mit der merkwürdigen Reistafel. Man erhält einen großen Suppenteller. Nun servieren die Diener zuerst Reis, dann Curry und hierauf eine unglaubliche Menge der verschiedenartigsten Dinge. Da gibt es Fleischarten, Fische, Kartoffeln, Gebäck, Gemüse, Eier, Salat, Delikatessen, tropische Reizmittel, Süßigkeiten u. a. m., und das wird alles zusammen klein geschnitten und unter den Reis gemischt. Zuerst meint man, man

habe ein richtiges Hundefutter vor sich, dann gewöhnt man sich daran, und schließlich schmeckt das Durcheinander ganz gut. Die „Reistafel“ gibt es überall, in den Haushaltungen, in den Hotels, an den Bahnhöfen, kurz, wo man etwas zu essen erhält, und zwar jeden Tag. Man lernt bald, durch die Verschiedenheit der Mischung selbst sich Abwechslung zu schaffen.

Doch zurück nach Buitenzorg! Dieser Villen- und Kurort von Java ist ganz reizend. Alles, die Stadt, der Kulturgarten, der botanische Garten und die Umgegend, erscheint wie ein herrlicher Park. Der Glanzpunkt ist natürlich der botanische Garten, in dem auch der Palast des Gouverneurs liegt.

Da sah ich Bäume und Pflanzen, wie sie selbst Ceylon nicht bietet. Kokos- und Arefapalmen, Biringin-Bäume, Kasuarinen, Farn- und Myrtenbäume, Orchideen, *Victoria regia*, Lotos u. s. w. sind in staunenswerten Größen und Massen vorhanden. Waren doch in einem einzigen Weiher etwa 20 blühende *Victoria regia*, in einem anderen ungefähr 12. Alles strahlt in einer Üppigkeit, die man sehen muß, um sie für möglich zu halten. Hier zieht sich eine etwa 120 Fuß, also fast 40 Meter lange Liane brückenartig über drei Palmen, dort haben Lianen ganze Schleier über riesige Gummi- und Kautschukbäume geworfen, und an anderen Stellen hängen vollständige Netze von den Zweigen mächtiger Mimosen herab. Ein Wald riesiger Pandanaceen reiht sich an entzückende Blumenanlagen, und dazwischen rieselt der von kolossalen Bambusbüschen eingefasste Fluß. Aber trotz all dieser Pracht erreicht der Garten von Buitenzorg doch nicht den



Java. Buitenzorg.



von Peradenia auf Ceylon. Dieser bietet noch großartigere und gewaltigere Anblicke. Ersterer soll dafür aber wissenschaftlich besser angelegt und vielseitiger sein.

Eine unerreichte Spezialität von Buitenzorg ist dagegen sein 70 Hektar großer Agrikulturgarten. Da sieht man Kaffeepflanzungen, neben Kakao, Thee, Koka, Vanille, Pfeffer u. s. w. Allein der verschiedensten tropischen Nutzbäume, Waldungen von Guttapercha- und Kautschuk-, von Muskat-, Strychnos-, Gewürzbäumen bieten reichliche Belehrung. Die Anlagen sind sehr sorgsam gepflegt. Der Nachmittag bot mir auch in anderer Art eine wahre Fülle von interessanten Eindrücken, als ich durch die Stadtviertel der Eingeborenen promenierte. Sie können nicht malerischer wohnen. Ihre Häuser sind Bambuspfehlbauten, beschattet von herrlichen Bäumen und umgeben von hübschen Gärten, dicht am Fluß in idyllischer Landschaft mit großartiger Aussicht auf die wilden Krater Salat und Gede. Ausgezeichnet schmeckende Bananen, Mangustinen und unzählige andere Früchte wachsen den Leuten geradezu in den Mund. Man merkt den Javanern auch an, daß es ihnen gut geht. Trotz des Kris, den jeder im Gürtel trägt, sind sie friedfertig, gutmütig und heiter. Ihr mohammedanischer Glaube macht ihnen wenig Mühe, aber er hat sie doch von der übertriebenen Geister- und Gespensterfurcht anderer Sundanesen befreit. Außerdem sieht man überall, daß es die holländische Regierung verstanden hat, das Land zu heben, zu kultivieren, seine Bewohner gesitteter zu machen und günstige Verhältnisse zu gestalten. Von einem Ausfaugungssystem, wie man es auf Schritt und Tritt in Indien erkennt, ist hier nicht die Spur zu

bemerken. Ich habe nun schon ein tüchtiges Stück von Java gesehen und bin nicht ein einziges Mal angebettelt worden. In Indien dagegen stößt man an allen Ecken auf Bettler, sogar noch mehr als in Spanien.

Sehr häufig aber begegnet man auf Java den Wachhäuschen mit Holzglocken und Fangeisen für Amokläufer. So ein Fangeisen hat Zacken mit Widerhaken, es befindet sich an einer langen Stange und wird dem Amokläufer um den Hals gestoßen. Dann erschlägt, erschießt oder ersticht man ihn, und der Unglückliche ist von den Qualen der Tobsucht befreit. Ob das nicht barmherziger und menschenfreundlicher ist als unser System, die Leiden der Unglücklichen möglichst lange hinauszuziehen, sich zur Qual, anderen zur Sorge?

Der letzte Abend brachte mir noch einen wunderbaren Blick auf den Salak, dann wurde es dunkel, die herrliche Landschaft war meinem Blick entschwunden.

In siebenstündiger Bahnfahrt durchquerte ich dann das mittlere Java. Der Zug steigt immer höher, bis er bei Tjibatoe etwa 850 Meter erreicht, und von da geht es wieder abwärts nach Garoet. Auf der ganzen Strecke habe ich nicht einen Hektar unkultivierten Landes gesehen, alles gleicht vielmehr einem riesigen Nutzgarten. Die Reisfelder sind mit einer solchen Sorgfalt in Terrassen angelegt, daß man leicht erkennt, wie alt der Anbau sein muß, um ganze Täler in solche Terrassengebiete zu verwandeln. Dazwischen liegen Palmenwaldungen und Kaffeepflanzungen. Die Leute sind sehr fleißig, und ebensowenig wie bettelnde Javaner sieht man bei Tage müßige. Eigenartig berührt es uns, daß fast alles getragen wird. Ich habe noch

keinen Lastwagen, sondern nur kleine Karren von wandernden Kaufleuten gesehen. Selbst der Reis wird in Büscheln vermittelst Tragstangen von Arbeitern in die Ortschaften getragen. Die Ursache mag sein, daß man in die unter Wasser stehenden Reisfelder überhaupt nicht hineinfahren kann, die Feldfrüchte also doch kilometerweit zur nächsten Fahrstraße tragen mußte.

Allmählich kam ich immer mehr in das Gebiet der Krater. Java hat über 40, darunter 28 gegenwärtig noch thätige Vulkane, die aber fast alle bis zum Kraterrand dicht bewachsen sind. Man hat also ein ganz merkwürdiges Bild vor sich: Die Formation der Berge erscheint außerordentlich wild, durch die Bewachung aber wird der Anblick dennoch ein milder, fast lieblicher.

Von Tjibatoe an, wo die Bahn nach Garoet die Hauptlinie verläßt, waren wir ganz von solchen Kratern umgeben. An einem derselben hing eine schwere Wetterwolke, die sich auch bald entlud, über anderen leuchtete die Sonne, und dazwischen lag das freundliche Tal mit seinen Palmen, Bananen und Reisfeldern. Es war eine von der unseren grundverschiedene Landschaft, ein tropischer Garten in wildromantischer Umgebung. In Ceylon dagegen kann man, abgesehen von der tropischen Flora, hier und da sich einbilden, im Thüringer Wald zu sein, weil es dort keine so grotesken und für uns fremdartigen Bergformationen gibt.

Nachmittags 3 Uhr kam ich in Garoet an.

Van Hordts Hotel, mein Absteigequartier, ist allerliebste. Man denke sich einen großen, in tropischer Üppigkeit angelegten Garten, und dazwischen zahlreiche, kleine Pavillons mit je zwei oder drei Zimmern, jedes mit sehr hübscher

schattiger Veranda versehen. Im Garten sind Vogelhäuser mit den verschiedensten exotischen Vögeln, in düsteren Laubgängen wandeln tagsüber Herren und Damen in allen nur möglichen, besser gesagt unmöglichen Toiletten umher, kein Direktor oder Wirt kümmert sich um die Gäste, aber die eingeborenen Diener walten mäuschenstill und fleißig ihres Amtes, kurz, es ist eine Idylle, die man fast paradiesisch nennen möchte. Hier sind zur Zeit etwa 15 Damen, meist junge, nette Holländerinnen, die sich mit ihren Gatten oder Eltern auf einige Tage aus den heißen Küstenstädten in die frische Luft von Garoet geflüchtet haben. Alle konnte ich schon so beobachten, wie es mir nie bei einer Dame in Europa möglich wäre. Ich selbst habe einen Spaziergang barfuß, im Nachtgewand in die Stadt zu einem großen Bazar gemacht, und das kam so. Ich bat den Direktor, mir Briefpapier holen zu lassen. Er fragte, ob ich es nicht selbst holen wollte.

„Nein; ich will mich noch nicht umkleiden.“

„O, gehen Sie doch, wie Sie sind.“

„Im Nachtanzug und barfuß?“

„Natürlich. Ich begleite Sie.“

Da wanderten wir beide ohne Strümpfe, ohne Hut, im Nachtanzug in die Stadt, kauften Briefbogen und sahen Damen und Herren im gleichen Anzug im Bazar.

Sind das nicht wirklich paradiesisch-idyllische Zustände?

Von Garoet aus unternahm ich den Ausflug auf den Papandajan, einen der bedeutendsten Krater Javas, der noch manchmal in Thätigkeit ist. Schon früh halb 5 Uhr bricht man auf; in dreispännigem Karren geht es im Trab

ununterbrochen bergauf. Der Sternenhimmel war klar, man erkannte die Schattenrisse der Allee-bäume, es glänzten die Wasserpiegel der Reisfelder, und hier und da huschten dunkle Gestalten von der Straße weg. Es waren Eingeborene, welche dem Wagen respektvoll auswichen; denn die Javaner sind weit höflicher als die devoten Hindus. Ueberhaupt, auch in der Erziehung des Volkes erkennt man deutlich den Unterschied zwischen der englischen und holländischen Regierungsart. Ich hätte nie geglaubt, daß ein solcher bedeutender Unterschied zwischen benachbarten Kolonien bestehen könnte. Bei den Holländern ein gehobenes, freundliches, trotzdem gehorsames, aber keineswegs devotes, fleißiges Volk, das sich anscheinend wohlfühlt. Bei den Engländern ein devotes, aber hinterlistiges, die Europäer hassendes Volk, das nur auf den günstigen Augenblick wartet, um sich loszureißen. Beide Kolonien stehen seit Jahrhunderten unter dem Einfluß ihrer Herrscher. Die holländische wurde in ein blühendes Land verwandelt, in dem zahlreiche Holländer mehrere Generationen hindurch eine neue Heimat gefunden haben, in der sie glücklich leben, während die englische ein ausgesogenes Land ist, in welchem keine Engländer sich auf die Dauer für Kinder und Kindesfinder Eigentum erworben und angesiedelt haben.

Die Höflichkeit der Javaner hat aber auch ihr Komisches. Es gilt als Zeichen der Achtung, möglichst klein vor dem zu Beehrenden zu erscheinen, sich nämlich wirklich vor ihm zu erniedrigen. Also hocken die Javaner stets um die Europäer herum. Sobald ein Kaufmann seine Waren anbietet, hockt er auf seine Waden nieder; auf der Straße hocken oder bücken sich die Männer mit Front

gegen den zu Beehrenden, während die Frauen, noch respektvoller, ihm den Rücken wenden und dann niederhocken. Sie sollen eigentlich den hohen Fremden nicht ansehen. Aber die Neugierde! Da schielen sie von der Seite herum und sehen in ihrer abgewendeten hockenden Stellung dann außerordentlich komisch aus. Natürlich darf man nicht lachen, sondern man dankt durch kurzes Winken und lacht eben, wenn man weit genug von den freundlichen Menschen entfernt ist. Diese Hockerei ist übrigens fast bei allen Malayen, wie auch bei Birmanen und Siamesen üblich.

Nach Sonnenaufgang traf ich im Dorfe Tjiseroepan ein. Dort mußte man ein Bergpferd mieten und nun zwei Stunden lang steil bergauf reiten. Der Weg führte zuerst durch schattige Alleen von Wiringinbäumen oder Bambus. Die Gärten zur Seite waren meist von der bekannten Giftpflanze *Datura* eingefast, deren große, weiße Blüten prächtig ausfahen. Dann ging es in einen zauberhaften Urwald. So schön habe ich ihn weder auf Ceylon noch im Himalaja noch in Brasilien gesehen. Riesige, dicht verschlungene Netze, bei denen mächtige Laubbäume wie große Haltepfähle und die unzähligen Lianen als feines Maschenwerk wirkten, fasten den Weg ein. Das Unterholz bildeten wilde Bananen, massenweise vorkommende Büsche der fleischfressenden Pflanzen mit ihren langen Blütentulpen, die verschiedenartigsten Farne u. s. w. Am interessantesten erschienen mir die Tausende und aber Tausende von Orchideen aller Arten, welche sich auf Bäumen und Lianen entwickelten und einen balsamischen Duft verbreiteten. Auf manchen Bäumen saßen gewaltige Büsche einer breitblättrigen Schmarotzerpflanze, an lichterem Stellen erhoben sich

bis zu 12 Meter hohe Farnbäume, und weiter oben kamen riesige Rhododendren hinzu. Entzückend war der Gesang zahlreicher Singvögel; ein Paradiesvogel mit pfeilartigem Doppelschwanz stieg auf, eine große Seltenheit auf Java, und ein Glanzfasan lief ziemlich lange vor uns her, ehe er im Dickicht verschwand. Allmählich wurde der majestätische Wald etwas lichter, und grüngelbe Wasser- rinnen schlängelten sich über den Weg. Man roch auch hier und da schon Schwefeldämpfe. Ich ritt noch etwa 15 Minuten im Bett eines Baches aufwärts, dann hörte fast plötzlich die Vegetation um uns herum auf, ich befand mich im Krater des Papandajan, auf einer Höhe von rund 2350 Meter. Da beginnt schon der Farbenreichtum, der anderen Kratern, dem Vesuv z. B., fehlt. Vom reinsten Weiß geht es durch alle Schattierungen des Gelb, Violett, Rot, Grau und Braun bis zum Schwarz. Die Wasser- erscheinen an manchen Stellen so smaragdgrün wie in unseren Alpen; dann wieder gelb, rot u. s. w. Ein sicherer, aber sehr steiniger Weg führt mitten in den Krater hinein. Ringsum ragen die Kraterwände noch etwa 270 Meter in die Höhe; sie sind mit Ausnahme der Ostseite überall mit dunklem, niederem Gehölz bestanden. Im Osten freilich sieht man buntfarbige, mit Schwefel bedeckte, vegetationslose Felsen. Ich ritt weiter. Dichte Schwefeldämpfe zogen süd- wärts. An einem Rasthäuschen stieg ich vom Pferd und setzte meinen Weg zu Fuß fort. Zischend wie bei einer Dampf- maschine pfiß der Dampf aus einzelnen Löchern. Gelbe Schwefelspalten spieen an anderen Stellen Quamsäulen aus, und deutlich vernahm man unterirdisches Brodeln und Zischen. Aber der Kraterschlund ist durch eine dünne

Schwefel- und Steindecke verschlossen, und darum macht der Papandajan-Krater nicht den, besonders für Laien in den Naturwissenschaften so überwältigenden Eindruck wie der des feuerspeienden Vesuvs. Feuer sieht man hier nicht; auch speien die Krater Javas merkwürdigerweise fast keine Lava aus, sondern meist Schwefel, Bimssteine und Asche.

Der Papandajan hatte seinen letzten großen Ausbruch im August 1772. Dabei wurden 40 Dörfer zerstört und über 3000 Menschenleben vernichtet. Jetzt ist er ja ruhig, aber auf wie lange? Jeder Krater kann hier wieder Tod und Vernichtung verbreiten. Wie fürchterlich solche Ausbrüche werden können, zeigte uns ja der Ausbruch des Krakatau am 27. August 1883, der ganz Westjava und den Süden Sumatras mit völliger Zerstörung bedrohte. 27 Kilometer hoch stiegen die Dampfwolken empor, etwa 18 Kubikkilometer Erde und Bimsstein wurden in die Luft geschleudert, über 36 000 Menschen gingen zu Grunde, und ein Landstrich von 50 Seemeilen Länge und 3 Seemeilen Breite wurde durch die im Meer entstandene Flutwelle verwüstet.

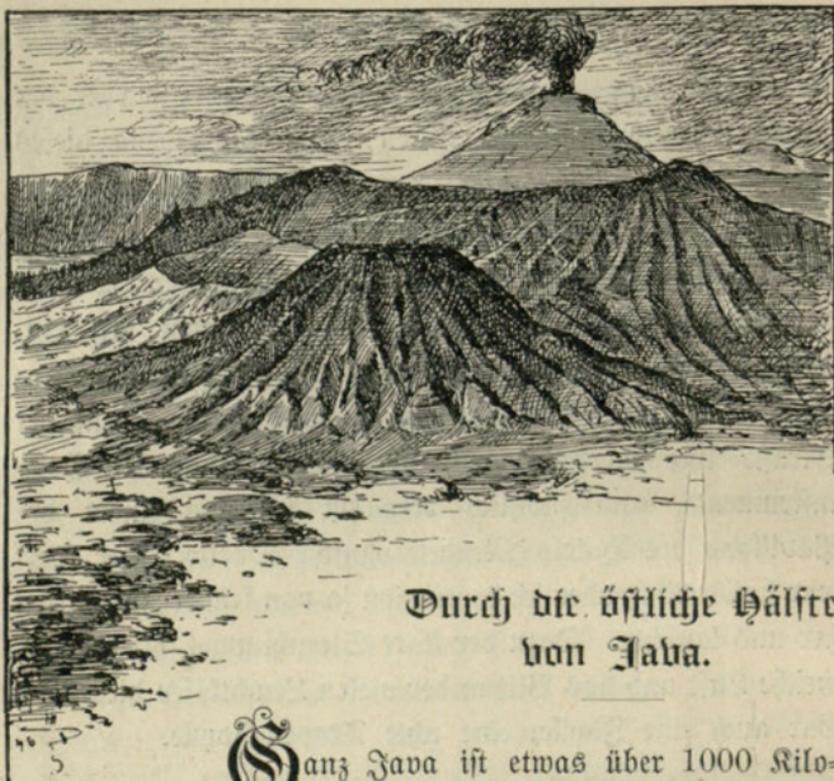
Also sieht man, so ganz paradiesisch ist der Boden Javas doch nicht. Er hat auch seine großen Gefahren, und die liegen nicht allein in reißenden Tieren, im Klima und im Fieber, sondern auch unter der Erde, und dagegen ist der Mensch trotz seines Geistes ganz machtlos.

Der Rückweg vom Papandajan nach Garoet war wieder herrlich, aber heiß. Gut, daß die kleinen Pferdchen des Wagens von Tjiseroepan aus fast stets im Galopp oder schärfsten Trab bergab rasten. Das brachte doch etwas Luftzug.

Leider folgte am Nachmittag in Garoet wieder der gewöhnliche zweistündige Regen, aber der Abend dieses Tages schloß reizend. Ich saß in meiner Veranda und träumte, bis die Sonne verschwand.

Da begann auf einmal ein vieltausendfaches Konzert von Singgrillen. Auch einige Vögel stimmten mit ein, und aus allen Büschen rings um mich erscholl es in unzähligen Tönen. Nun spielten mehrere Javaner auf der Straße ihre merkwürdigen, aber sehr klangvollen Holzinstrumente, und plötzlich vernahm ich aus einem der Pavillons des Hotels Mendelssohnsche Duette. Der Text war holländisch, aber ich kannte ihn ja von früher Jugendzeit her und lauschte. Dazu der klare Sternhimmel, die warme, weiche Luft und das Blitzen der vielen Leuchtkäfer dies alles war auch eine Idylle, eine echte Tropen-Idylle.





## Durch die östliche Hälfte von Java.

Sanz Java ist etwas über 1000 Kilometer lang. Mitten hindurch geht die Eisenbahn. Aber man kann die Strecke nicht auf einmal fahren, sondern braucht zwei und einen halben Tag. Sogar zu der etwa 700 Kilometer langen Linie von Batavia nach Soerabaja muß man zwei Tage verwenden, weil die holländischen Bahnen nur am Tage verkehren. Es ist aber an der Übernachtungsstelle in Maos ein sehr gutes Bahnhofhotel eingerichtet, so daß man ganz gern dort bleibt. Holländer erzählten mir, es sei kein Bedürfnis für Nachtzüge vorhanden, denn Eingeborene würden aus Furcht vor Gespenstern nie des Nachts reisen, bei der geringen Zahl Europäer seien Nachtzüge daher nicht einträglich genug. Ein anderer Herr erzählte mir, man könnte in der Nacht sich nicht auf das eingeborene Personal verlassen, z. B.

würde vielleicht ein Lokomotivführer an irgend einem Schatten nicht vorbeifahren, weil er ihn für einen Geist halten könnte.

Ich verdanke dem Übernachten in Maos sehr interessante Aufschlüsse über die Verhältnisse auf Java, denn mehrere holländische höhere Beamte, Tischnachbarn, bemühten sich, mich darüber aufzuklären.

Etwa 35 Millionen Eingeborene stehen unter holländischer Herrschaft. Sie werden von einer Armee von 26 000 Europäern und ebensovielen Eingeborenen niedergehalten. Holländer sind in diesen Kolonien, alles in allem, etwa 100 000. Trotz eines solchen Mißverhältnisses der Zahl genießen die Holländer hier unbedingte Achtung, ja man kann sagen Sympathie. Viel liegt daran, daß sie sich nicht hochmütig wie die Engländer gegen die Eingeborenen oder gegen Kinder aus Mischehen abschließen. Der Sohn eines holländischen Vaters und einer javanischen Mutter steht staatlich und gesellschaftlich jedem Holländer gleich und kann jede Stelle erreichen, wenn er sich dazu eignet. Einer der Gouverneure von Soerabaja war ein Mischling, und in allen, auch den höheren Staatsstellen sieht man solche gleichberechtigt neben Holländern im Dienste. Andererseits aber verlangen die Holländer, daß jene Eingeborenen, welche nicht durch höhere Schulen gegangen sind, unbedingt dem Europäer nachstehen und sich äußerlich immer kennzeichnen. Sie dürfen sich z. B. ganz europäisch kleiden, müssen aber das javanische Kopftuch tragen. Das Prinzip ist also das, Mischlinge den Europäern näher zu bringen. Das hat schon sehr gute Früchte getragen. Das Land selbst ist vortrefflich bewirtschaftet,

aber es gibt keine eingeborenen Großgrundbesitzer, mit Ausnahme einiger früherer selbständiger Fürsten und deren Nachkommen. Sonst ist der Grund und Boden gerade so wie in China Staats- oder Gemeindeeigentum, und die Eingeborenen haben nur an dem Ertrage bestimmten Anteil. Die wenigen Fürsten, welche noch einen Schein von Selbständigkeit bewahrt haben, erhalten von der Regierung einen gewissen Sold, z. B. der Sultan von Djokjakarta monatlich 63000 Gulden. Dafür muß er aber alle Straßen in seinem Gebiet so erhalten, wie es der holländische Resident anordnet, muß 1000 Mann Soldaten unter der Fahne haben und anderes mehr. Alle Staatsanstalten, wie Schulen, Hospitäler u. s. w., bestimmt der Resident, und der Sultan hat dabei eben so wenig mitzureden, wie bei der Polizei und der Gerichtsbarkeit. Man läßt ihm nur einen Schein von Selbständigkeit, um ihn und seine Leute guten Willens zu erhalten. Ebenso ist es mit dem Sultan von Soerakarta.

Die Schulen sind gut und werden fleißig besucht, aber man lehrt die Eingeborenen keine europäische Sprache. Dagegen versteht jeder Holländer, der nur kurze Zeit hier lebt, malayisch und verkehrt in dieser Sprache mit den Leuten. Man kann weder auf holländisch, noch deutsch, noch englisch nur das Geringste bei den Eingeborenen verlangen. Kein Mensch versteht etwas anderes als malayisch oder javanisch. Dieses System ist ausgezeichnet. Die Holländer lassen sich nämlich nicht in die Karten sehen. Kein Eingeborener kann europäische Zeitungen lesen, das Volk erfährt daher von politischen Dingen nur, was man es erfahren lassen will, und solche Zustände, wie in Indien,

wo die Zeitungen der Eingeborenen mit Vorliebe alle Niederlagen der Engländer in Afrika möglichst in antienglischem Sinn ausnützten, sind unmöglich. Ferner war es eine vorzügliche Maßregel, fast allen Missionaren den Aufenthalt in den holländischen Kolonien zu verbieten oder zu erschweren, die Mission überhaupt nicht zu unterstützen und den Leuten ihre Religionen zu lassen. Das hat die Achtung vor der Regierung und vor den Europäern im allgemeinen sehr gehoben und Religionsstreitigkeiten beinahe gänzlich verhindert. Sehr bezeichnend ist, was mir ein Holländer sagte: „Die Engländer errichteten in neuen Kolonien zuerst Kirchen und Missionsanstalten, wir beginnen mit Wohlfahrtseinrichtungen und Schulen. Uns lieben die Eingeborenen, weil wir ihnen ihren Glauben lassen, aber ihnen helfen und nützen.“ Daran ist viel Wahres.

Ich kam nach Soerabaja, der größten Handelsstadt Javas. Sie hat ungefähr 150 000 Einwohner, also ebensoviel wie Batavia mit seiner Vorstadt Weltevreden. Auch Soerabaja ist reizend angelegt. Ein Masse allerliebster Villen steht in herrlichen Gärten, alle sind sehr reinlich und nett erhalten, und man sieht, daß hier Wohlstand herrscht. In der inneren Stadt fallen viele chinesische Häuser durch Sauberkeit und gefälliges Außere auf. Ich fuhr nach dem Hafen und bestieg dort den Aussichtsturm. Man sieht über Soerabaja hinweg bis zu den Kratern auf eine reizende tropische Landschaft, überblickt einen großen Teil der Insel Madoera und die Meerenge zwischen Java und Madoera.

Aber der große Dagar mit dem bedeutendsten Krater Javas, dem Bromo, hatte es uns angetan. Mit der

Durch die östliche Hälfte von Java.

Bahn ging es noch weiter ostwärts, und dann begann eine außerordentlich interessante Landreise zu Wagen und zu Pferde. Meist in sehr schnellem Tempo jagte der kleine Karren mit uns zwei Herren dahin. Wir sahen eine große Zahl javanischer Dörfer, und alle erschienen reinlich und freundlich. Nun erkannte ich auch, wie vielseitig die Verwendung des Bambus ist. Man macht alles daraus, Häuser, Möbel, Wagen, Brücken, Musikinstrumente. Auch die Milch wird in Bambusröhren getragen, Brunnen, Wasserleitungen sind aus Bambus, man schleppt die Lasten an Bambusträgern, man raucht aus Bambuspfeifen, man trinkt aus Bambus, man schläft auf Bambusbetten, kurz, ohne Bambus wären die tropischen Dörfer gar nicht denkbar.

Nachmittags kamen wir am Fuße des Gebirges an. Die Pferde wurden gewechselt, und abermals, vielfach im Galopp fuhren wir 700 Meter aufwärts. Jetzt mußten die Pferde bestiegen werden. Was diese kleinen Bergpferde leisten, ist ganz fabelhaft; in etwa 2 1/2 Stunden brachten sie uns nach dem 1770 Meter hoch gelegenen Kurort Tosari. Der Urwald ist hier nicht so schön wie auf dem Papan-dajan, weil er fast ganz der Kultur weichen mußte. Aber sehr schöne Kaffeepflanzungen, Mais- und Bananensfelder, Gärten und Obstbaumanlagen sieht man. Abends waren wir oben, fanden ein nettes Hotel und hatten eine entzückende Aussicht auf die Ebene und die gegenüberliegenden Krater und Gebirgsketten.

Den Glanzpunkt bildete aber der Spätabend. Vier Gewitter zugleich, teils über, teils unter uns, zeigten uns so wunderbare Beleuchtungen, wie ich sie noch nie gesehen.



Javq. Soerabaja. Wiringtnbäume.



Selbst in unseren Alpen habe ich solch großartige Gewitter nicht erlebt, wie hier in den Tropen.

Sie hatten aber einen großen Nachteil für mich im Gefolge. In der Nacht umzog sich der ganze Bromo mit Wolken, und als ich am nächsten Morgen nach seinem Gipfel ausfuhr, entdeckte ich nur Nebel, nichts als Nebel.

„Das schadet nicht. Wir reiten los. Oben kann es schön werden.“

Also wir ritten los, fünf deutsche Herren, von denen freilich vier als Offiziere sich eine tüchtige Kaltblütigkeit gegenüber schlechtem Wetter angewöhnt hatten. Der Weg, anfangs Treppen von einigen hundert Stufen, welche unsere Pferde wie Ziegen erkletterten, wurde nach und nach immer erbärmllicher. Die sechsmonatige Regenzeit ist ja noch nicht ganz beendet, und in dieser Zeit pflegt es doch täglich mindestens einmal zu regnen. Nun sind in dem Lehmweg Löcher bis 50 Centimeter, an manchen Stellen sogar bis 2 Meter Tiefe eingewaschen. Es fing an zu gießen, bald schüttete es wie aus Tränkeimern, und so blieb es den ganzen Tag. Wir ritten ruhig weiter. „So wars vor Wörth auch. Das schadet uns nicht. Oben vertreibt der Wind vielleicht die Wolken.“ Das tat er nun nicht, er brachte im Gegenteil neue herbei, es schüttete und schüttete, uns lief das Wasser auf der Haut herunter, aber wir ritten weiter.

Wenn deutsche Kavalleristen zu Hause so reiten wollten, so würde man sie als wahnsinnig einsperren! Oft hatte der Pferdefuß auf den Lehmbrocken zwischen den tiefen Löchern kaum Platz. An einer Stelle war der Weg ganz unterspült, und wir ritten etwa 4 Meter lang auf einem kaum 20 Centimeter breiten Rand, links die metertiefen

Beglöcher, rechts der etwa 5—600 Meter tiefe, fast senkrechte Abhang. Dann ging es im Winkel von beinahe 20 Grad auf den glitscherigen Lehmstufen im Galopp aufwärts, weil die Pferde im Schritt gerutscht und zurückgefallen wären. Was diese kleinen Tiere bei solchen Gelegenheiten leisten, muß man erlebt haben, um es nicht fabelhaft zu finden. Nun, ich kannte ja ähnliche Ritte aus Syrien. Endlich waren wir oben und standen am Rande des 250 Meter tiefen und an der breitesten Stelle etwa 9 Kilometer breiten, alten, ovalen Kraters. Diesen füllte das sogenannte Sandmeer aus, und aus diesem erheben sich drei kleinere neue Krater, von denen der mittelste tüchtig Feuer ausspeit. Das wissen wir aber nur durch Karten, Beschreibungen und Bilder, denn oben am Kraterrand haben wir nichts, absolut nichts gesehen. Es schüttete weiter, und Regenschauer schlugen uns so heftig ins Gesicht, daß man meinte, umzufallen. Wir warteten eine halbe Stunde, das Wasser lief uns oben zu den Stiefeln heraus, dann traten wir den Rückweg an. Der läßt sich nicht beschreiben. Alle Augenblicke mußte man absteigen, denn die Pferde rutschten einfach auf allen Vieren hinab, und das konnte doch sehr schlimm enden. Gestürzt sind wir auch, aber verletzt hat sich niemand, und endlich waren wir wieder gesund und munter, aber bis auf die Haut naß in Tosari. Also ich war auf dem größten Krater Javas, auf dem Bromo, gesehen habe ich ihn aber nicht.

Ob ich morgen in meine Stiefel und Kleider wieder hineinkomme, weiß ich noch nicht. Alles hängt um die Öfen der Küche des Sanatoriums herum. Aber ich muß hinein, denn ich habe nur noch den Bidjama (Nachtanzug)

Durch die östliche Hälfte von Java.

bei mir, und mit dem kann ich wohl hier bei Tisch im Hotel erscheinen, aber doch nicht hinab in die Ebene reiten und nach Soerabaja fahren. Na! vedremo! —

Es ist gegangen. Aber wie! Zuerst war ich geduldig. Dann fing ich zu fluchen an, die Henkel rissen ab, ich fühlte mich der Verzweiflung nahe, da platzte der Stiefel, und nun ging es. Den zweiten schnitt ich von Anfang an auf, und so konnte ich mich zeigen und ins Tal reiten. Wiederum sah ich reizende Bilder. Es ist eine wahre Freude, diese fleißigen Javaner zu beobachten. Sie sind keineswegs schön, aber kräftig gebaut und halten sich trotz alles Respektes vor den Europäern stolz und selbstbewußt. Jetzt begegnete ich zum erstenmal auch Lastwagen, welche wie kleine Häuser gebaut waren und von Ochsen im Joch gezogen wurden.

Abends 4 $\frac{1}{2}$  Uhr traf ich wieder in Soerabaja ein, gerade recht, um dem täglichen Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen auszuweichen. Ich saß trocken in meiner Veranda, schrieb nach Hause und beobachtete die starken Blitze. Als das Gewitter sich verzog, begann in den Gärten ein eigenartiges Konzert. Vor mir brüllten zwei Ochsenfrösche, dann fingen die Eifaden an, und eine Zeit lang herrschte tausendstimmiges Lärmen.

Dann habe ich, wie fast an jedem Abend, im Verzehren von Früchten geschwelgt. Es gibt auf Java nach Quantität, Verschiedenheit der Arten und Qualität ganz vorzügliches Obst. Früchte erhält man, die in Europa überhaupt nicht zu sehen sind, weil sie den Transport nicht aushalten oder dieser zu teuer wäre. So sagt man von

den Mangustinen, daß sie die einzige Obstart seien, die noch nicht auf der Tafel des Königs von England geprangt hätte. Sie werden sehr schnell faul, sind darum nicht versendbar, schmecken aber prächtig. Ebenso aß ich sehr gern und viel die spottbilligen frischen Ananas, dann Sirkajas u. s. w. Manche Arten sagten mir aber nicht zu, z. B. die sehr übelriechende Durian.

Am nächsten Morgen fuhr ich zurück in das Innere Javas über Soerakarta nach Brambanan. Das Reisen auf den javanischen Bahnen ist angenehm; die Wagen aller Klassen sind gut und dem Klima angepaßt; man hält pünktlich die Zeit ein, was gegenüber der Bummelei in Englisch-Indien sehr günstig auffällt, und es herrscht überall große Ordnung. Das gesamte neue Eisenbahnmateriale ist deutsch, aus Chemnitz, Essen u. s. w. Interessant zu beobachten sind die vielen reisenden Chinesen. Sie spielen hier meist die Rolle von Gigerln. Einen Chinesen der besseren Klassen sieht man nie anders als in tadellos reinem, chinesischem, weißem Kostüm. Nur trägt er hier ebenso wie in Singapore grundsätzlich einen schwarzen Filzhut oder einen europäischen Strohhut, unter dem der lange, schwarze, meistens mit einer eingeflochtenen roten Seidenquaste versehene Zopf herabhängt. Besonders stutzerhafte Chinesen nehmen auch die europäische Form der weißen Hose an, so daß man sie ohne den Zopf für elegante Europäer halten könnte. Ja, der Chinamann! Ob der nicht wirklich einst die Welt erobert? Wahrscheinlich nicht durch Kriege. Aber sehr wahrscheinlich durch seine Vereinigung von Geisteskraft, körperlicher Leistungsfähigkeit und außerordentlicher Anspruchslosigkeit. Nun,

..... Durch die östliche Hälfte von Java. ....

wir erleben es noch nicht, und für das „Später“ mögen unsere Nachkommen sorgen.

In der kleinen Station Brambanan stieg ich aus, wanderte durch ein Dorf, durch Reis- und Zuckerrohrfelder und stand mit einemmal vor den Ruinen der alten Hindutempel. Es ist ein wahrer Jammer, daß das Erdbeben von 1867 diese stolzen Bauten so gründlich zerstört hat. Man sieht noch jetzt, daß sie zwar lange nicht so ausgedehnt wie die auf der indischen Halbinsel, im Tamulenland, aber mit viel höherem Kunstverständnis ausgeführt waren. Obwohl die Bauten aus dem 8. und 9. Jahrhundert stammen, sind sie mit Basreliefs geschmückt, welche weit besser aussehen als die gleichzeitigen und späteren, ja auch die neuesten auf dem indischen Festland.

Es müssen große Hindustädte gewesen sein, auf deren Tempelruinen man hier stößt, denn die Trümmer sind über weite Strecken verteilt. Gegen Abend kehrte ich zur Bahn zurück und fuhr nach Djokjakarta, um von dort aus den größten Hindutempel, den Boroebodur zu besuchen. Eine Trambahn brachte mich in zwei Stunden nach Moentilan. Auch bei dieser Fahrt kam ich gar nicht aus dem Staunen über die ganz hervorragend sorgsame Art, mit der das Land bebaut ist, heraus. Ich weiß keinen Teil Europas, der, abgesehen von Gartenanlagen, mit so großer Mühe bewirtschaftet ist, wie die Insel Java. In den Weingegenden am Rhein, in Württemberg und an der Gironde, dann in den bestbebauten Gegenden Italiens, Frankreichs u. s. w. ist auch jeder Quadratmeter Boden verwertet. Aber das ist keineswegs vergleichbar mit den Reisanlagen auf Java. Da sind Felderchen von

zwei und drei Quadratmetern von Dämmen eingefast, manchmal liegen Hunderte von Terrassen übereinander; die Flüsse sind eingebaut, unzählige große und kleine Kanäle nach allen Richtungen geführt, kurz, man sieht, daß dieser Boden schon seit vielen Jahrhunderten, wahrscheinlich sogar Jahrtausenden mit hoher Intelligenz bearbeitet wird.

In mehreren Dörfern war gerade Markt. Eine Masse von Frauen kaufte und verkaufte Obst, Feldfrüchte und Haushaltungsgegenstände. Männer sah ich nur auf einem Viehmarkt, sonst befanden sie sich bei der Arbeit in den Feldern. Das bewegte Treiben unter Palmen, Bananen und Bambusbüschen war sehr originell. Aber ich bedaure die hiesige Frauenmode, sich fast nur in Blau zu kleiden. Das wirkt eintönig. Nur eine junge Javanerin sah ich in farbigem Gewand. Es war eine Tänzerin, welche mit ihrer Musikbande und ihrem Schirmträger in ein Dorf wanderte. Der Schirm ist das Zeichen der Hoheit und wird hinter Vornehmen einhergetragen. Jene Tänzerin mußte also auch aus vornehmer Familie sein.

Plötzlich hinter einer herrlichen Allee von Wiringinbäumen erschien der Boroebodur. Man glaubte einen riesigen, grauen Steinhaufen zu sehen. Als ich näher kam und den Ruinenhügel erstieg, erkannte ich aber ganz ausgezeichnete Basreliefs, welche von ziemlich hoher Kunst zeugen. Manche Akte sind sogar vorzüglich ausgeführt. Hier ist originelle Arbeit, frei von der schablonenhaften Massenfabrikation der Tamulen. Auch der Vorwurf der Reliefs ist sehr interessant. Man ersieht daraus, daß die Javaner des 8. Jahrhunderts das Speichenrad, das Segelschiff mit zwei Masten, schön gearbeitete Rüstungen u. s. w.

..... Durch die östliche Hälfte von Java. ....

kannten. Die Art der Ausführung dieser Reliefs erinnerte mich lebhaft an jene auf den Tempeln von Philae oder an anderen Bauten Ober-Ägyptens. Leider hat hier das Erdbeben von 1867 auch die Kuppeln umgeworfen und die meisten darunter stehenden Buddhastatuen zerstört. Aber manche der letzteren sind doch noch erhalten und verraten ebenso wie die Reliefs eine hohe Kunst. Daß ebenso der Geschmack des javanischen Volkes zur Zeit des Hindu-glaubens ein besserer als auf dem Festland war, zeigt hier der Mangel obszöner Darstellungen, die ja im Tamulnland in Menge vorkommen.

Bei der Rückfahrt nach Djokjakarta waren verschiedene Krater der Umgegend, abgesehen von der eigenen Dampf-wolke, vollständig wolkenfrei, und der Soembing, der Temmangoeng und andere gewährten einen prächtigen Anblick. Es ist doch ein merkwürdiges Land, dieses Java. Neben den vielen Vulkanen, die plötzlich nach allen Seiten Tod und Verderben bringen können, die herrlichste, üppigste Kultur; oben auf der Erde Palmenhaine, Kaffeepflanzungen u. s. w., das reichste Wachstum, und darunter wahrscheinlich Feuer und Schwefel, und niemand weiß, wann und wo die unterirdischen Gewalten zu Tage treten und oben alles vernichten und zerstören werden. Java ist ein Paradies, aber ein gefährliches. Der Ausbruch des Krakatau im Jahre 1883 bewies, wie schnell die Vernichtung dieses Paradieses eintreten könnte.

Eine merkwürdige Reiseerfahrung von Java ist die, daß man hier schließlich einen Vulkan so nebensächlich betrachtet, wie in Norwegen einen Wasserfall. Hier wie dort: *embarras de richesse*. —

Von Djokjakarta führte mein Weg zurück über Maos, Buitenzorg, Batavia nach Singapore und China.

Ich habe nun Java drei Wochen lang nach allen Richtungen durchquert. Meine Erwartungen, welche auf Grund theoretischer Vorbereitungen hochgeschraubt waren, wurden noch übertroffen. Ich finde zwar Ceylon wegen seines Blumenreichtums für kurze Touristenreisen schöner, aber ich kann mir keine Kolonie denken, welche besser verwaltet wäre als Java, und welche in noch höherem Grade den Eindruck von vorzüglicher Kultur des Landes und von einer gewissen Wohlhabenheit der Eingeborenen und von geordneten, guten Verhältnissen machte. Hierin zeigen sich die Holländer sogar den Franzosen in Nordalgerien überlegen. Freilich — es darf kein Stoß von außen gegen die holländischen Kolonien kommen, denn verteidigungsfähig gegen eine europäische Macht sind sie nicht, da die holländische Kriegsflotte dort draußen nahezu keinen Wert hat. —





Don  
Singapore  
nach Hongkong  
und Kanton.

5  
Fünf Tage mußte ich warten,  
um nach China weiterreisen

zu können. In einer anderen Stadt hätte ich mich darüber sehr geärgert, in Singapore aber nicht, denn es gibt in den Tropen wenig Städte, in denen man so viel Anregung findet wie hier. Das muß man den Engländern lassen, aus der Insel Singapore haben sie ein reizendes Stück Land gemacht und zwar mit einer scheinbar großartigen Uneigennützigkeit. Überhaupt sind viele ihrer Anlagen muster- gültig, wie z. B. die der öffentlichen Straßen. An denen

von Singapore und Ceylon sollten sich unsere preußischen Landräte ein Beispiel nehmen, damit sie lernen, wie man Straßen anlegt und erhält, selbst unter so schwierigen Verhältnissen wie in den Tropen, wo monatelang tägliche Wolkenbrüche den Straßen stark genug zusetzen. Und an einer anderen englischen Einrichtung — ich freue mich wirklich, wenn ich auch etwas bei den Engländern loben kann — könnten sie sich noch mehr ein Beispiel nehmen, nämlich an der Art, den Verkehr, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen, zu leiten. Da gibt es keine bürokratischen Schikane, keine unzähligen Verbote, keine Straßenabspernungen für Fahrräder, keine anderen Erfindungen von Landräten oder Polizeiorganen, welche nichts von der Welt kennen und nur groß sind in grauer, verderblicher Theorie. Wenn ich könnte, würde ich alle Landräte vor ihrem Amtsantritt nach Paris, London und in die Tropen schicken, damit sie Praxis lernen. Dann bliebe unser deutsches Vaterland vor manchen bürokratischen Einrichtungen bewahrt, an denen es jetzt geradezu krankt. Auch das Selbstbewußtsein unseres ganzen Volkes würde gehoben, denn — wiederum alle Achtung vor dem englischen Gesetz — frei ist man unter englischer Regierung, wenn man ein Ehrenmann ist; denn die englische Polizei geht scharf und schneidig gegen Spitzbuben vor, läßt aber ehrliche Leute ganz ungeschoren. Und bei uns!!!

Also Singapore war reizend. Sein botanischer Garten steht an wissenschaftlichem Wert denen von Peradenia und Buitenzorg zwar weit nach, aber er ist eine entzückende Parkanlage, mitten in Gärten und Palmenhainen, die als seine Verlängerung erscheinen und durch schöne hindurch

geführte Wege Gelegenheit zu genußreichen Spaziergängen, Ritten, Rad- und Wagenfahrten bieten.

Nicht minder lohnend ist der Besuch des deutschen Klubs mit seinem herrlichen Garten, in welchem unsere Landsleute stets die freundlichste Aufnahme finden.

Am amüsantesten wird aber Singapore des Abends. Ich wohne im reizend gelegenen Hotel de l'Europe. Vor meinem schönen Zimmer breitet sich der entzückende Hotelpark mit seinen Flammenbäumen, Wander-Palmen u. s. w. aus; vor diesem liegt der Sportplatz von Singapore und dahinter der Hafen mit seinen Hunderten von Schiffen.

Vom Hotel aus konnte ich das Leben auf dem Sportplatz beobachten. Hier wurde Lawn-tennis gespielt, dort hielt ein Fußballspiel die Zuschauer in Spannung, und ringsum tummelte sich eine Menge von eleganten Wagen, Radlern, Reitern und Fußgängern. Am lustigsten sehen chinesische Gigerl auf dem Rad aus. Lackshuhe, sehr feine, meist lilafarbene Hosen, weiße Jacke, europäischer Strohhut, ein langer fliegender Zopf, ein gutes amerikanisches Rad, und der Chinaradler ist fertig. Man staunt, wie viele Chinesen den Radsport treiben. Wenn die Sonne untergeht, verschwindet der Sport, und die Tausende von Inrikschas kommen zu ihrer Geltung. Singapore hat deren über 6000, die alle von kräftigen Chinesen gezogen werden. Das jagt nun des Abends wie Inrikschwärme durcheinander; 4, 6, 10 fliegen neben- und dicht hintereinander durch die Straßen am Strand. Ihre Insassen sind Europäer aller Nationen, Chinesen und Chinesinnen, Hindus, Malayen und Javaner. Oft meint man, der Knäuel sei

nicht zu lösen. Aber die Leute sind so geschickt und flink, daß ich nie einen Zusammenstoß sah.

Und erst in der Malay-Street! Man sollte eigentlich nicht von ihr sprechen, aber sie ist zu originell. Dort wohnen Hunderte lebenswürdiger, japanischer Mädchen in Häusern, die alle unten Säulenhallen haben. In diesen Hallen stehen nun, gleich Vögeln auf den Zweigen, die Mädchen in den grellen, leuchtenden japanischen Anzügen, lachen, scherzen, winken, dürfen aber keinen Fuß auf die Straße selbst setzen. Man fährt also unbelästigt im Inriksha durch die Straße, erwidert die Neckereien, lacht und freut sich über das farbenreiche Bild, das frei ist von jeder anstößigen Szene.

Endlich am 17. März, 2 Uhr nachmittags, stieg am Flaggenmast hinter dem Hotel die deutsche Flagge hoch. Unsere „Weimar“ dampfte in den Hafen. Addio, Singapore! Am 18. früh begab ich mich an Bord. Man betritt ein deutsches Schiff stets in freudiger Bewegung. Das Bewußtsein, daß man daselbst weit besser aufgehoben ist als auf allen anderen Schiffen, daß man eine ausgezeichnete, heimatliche Verpflegung erhält, und daß man freundlich als Reisender und nicht wie auf den englischen Steamers wie ein Gepäckstück behandelt wird, ist direkt erhebend. Bei mir kam noch die angenehme Empfindung hinzu, auf dem Schiff durchaus vertraut zu sein, weil die „Weimar“ ebenso gebaut ist wie die „Karlsruhe“, auf der ich von Genua nach Colombo reiste. Diese Klasse der Lloydampfer ist älterer Art und kann sich nicht mit den neueren Schiffen des Lloyds wie die „Bayern“, „Preußen“, der „Prinz Heinrich“, „König Albert“ oder den noch

neueren der amerikanischen Reise messen, aber viel besser als die englischen oder amerikanischen Dampfer sind sie doch. Ich werde später einmal alle Dampfererfahrungen zusammenfassen. — Eine tolle Szene bot das Einschiffen von etwa 300 Chinesen mit einer Unmasse von Gepäc. Da bis 20 Minuten vor der Abfahrt in den unteren Schiffsräumen umgeladen wurde, erhielten die geduldig auf dem Quai wartenden Chinesen erst sozusagen im letzten Moment die Erlaubnis, das Zwischendeck einzunehmen. Das geschah wie die Einnahme einer Festung durch Sturm. Kaum gab der Schiffsoffizier das Zeichen, da brach die Sturmflut los. Eine dichte Masse von Menschen, Koffern, Säcken, Paketen u. s. w. schob sich herauf auf das Deck. Mit großem Geschrei drängte sich alles nach der Luke zum Zwischendeck. Blitzschnell wurden die Gepäcstücke hinabgereicht und verschwanden unten; Säc, Matten, Kleiderpakete flogen einfach durch die Luft, begleitet von unglaublichem Geschrei, und wurden unten aufgefangen; man stieß und schob sich, man schrie und schimpfte, es gab auch hier und da kräftige Püffe, aber im allgemeinen ging es doch viel ruhiger zu, als es in gleicher Lage bei uns der Fall wäre. Da hätte man wohl einen oder den anderen totgetreten, einzelne sicher in die Luke hinabgestoßen, und die Mehrzahl hätte sich gründlich geprügelt. Das Staunenswerteste aber war, daß sich nach 10 Minuten die ganze Masse, Mann, Weib, Kind und Kollie, gut im Zwischendeck befand, daß 10 Minuten später jeder seinen Platz und sein Eigentum aus dem Chaos herausgefunden hatte, und daß unter der ganzen, wie Heringe zusammengepferchten Menge Friede und Ruhe

herrschte. Hieran könnte man sich bei uns ein sehr zu beherzigendes Beispiel nehmen; denn in dieser Beziehung wie in so mancher anderen ist uns der Chinese weit über. Nun stachen wir in See, westlich an den Anamba-Inseln vorüber, ins Chinesische Meer.

Der Abschied von Singapore war für uns noch ein Wendepunkt. Es begann die zweite Hälfte der Reise; es geht jetzt wirklich heimwärts. Ich will es nur gestehen, ich bin glücklich darüber. Das Reisen ist ja sehr schön, besonders, da man auf den großen Verkehrslinien strenge Strapazen gar nicht kennen lernt. Aber wer noch liebe Menschen in der Heimat hat, nach denen er sich sehnt, empfindet eine so viele Monate dauernde Trennung doch sehr, und mich zieht es außerdem noch mächtig nach meiner Idylle am Starnberger See, nach den Alpen, nach dem Heimatland. Zum Kosmopoliten passe ich nicht. Schwarzweißrot muß es über mir flattern, dann fühle ich mich wohl. Nun, einen kleinen Ersatz habe ich jetzt doch. Deutsch sind die Planken, auf denen ich stehe, deutsche Kommandos ertönen auf der Brücke, und schwarzweißrot weht es über dem Steuer, ein stolzes Stück Deutschen Reiches hier im Osten, mitten im Chinesischen Meer.

„Wenn Sie die Einfahrt in Hongkong sehen wollen, dann auf.“

Der Kapitän hatte es mir zugerufen. Im Nu schwang ich mich aus meiner Hängematte, in der ich auf Deck geschlafen hatte, schnell wurde noch ein Bad genommen, und nach einer halben Stunde stand ich, den Feldstecher in der Hand, an der Reling. Es erschienen Inseln mit hohen Bergen.

„Dort liegt Hongkong?“

„Nein, es sind erst die vor Macao lagernden Inseln.“

Bald aber tauchen auch die Inseln von Hongkong auf.

„Ei Welch hoher Berg, dieser Pit! Jetzt glaube ich gern, daß er 4000 Fuß Höhe hat.“

Unsere „Weimar“ steuerte um eine kleine Insel herum. Andere wurden sichtbar, wir befanden uns in einer weiten Bai, in einem großartigen, vorzüglichen Hafen. Diesen Platz haben die Engländer wieder vortrefflich ausgewählt und, im voraus gesagt, ebenso wie Singapore auf beste Art und Weise gehoben und zu einer modernen Kulturstätte gemacht.

Hunderte von chinesischen Fischerdschunken boten, noch ehe wir den eigentlichen Hafen erreichten, ein sehr belebtes, fesselndes Bild.

Jetzt öffnete sich der eigentliche Hafen vor uns. Ich hatte nicht geahnt, daß ich ein so herrliches Marinepanorama und einen so stark von Schiffen der verschiedensten Nationen der Erde besuchten Hafen hier finden würde. Massen von Dampfern, Segelschiffen, Dschunken, Booten, Sampans u. s. w. lagen an den Quais oder vor Anker, oder fuhren hin und her. Hier herrschte mehr Leben wie in Triest, Genua oder Marseille, und an Vielseitigkeit der Schiffe übertrifft Hongkong alle diese Häfen weit. Ein schwerer, englischer Panzer, ein amerikanischer Panzerkreuzer, leichtere und kleinere Kriegsschiffe bis zum zierlichen Torpedoboot waren vertreten, und vom Riesendampfer des Norddeutschen Lloyds bis zum kleinen chinesischen Paddelboot war jede Gattung zu sehen. Dieses bunte Treiben wurde von einer reizenden Landschaft umrahmt. Die bergigen

Inseln, deren untere Teile mit säulengeschmückten Palastbauten und weiter oben mit in ähnlichem Stil gehaltenen Villen bedeckt sind, erinnern lebhaft an italienische.

Man soll nicht vergleichen, denn die Ansichten sind zu verschieden; aber hier drängt sich die Ähnlichkeit des Hafens von Hongkong mit dem Golf von Neapel von selbst auf, und ich weiß nicht, welchen ich schöner nennen soll? Romantischer Neapel, schon wegen seines qualmenden Wahrzeichens. Aber schöner, das ist kaum zu entscheiden. Wenn nur nicht diese uniformierten Häuser wären!

Die sich vor dem Beschauer ausbreitende Stadt Viktoria, das eigentliche Hongkong, hat als Bewohner 140 000 Chinesen und 4000 Europäer und andere Nichtchinesen, Hongkong ist also eine Chinesenstadt. Das sieht man ihr aber äußerlich gar nicht an, denn die massiven vier- und fünfstöckigen Prachtbauten der Agenturen, des Hongkong-Hotels u. s. w. und alle die sehr solid meist mit Säulen geschmückten Häuser und Villen erinnern eher an eine italienische wie an eine subtropische, keineswegs aber an eine chinesische Stadt. Der Reiz des Landschaftsbildes wird noch durch herrliche Gärten, schöne Waldungen und die groteske, teils durch Felsen gehauene obere Bergstraße vermehrt, so daß man mit Recht sagen kann, Hongkong ist eine der schönstgelegenen Städte der Erde. Ich würde sagen die schönst gelegene, wenn ich nicht Rio de Janeiro gesehen hätte.

Ich fuhr im Rikscha durch das malerische „happy valley“, in dem die Friedhöfe liegen, und durch die lebhaften Straßen, behielt mir aber den Aufstieg auf den Pik für später vor, da seine Spitze sich in Nebel hüllte.

Am nächsten Morgen führte mich ein Lokaldampfer durch die Bai nach dem Tschu-Kiang, in die chinesischste aller Chinesenstädte, nach Kwang-Tschu, d. h. nach Kanton.

Welch ein interessantes Treiben auf diesem zweistöckigen, hausartigen Raddampfer! Oben vorn der 1. Platz mit sehr elegantem Speisesaal, hübschen Kabinen, aber wenig Menschen. Oben mittschiffs und hinten der 2. Platz mit ebenfalls netten Kabinen, großem Saal und einer Menge vornehmer Chinesen darin. In diesem Saal habe ich mich ausgezeichnet unterhalten; denn unter den reisenden Chinamännern und Chinafrauen waren hoch interessante Erscheinungen. Manche strotzten von schweren Seidengewändern, deren sie der Kälte wegen — es regnete — 4 oder 5 übereinander angezogen hatten. Einzelne lagen auf Matten und präparierten ihre Opiumpfeifen, andere fütterten ihre Vögel, welche die Chinesen in schönen Käfigen stets mit sich führen. Wie wir unsere Hündchen, so nimmt der Chineser überall seinen Piepmaß mit, trägt ihn spazieren, bedeckt ihn bei Sonnenglut oder Regen mit Tüchern und sorgt gerade so für ihn, wie wir für unsere vierfüßigen Lieblinge. Ob ein Chineser für seinen kleinen Finken oder Papagei auch 20 Mark Jahressteuer zahlen muß, wie ich für mein Schosshündchen, weiß ich nicht, bezweifle es aber sehr. Das Originellste im Chinesensalon war der in der Mitte stehende Märchenerzähler. Er trug mit Pathos und sehr viel schauspielerischem Talent vor und fand auch ein teilweise sehr aufmerksames Publikum. Unten in der 3. Klasse endlich saßen Hunderte von Kulis wie Heringe bei einander.

Die Fahrt selbst war leider etwas durch Nebel und



Regenschauer gestört; sie muß bei klarem Wetter wunder-  
voll sein. Ich erinnere mich an keine so malerische Bai,  
außer der von Rio de Janeiro.

Eine stattliche Zahl von Inseln mit Bergen bis zu  
600 Meter Höhe rahmt sie ein; zahlreiche kleinere Inseln  
und Felsblöcke sind in ihr zerstreut, und dahinter dehnt  
sich das ebenfalls mit hohen Bergen bedeckte Festland aus.  
Manchmal, wenn der Regen wieder stärker wurde, meinte  
ich mitten in den Lofoten zu sein, und lange Züge wilder  
Gänse, Möven und Lummern erhöhten noch diese Täuschung.  
Da kam eine Insel mit einer siebenstöckigen Turmpagoda.  
Richtig, ich bin ja in China und nicht in Norwegen. Eine  
Flottille von Fischersampan, Dschunken mit ihren eigen-  
artigen Rippensegeln, die chinesischen Zollhäuser auf der  
Insel Litten, die im Hintergrund auftauchende Chinesen-  
stadt Sa-non, alles läßt mich schnell wieder das nordische  
Beispiel vergessen.

„Kommen Sie rasch hierher. Da fährt ein chinesi-  
sches Schiff mit einem Rad, das von Kulis getreten wird.“

Ich lief auf die Steuerbordsseite. Richtig: Hinten  
ein breites, großes Rad, daneben die daselbe tretenden  
Chinesen; die Sache ging ganz flott.

Der Fluß wurde enger und allmählich so schmal wie  
der Rhein bei Mainz. Nun erschienen immer mehr Boote,  
und bald wimmelte es von Dschunken, kleinen Dampf-  
booten und Sampan. Ein schönes, modernes Kriegsschiff  
zeigt sich, hinten die gelbe Flagge mit dem blauen Drachen  
und der roten Kugel. Der Kapitän erklärte: „Ist in  
Deutschland gebaut.“ Ah, darum haben die Chinesen ein  
so schönes Schiff. Andere alte, kleine chinesische Kriegs-

jachten erscheinen. „Zum Piratenfang auf dem Fluß.“ Ich begreife. Neue Inseln tauchen auf. Sie sind von Dämmen eingefaßt, und ihre Felder liegen jetzt zur Zeit der Flut tiefer als der Wasserspiegel. Am Ufer treten steinerne Wächtertürme auf. Nun erscheint die französische katholische Kathedrale. Von der Stadt sieht man nicht viel. Ein Stück alte Mauer, einige 5-, 7- oder 9stöckige Pagoden und wenige etwas höhere Häuser, sonst alles ein graues Dächermeer. Aber auf dem Fluß Tausende und aber Tausende von Sampans. Der Dampfer kommt kaum mehr durch und die Dampfpfeife heult ununterbrochen. Da wird sicher einer überfahren, doch nein, er kam noch gerade vorbei. Jetzt stehen 20, 40, 100 Sampans quer vor; stopp; Gegendampf; wir treiben. Die Pfeife heult, es öffnet sich eine Gasse und wir dampfen wieder weiter. Plötzlich rasselt die Kette, der Anker faßt, wir drehen bei; wir sind in Kanton.

Von den fast 2 Millionen der Bewohner Kantons sollen 400 000 in Sampans auf dem Fluß leben. Mitten unter den letzteren steht unsere „Hankow“.

Ein Führer war unter den an Bord gekommenen Chinesen schnell gewählt, und von nun an wurde ich das Gepäckstück Beng-A-New's. Das Verladen des Hauptmanns und seines Koffers in einen Sampan ging schnell. Der Führer verschwand. Nun los.

„Kommen wir denn nach dem Viktoria-Hotel?“ So fragte ich englisch den Bootsmann. „Schin kang wu hu“ oder ähnlich. Nun wußte ich ja Bescheid, sah mich bald von einem unüberblickbaren Wall von Sampans umgeben und ergab mich in mein Schicksal. Da erkannte ich

europäische Häuser. „Sind wir hier am Hotel?“ „Wau hi miau fin.“ „Danke schön.“ Wir fuhren weiter.“

Mit einem Male: „Stopp“. „Tschin kau nang.“ „Was solls?“

„Come here, Sir!“ Ah, das verstand ich, das war mein Führer, der erwartete mich auf dem Ufer; ich kletterte hinauf, und gleich darauf befand ich mich in dem einzigen Hotel Kantons. Umkleiden und Theetrinken war in wenigen Minuten geschehen, dann trat ich die erste Reise in die Stadt Kanton an. Man setzte mich in einen Tragstuhl, den vier Kulis schleppten, zwei Reisekameraden ebenso, der Führer bestieg einen eleganteren Stuhl, setzte sich an die Spitze, und nun trampelten die Kulis mit ihren vier Stühlen, und was darinnen saß, los. Es ging in taktmäßigem, lebhaftem Schritt und dabei wurde möglichst viel geschrien.

Was wir jetzt und an den folgenden Tagen sahen, übertraf jede Erwartung und spottet jeder Beschreibung. Ich kann es nur andeuten.

Die Straßen, d. h. Gassen, Kantons sind ausnahmslos  $1\frac{1}{2}$  bis  $2\frac{1}{2}$ , meist aber nur  $1\frac{1}{2}$  Meter breit, laufen ohne jedes System durcheinander, sind auf dem Boden mit Schmutz bedeckt, bieten aber so eigenartige, malerische Szenen, wie man sie trotz gründlichster theoretischer Vorbereitung nicht ahnt. Vom Himmel sieht man nur hier und da ein Fleckchen, sonst ist jede Aussicht nach oben durch die unzähligen, gerade herunterhängenden, bunten Holztafeln mit Aufschriften versperrt. Da finden sich alle Farben, besonders rot und gold. Jede Farbe hat bei den Chinesen eine Bedeutung. Grün ist die göttliche,

gelb und gold die kaiserliche Farbe, rot die des Glückes, blau die der Arbeit und Halbtrauer, weiß der Trauer zc. Rechts und links sah man in die fast ganz offenen Verkaufsläden und Werkstätten ungestört hinein. Überall, in den reicheren Läden ganz kostbar mit vergoldeter Holzschnitzerei, Blumen, Gemälden und Kunstgewerbegegenständen umgeben, sind Hausaltäre, über denen meist der Hausgott in Vergoldung oder in grellem Farbenschmuck angebracht ist. — Mir die Schilderung des Lebens der Chinesen für später vorbehaltend, will ich jetzt nur beschreiben, wie wir herumzogen.

Voraus der Führer, dessen erster Kuli ununterbrochen schrie. Ich verstand meist: „Mi au jah.“ War das Gedränge so, daß man stecken blieb, bogen wir seitwärts ab oder sollte gestoppt werden, dann schrieen alle Kulis zusammen. Mein erster Hinterkuli konnte es besonders gut. Am tollsten war es, wenn uns andere Tragstühle begegneten, und als gar einer mit einem Mandarin kam, entstand ein wahrer Höllenschrei der beiderseitigen Kulis. Der Geruch in den Gassen war nicht so schlimm, als ich erwartete, denn es regnete etwas. Bei Sonnenglut mag es hier freilich großartig duften, besonders in den Straßen der Fleischer und Fischhändler. Gut, daß der Chinese nie Käse und fast nie Milch genießt. In einer Käsestraße könnte es nett, sagen wir, — riechen. Im Hundetrab wurde das Kollo Tanera in mehrere Magazine geschleppt. Ich sah eine Zigarrenfabrik, eine Seidenmanufaktur, Steinschleifereien, Waffenschmiede, Elfenbein- und Holzschnitzer, Buchbinder, Maler, Theeläden, Indigofärberei, Theemanufaktur u. a. m. Wenn man meine Münchener und Berliner

Malffreunde und Freundinnen alle zusammen wie hier in einer Straße einquartieren und die Ateliers alle offen nebeneinander stellen wollte! Diese Eintracht, diese Ruhe! Hier hört man wirklich kein lautes Wort. Freilich gibt es hier auch keine alte, neuere, neueste und hyperneueste Richtung, sondern nur eine einzige seit Tausenden von Jahren eingeführte.

Es geht weiter. Ich hätte gern etwas in einem nicht programmäßigen Laden gekauft. „Stopp!“ „Halt!“ Das hilft nichts. Ich stoße meinen hinteren Vorderkuli; er schreit etwas und die anderen 15 Kulis ebenfalls, aber es geht im Hundetrab weiter. Unmöglich zu halten. Das Kollo wird weitergeschleppt. Weng=A=Yew sieht sich gar nicht um; der kennt die Sache. Tempel der 500 Genien. Sehr interessant. 500 überlebensgroße, rotgoldene Figuren, alle lächelnd: bronzene Wächter, Kaiserfiguren, Marco Polo u. a.

Tempel des Kriegsgottes. Davor Wächter mit fürchterlichen Fragen.

Tempel der großen, acht Meter hohen Goldbronze-Buddhas.

Tatarenstadt. „Ich möchte gern dieses Haus — Halt! Stopp!“ Unmöglich. Das Kollo T. wird im Hundetrab weitergetragen. Chinesenfriedhof. Fünfstöckiger Tempel auf der alten Mauer. Hier schöne Aussicht und gutes Frühstück. Gott sei Dank. Weng=A=Yew läßt uns ruhig essen!

Kollo T. auf, weiter. Es geht in eine momentan leere Mandarinenwohnung und zur großen Examinationsanstalt, in der 5000 Kandidaten zugleich geprüft werden

können. Sie ist eine der interessantesten Anstalten Chinas. Durch die hier bestandenen, alle drei Jahr stattfindenden Prüfungen erhält man Rang, Adel und Stellung.

Kollo T. muß weiter. Tempel an Tempel. Das Haus des Vizekönigs zeichnet sich durch eine Wache roter Soldaten und durch die Hoheitsmasten davor aus. Je höher der Mast mit dem kronenartigen Aufsatz, desto höher der Rang. Sonst ist das Haus so unansehnlich wie alle. Es gibt nur einige wenige mehrstöckige Häuser, alle übrigen haben nur Erdgeschosse. Auf den Dächern stehen Gefäße voll Wasser gegen Feuergefähr.

Es geht durch die Straße der Händler und Schleifer der grünen Nephritsteine, welche als Glücksteine in Ohr- ringen, Uhrgehängen, Nadeln, Broschen von fast jedem Chinesen und jeder Chinesin getragen werden. Durch die Schreiner-, Schirmmacher-, Wollverkäufer- etc. Straße zum hohen Gerichtshof. Rote Soldaten, angekettete Verbrecher und neugieriges Volk, ein buntes Bild. Weng-A-Jew zeigt uns im Gerichtssaal Blutsflecken. Sie stammen von jenen Gaunern, denen mit Bambusstöcken auf dem Sitz- teil höhere Kultur beigebracht wird, und zwar gleich nach dem Urteilspruch vor den Richtern.

Probatum est.

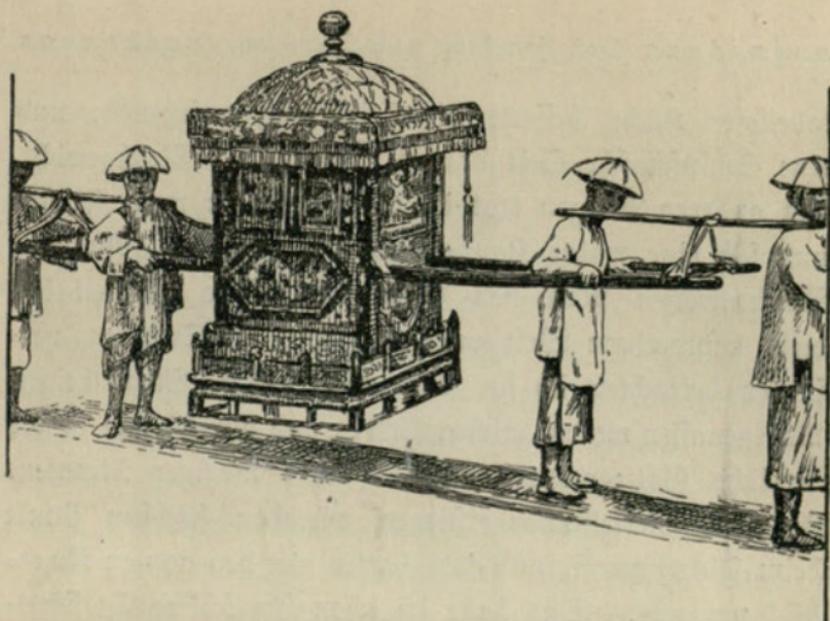
Wir werden in die Gefängnisse geführt, sehen die Prangerkäfige und Höfe mit Sträflingen in Ketten und in den bekannten Holztragen. Solch ein armer Kerl kann sich nicht einmal an der Nase kratzen, wenn eine Fliege darauf sitzt, denn die Arme reichen nicht um den schönen Holztragen.

Kollo T. wird wieder verladen und im Hundetrab

durch unzählige Straßen geschleppt. Als die Dunkelheit begann, zündeten die Leute Opferlichter vor ihren Läden an und schlossen dieselben. Ebenso wurden auch viele Straßen verschlossen und überall erschienen Wächter. Man hat mich nun wieder ins Hotel gebracht. Abends wanderte ich mit meinen Bekannten in eines der vielen Blumenschiffe. Sie heißen so, weil dort viele freundliche Mädchen, die der Chineser „Blume“ nennt, wohnen. Diese Boote sind eigentlich Ringeltangel-Restaurants. Man speist chinesisches, hört chinesische Musik, sieht chinesischen Tanz, zahlt ziemlich viel und ist sehr froh, wenn man aus der Masse der schweißdustenden Chinesen wieder heraus ist. Übrigens sind diese oft zweistöckigen Boote groß und sehr nett und reinlich ausgestattet. Ebenso haben wir bei den Fahrten in der Bootsstadt wiederholt reizend eingerichtete Sampans gesehen und wahre Idyllen von Familienszenen beobachtet.

Abends 9 Uhr fand stets der chinesische Zapfenstreich statt. Zuerst eine chinesische Musik, Trommeln zc. und dann zwei Schüsse. Dies wiederholte sich ohne Schießen öfter in der Nacht, damit die Diebe wissen, daß die Wächter wachen, und vielleicht auch, damit sie wissen, wo die Wächter sind, und leichter anderswo stehlen können.

Ich habe in Kanton sehr viel gesehen, viel gelernt, manche falsche Ansicht geändert, aber das als richtig erkannt, was mich schon theoretische Vorbereitungen lehrten, nämlich: Je mehr man die Chinesen kennen lernt, desto höhere Achtung gewinnt man vor ihrem Fleiß, ihrer stillen Bescheidenheit, unglaublichen Bedürfnislosigkeit und ehrlichen Verlässigkeit, aber sympathisch sind sie nicht.



## Don Hongkong nach Schanghai.

S
in Zufall verschaffte mir einen ungeahnten Genuß. Der Manager des Hongkong-Hotels hat uns in echt englischer Art die reservierten Zimmer nicht aufbewahrt, da während unserer Abwesenheit eine unerwartete Menge von Reisenden kam und er sie teurer abgeben konnte. Als wir von Kanton zurückkamen, hieß es einfach: „No rooms“. Was der Mann darauf von mir zu hören bekam, vergißt er auch nicht. Es war unverfälschte, altbayrische, ins Englische übersetzte Fraktur. Nun saßen wir da. Der zerknirschte Manager fragte telephonisch in mehreren Hotels an. „No rooms“. Endlich von oben, vom Peakhotel kam günstiger Bescheid. Wir fuhren zur Drahtseilbahn und in dieser hinauf in den seit Wochen auf dem Peak lagernden Nebel. Wir sahen einfach nichts. Aber ein sehr gutes Hotel mit sehr hübschen Zimmern und

tadelloser Küche besserte die Stimmung zusehends, und eine Schlußflasche Sekt brachte sie ganz ins Gleichgewicht. Am anderen Morgen trat ich um 6 Uhr an mein Fenster und sah eine wahre Zauberlandschaft vor mir. Nicht ein Wolkenstreifen störte den Blick; in hellster Klarheit lag diese wunderbare Welt vor mir, und in Staunen versunken betrachtete ich sie. Aber nicht lange. Meine beiden Reifegenossen wecken, mich ankleiden und hinauseilen in die herrliche Gottesnatur war das Werk weniger Minuten. In einer Viertelstunde erstiegen wir den höchsten Punkt beim Flaggenmast, und jetzt hatten wir den ganzen Rundblick vor uns. Was habe ich schon für schöne Aussichtspunkte auf unserer lieben Erde besucht! Einer der großartigsten ist dieser Peak von Hongkong. Dicht unter mir lag die mit Villen, Gärten, Tanks, großen Prunkgebäuden, schönen Anlagen und Alleen bedeckte Insel Hongkong, vor ihr der Hafen mit seinen Hunderten von Schiffen und Booten, gegenüber die Docks und Werften von Kau-lun, ringsum bergbedeckte, teilweise mit Villen geschmückte, romantische Inseln, wilde Felsen, Risse und wie Schiffe erscheinende Steinblöcke. Dazwischen dehnten sich gleich eingegossener Emaille die im Westen tiefblauen, im Osten azurfarbigen Adern der Meerestänale aus, und im Hintergrund erschienen die höheren Berge der chinesischen Provinz Kwang-tung. An einer Stelle im Südosten blizte zwischen den Inseln das weite Chinesische Meer hindurch, und über die Insel Lan-tau hinweg erblickte ich Macao. Überall belebten Mengen von chinesischen Fischerdschunken die Meeresarme, und von Singapore her lief gerade ein mächtiger Dampfer ein. Plötzlich hißte der Wächter, der nun die

Nationalität dieses Dampfers erkannt hatte, ein Flagge, und über mir wehte es: schwarzweißrot.

Das war ein schöner Morgen.

Wir kehrten zum Frühstück zurück und fuhren dann mit der Drahtseilbahn hinunter nach der Stadt. Diese Bahn ist wie die ganze Anlage von Hongkong — die Stadt heißt eigentlich Viktoria, aber man spricht nur von Hongkong — eine Musterleistung englischer praktischer Arbeit. Im Straßen-, Brücken-, Docksbau und in der Anlage praktischer Werke überhaupt leisteten die Engländer wirklich Großartiges. Wenn sie nur etwas Sinn für künstlerische Ausschmückungen hätten. Fast alle Villen und Häuser von Hongkong sind nach einem Stil erbaut und mit Hallen und Säulengängen umgeben. Man möchte alle für Kasernen oder doch Anbauten von Kasernen halten. Wenn hier etwas Wechsel bestände, wäre Hongkong einer der allerschönsten Orte der Erde. Es fehlt ihm dazu nur ein wenig Poesie, und noch mehr, es fehlen ihm poetische Menschen. Hier dreht sich alles um das Geschäft; sogar der Sport tritt etwas in den Hintergrund. Man glaubt gar nicht, wie langweilig diese ein Geschäft treibenden Engländer und die unaufhörlich arbeitenden Chinesen sind. Man hört auch hier einen Engländer fast nie lachen. Bei Tisch, im Hotel sitzen sie, in Fracks oder Smokings, wie angemalte Götzen herum; dann spielen sie in Hemdsärmeln eine Partie Billard, rauchen die entsetzlich riechende, kurze Pfeife, trinken Whisky und Soda und verziehen keine Miene. Und das alles in so schöner Natur! Wenn hier Deutsche, Italiener oder Franzosen die Herren wären, dann würde wohl ein anderes Leben herrschen.

Auch für die Chinesen empfinde ich keine rechte Sympathie, seitdem ich sie näher kennen gelernt. Aber alle Achtung vor dem Fleiß dieser Leute! Es wird kein Volk der Erde geben, das wegen der Überbevölkerung seiner Länder mit so harten Lebensbedingungen kämpft wie die Chinesen. Jeder arbeitet, und zwar zu einem unglaublich billigen Preis. Der Jurisfchamann erhält hier für eine Viertelstunde Trablaufens 10 Cents, das sind etwa 20 Pf., und ein Kuli trägt um 5 Cents einen schweren Koffer durch die halbe Stadt u. s. f.

Ich habe in Hongkong und auf der Fahrt nach Kanton viele Fischer beobachten können. Die harte Rudearbeit besorgen fast ausschließlich die Frauen und Mädchen, während die Männer das Auswerfen und Einziehen der Neze übernehmen. Häufig genug sieht man eine Frau mit einem auf den Rücken gebundenen Kind schwer rudern. Beim Aus- und Einladen des Gepäcks zum Transport an die Dampfer arbeiten Mädchen mit, wie bei uns Lastträger; kurz, jedes Glied der Familie arbeitet. Mit unglaublicher Schnelligkeit geschah das Ausladen der Fische, welche der Kantondampfer mitbrachte, in dem Augenblick, in welchem das Schiff beidrehte, um am Quai anzulegen. Eine Minute länger, und der chinesische Sampan wäre zerquetscht worden, aber es ging gerade noch. Die Fische waren umgeladen, die Frauen ruderten, so stark sie konnten, nach dem Ufer; dort wurden die Fische in Körbe geworfen und diese von den Männern im Lauffschritt nach der Markthalle getragen.

Ebenso imponierte mir der Fleiß der Arbeiter in den

Fabriken von Kanton ganz gewaltig. In dunklen, häßlichen Räumen waren Hunderte von Arbeitern und Arbeiterinnen in einer Tabakfabrik zusammengepfercht und arbeiteten ununterbrochen und zwar mit zufriedener Miene. Dabei betrug der Tageslohn einer Frau je nach ihrem Fleiß nur zwischen 10 und 15 Cents, d. h. zwischen 20 und 30 Pf. In einer Indigofärberei walkten Arbeiter mit Steinen von etwa 2 Centnern Gewicht. Es war eine kolossal ermüdende Arbeit für einen Tagelohn von 25 Cents, das sind 50 Pf. — Außerst rührig sind die Lastträger. Da in den engen Straßen von Kanton weder ein Wagen, noch ein Pferd, nicht einmal ein Maulesel verkehren kann, wird alles getragen, und manchmal schleppen die Leute unglaubliche Gewichte. — In allen Werkstätten sieht man jahraus, jahrein arbeiten, da der Chinese keinen Sonn- und Feiertag kennt. Nur einmal im Jahre, da freilich etwa 14 Tage lang, feiert er gründlich: an seinem Neujahrsfest, welches Ende Februar fällt. Als Geschäftsmann gibt es kaum einen verlässigeren Menschen auf der Erde als den Chinesen. Man braucht ziemlich lange, bis man handelseinig wird, denn gehandelt wird tüchtig; ist man aber einig, so braucht man nie mehr nachzusehen, ob alles stimmt, denn der Chinese betrügt dann nie. Das habe ich selbst erfahren, und das ist das Urtheil fast aller Europäer, die ich hier draußen über solche Verhältnisse fragte. Jeder, gleichgiltig ob in Rangoon, Singapore, Batavia, Hongkong, Kanton oder Schanghai, sagte mir, der Handschlag oder auch nur das Wort eines chinesischen Geschäftsmannes sei durchaus verlässlich und hundertmal mehr wert wie jeder schriftliche Vertrag mit einem Japaner.

Man hatte mir so viel vom chinesischnen Schmutz erzählt, aber auch das ist mit Einschränkung zu nehmen. Die chinesischnen Straßen sind die Ablagerungsstätten für allen möglichen Hausunrat und darum so schmutzig, wie z. B. die Nebengassen Neapels. Ebenso glaube ich, daß der Chinese an seinem Körper sehr unreinlich ist, denn man sieht sehr selten badende Chinesen, und was noch maßgebender erscheint, fast alle Chinesen verbreiten einen unangenehmen Schweißgeruch um sich. Aber in ihren Verkaufsläden sieht es um so reinlicher aus. Sie wissen stets ihre Waren ins beste Licht zu setzen. Alles wird geschmückt, z. B. rohes Fleisch, Fische u. s. w. mit Grün umgeben, jede Speise wird so appetitlich wie möglich zur Schau gestellt, und die Läden der vornehmeren Geschäfte werden durch die Kunst auf die beste Art verschönert. Fast nie fehlt ein Altar, und oft sind diese Altäre mit wunderbaren, vergoldeten Holzschneidereien, mit buntfarbigen künstlichen Blumen, schönen Lackarbeiten u. dgl. umgeben, und darüber hängt das möglichst grelle, vielfach vergoldete Götterbildnis. In den reicheren Geschäften fehlt auch nie eine sehr hübsch ausgestattete Nische, in der den kauftustigen Gästen eine Tasse Thee angeboten wird. Bei einem Kaufmann sah ich auch seinen Lieblingsvogel in einem aus Elfenbein geschnitzten so kostbaren Käfig, wie ich noch nie einen erblickt habe.

Ebensolche peinliche Reinlichkeit fand ich auf einem Friedhof reicher Chinesen. Dort waren die Toten in eigenen, zimmerartigen Räumen in ihren Särgen aufgestellt und von Schmuckgegenständen aller Art umgeben. Nirgends fehlte die rituelle Theetasse und das brennende



Canton. Vornehmes Kaufhaus.



Licht, und alles war tadellos sauber. Ebenso herrscht in den Tempeln selbst große Reinlichkeit. Die bunten Altäre mit den Opfergeräten, den Losstäbchen u. s. w. werden tadellos rein erhalten, die Gebetsstafeln, bunten Ausschmückungen der Säulen und Wände, die Vasen und Bouquets künstlicher Blumen, die Figuren und Gemälde werden stets erneut, oft sogar zu ihrem Nachteil. So hatte man drei große Buddhas aus Kupferbronze und andere aus Marmor ganz lackiert, um sie neu und rein erscheinen zu lassen. Umfomehr aber fallen in diesen reinen Tempeln die schmutzigen Priester auf. Sie scheinen auch in keinerlei Ansehen zu stehen, denn sie werden gar nicht beachtet. Als ich Wong-A-New darüber fragte, antwortete er geringschätzig: „Sie arbeiten ja nicht!“ Ich erfuhr auch, daß die Priester keinerlei Staatsgehälter beziehen, sondern nur von Sporteln für gewisse Funktionen, von Opfern und Almosen leben.

Wie sehr der Chinese die Arbeit achtet, ersieht man aus einer Einrichtung, die mir geradezu ideal erscheint. Alle drei Jahre finden in Kanton und Schanghai große Examina statt, und diese sind, wie oben bereits bemerkt, allein maßgebend für Adel, Titel, Rang, Amt und Würden. Die Anstalt selbst macht in Kanton einen sehr unfreundlichen Eindruck. Man durchschreitet ein Tor und kommt in eine, von einem Tempel abgeschlossene Gasse. Rechts und links dehnen sich die Zellenreihen in endloser Gleichförmigkeit aus. Eine Zelle hat kaum 2 Quadratmeter Fläche, enthält einen Stuhl und einen Tisch, sonst nichts und hat kein Fenster, sondern die vierte Wand fehlt und läßt auf die Rückmauer der vorderen Zelle blicken. Alles

ist von einem Dach bedeckt, das keinen Blick zum Himmel gestattet. Sobald der zu Prüfende die Zelle betreten hat, wird sein Tisch so eingeschoben, daß dadurch die Zelle verschlossen ist, und der arme Mensch sitzt nun drei Tage und drei Nächte mit seiner Arbeit in diesem Gefängnis und kann sich kaum rühren. Außen gehen Wächter auf und ab, sorgen, daß kein Verkehr der Kandidaten miteinander stattfindet, und bringen ihnen Speise und Trank. Zur Prüfung kann sich jeder Chinese melden, ob er 16 oder 60 Jahre alt ist. Das erste Examen bestehen durchschnittlich nur 2—3 Prozent. Diese dürfen sich zum eigentlichen Hauptexamen, das meist nur 10 Prozent bestehen, wiederholt melden. Die anderen sind für immer abgewiesen. Jeder Standeserhöhung muß ein neues, gut bestandenes Examen vorausgehen.

So sucht man in China Amt, Titel und Würden nur nach Verdienst zu verteilen, und es ist dies ein Gedanke, der zeigt, daß die Kultur der Chinesen in vieler Beziehung der unserigen sogar überlegen ist. Nun sagt man ja hier, daß trotz der Strenge beim Examen doch Unterschleife stattfänden. Das mag sein. Wer bei uns einen sehr hohen Namen hat, besteht ja auch jedes Examen und überspringt alle Kameraden im Avancement. Aber es ändert nichts an der Vorzüglichkeit des Gedankens dieser Einrichtung, um die wir die Chinesen wahrhaftig beneiden müssen. — Ich, als alter Soldat, habe mich natürlich auch um das chinesische Militär gekümmert. Von der durch den deutschen Major von Reizenstein ausgebildeten Nanyang-Armee, die recht gut sein soll, sowie von den Mandschu-Truppen und der Lutai-Armee habe ich noch

nichts gesehen. \*) Vielleicht kann ich, wenn ich Schanghai besucht habe, darüber berichten. Was ich in Kanton von Soldaten der Landarmee sah, verdient keine Beachtung. Es sind rot uniformierte Tagelöhne, sonst nichts. Das einzige, was mir an ihnen gefällt, ist, daß sie auf ihrer Uniform eine ganze Lebensbeschreibung tragen. So ein Bursche kann sich nicht verlaufen. Einen etwas besseren Eindruck machen die Matrosen und ihre Offiziere, aber viel taugen sie auch nicht. Vom chinesischen Gerichtswesen habe ich zu wenig gesehen, um viel darüber berichten zu können. Daß man die Ausstellung am Schandpfahl, die Prügelstrafe und sehr strenge Gefängnisstrafen hat, und daß man geschwind mit der Todesstrafe bei der Hand ist, muß sein, denn wie will man sonst die Leute abschrecken. Für Ehrenstrafen ist der gewöhnliche Chinese ja kaum empfindlich, und einen Verbrecher in eine Haft zu nehmen wie bei uns, ihn etwas zu beschäftigen, daß er sich nicht langweilt, ihn schön spazieren zu führen u. s. w., wie wir es machen, das würde er wohl als eine ganz unerwartete Gnade des Himmels ansehen, daraus den Schluß ziehen, daß er nach seiner Freilassung sich durch gleiche Handlungen diese Gnade wieder erwerben kann, und der Zweck wäre verfehlt. Das aber ist ja auch bei uns der Fall, denn gebessert haben wir in unseren Wohltätigkeitsanstalten für Verbrecher wohl noch keinen. Also scheint es mir, daß die Chinesen in dieser Beziehung auch auf

---

\*) Ich schrieb diese Zeilen im Frühjahr 1900, also kurz vor den im Juni ausbrechenden Wirren. Daher berühre ich die soldatischen Verhältnisse nur kurz. Wir sind ja hierüber nun reichlich aufgeklärt.

Der Verfasser.

dem richtigeren Weg sind, als das hyperkultivierte Abendland mit seiner Züchtung eines Gelichters sondergleichen.

Am 27. März trennte sich einer unserer Reisegenossen von uns, um nach der lieben Heimat zurückzudampfen. Nur zu zweien setzten wir die Reise fort und fuhren bei gutem Wetter von Hongkong ab, nordwärts gegen Schanghai. Kaum kam unsere „Rio de Janeiro“, ein Steamer der Pacific Mail S. S. Co., in das freie Chinesische Meer, da fing ein abscheuliches Geschaukel an, so daß ich von der jetzigen Fahrt wenig Angenehmes berichten kann. Gestern einten sich meine Gedanken nur zu dem einen Wunsche: „Der Teufel möge das ganze Chinesische Meer mitsamt der Wackelgondel von einer „Rio de Janeiro“ holen.“ Heute geht es etwas besser, so daß ich doch diesen Bericht schreiben konnte. Aber ich will recht froh sein, wenn wir morgen früh vor Schanghai Anker werfen. —

Als ich erwachte, war das Meer vollständig ruhig, aber wie sah es aus! Graugelb in graugelb.

„Wir sind schon im Yang-tse-kiang.“ So war es; aber dieser Fluß ist an seiner Mündung so breit, daß man schon stundenlang im Strom aufwärts dampft, ehe man endlich ein Ufer erblickt. Nun tauchten Inseln auf, dann erschienen zusammenhängende Uferstrecken, die Dschunken wurden zahlreicher, Dampfer, darunter der stolze „König Albert“ des Norddeutschen Lloyd, lagen vor Anker, und jetzt vor der Mündung des Wusungflusses in den Yang-tse-kiang hielt auch unsere „City of Rio de Janeiro“. Eine Dampfschaluppe legte bei, man wurde umgeladen, und dann ging es im Wusungfluß noch eine Stunde aufwärts.

Die Forts, welche die Einfahrt schützen sollen, sahen stark vernachlässigt aus, und auch die Kanonen scheinen außer Dienst zu sein, denn sie waren unter Zelttüchüberzügen verborgen.

Der Fluß belebte sich immer mehr. Kriegsschiffe verschiedener Nationen lagen vor Anker; jetzt tauchten Fabrikamine auf, hohe Häuser wurden sichtbar, wir waren in Schanghai und legten vor dem Zollhaus im Fremdenviertel an.

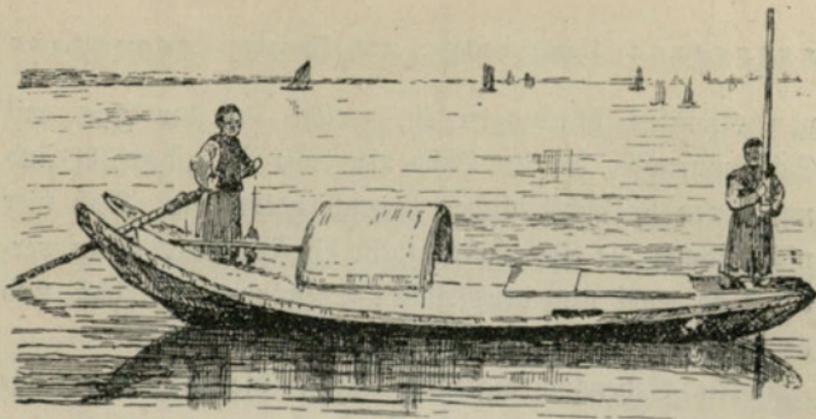
Damit befand ich mich nun in der Mitte des vornehmsten Theiles der Stadt, welche sich streng in die verschiedenen Fremdenansiedelungen und in die unmauerte chinesische Altstadt trennt. Ich erstaunte über die schöne Straße des „Bund“, die sich vor mir ausdehnte, ich betrachtete überrascht die hocheleganten Wagen mit europäischen und chinesischen Insassen und freute mich über das bunte Treiben, welches das von Hongkong, Singapore oder Kanton weit übertrifft. Da fiel mein Blick auf ein Denkmal. Das kommt mir so bekannt vor, das habe ich doch schon abgebildet gesehen! Ich trat hin, schaute es an und war tief ergriffen und bewegt. Der gebrochene Mast, die deutsche Flagge und die wohlbekanntenen Namen auf dem Sockel, über allen der eines lieben Bekannten und Kameraden, des Kapitanleutnants Braun. Das war es, was mich hier in Schanghai zuerst begrüßte. Da vergaß ich, daß die Kulis auf Befehle wegen meines Gepäcks warteten, daß ich zu spät zum Diffin ins Hotel kam, ja ich vergaß, daß ich in China war, und die wunderbare Heldentat des letzten Kampfes einer todgeweihten, braven Schar mit den übermächtigen Elementen trat vor mein geistiges Auge,

Von Hongkong nach Schanghai.

ich sah den armen „Ittis“ auf den Felsen hängen, ich erlebte die fürchterlichen Szenen, so wie ich sie aus den Akten kannte, mit, ich fühlte die Begeisterung, welche den tapferen Kapitän und seine Untergebenen mit dem Hurra für den Kaiser in den Tod gehen ließ, und ich blickte stolz um mich, als ob ich den umstehenden Chinesen sagen wollte: „Auch ich gehöre zu dem Heldenvolk, von dem Euch ein Teil ein so wundervolles Beispiel von deutscher Pflichttreue draußen auf den Felsen vor Schantung gegeben hat. Auch ich bin ein Deutscher.“

So war meine Ankunft in Schanghai. —





## Von Schanghai nach Tsingtau.

Schanghai ist eine Doppelstadt. Die Fremdenkolonie, welche, von Nord nach Süd gesehen, aus dem amerikanischen, deutsch-englischen und französischen Viertel besteht, ist eine kleine Republik mit eigener Verwaltung und sogar eigener Militärmacht. Südlich von ihr liegt die alte, ummauerte Chinesenstadt, die sich aber mit Kanton in keiner Weise messen kann. Das kommt daher, daß nicht nur die angeseheneren und reicheren Chinesen, mit Ausnahme des Tao-tai und einiger alt angeessener Familien, sondern auch eine Menge zugereister Chinesen von Kanton, Peking, Tschifu und aus dem Innern des Landes im Fremdenviertel wohnen. Daher hat sich die Altstadt von Schanghai als ein rechtes Schmutzloch entwickelt. Die Straßen sind ebenfalls wie in Kanton so eng, daß von Wagen oder Rikschas keine Rede sein kann. Man geht oder läßt sich tragen. In den Straßen sieht man unzählige kleine Läden und Werkstätten, aber alle machen einen ärmlichen Eindruck. Dazu kommt, daß Alt-Schanghai von einer Reihe

von Kanälen durchzogen ist, welche bei der Flut mit Schlammwasser, bei der Ebbe aber mit Morast gefüllt sind und einen unbeschreiblichen Geruch verbreiten. Daß hier nicht immer die Pest herrscht, ist ein Wunder. Man verdankt es wohl nur den frischen Seewinden, die hier und da über die große Kloake Alt-Schanghai wegfegen.

An Sehenswürdigkeiten besitzt die Altstadt einige Tempel, von denen der alte Confu-tse-tempel nebst Garten einen Besuch lohnt. Der letztere besteht eigentlich nur aus möglichst phantastisch zusammengefügt, sonderbar ausgewaschenen Felsbrocken und zwischendurch laufenden engen Wassergräben, die mit grünem Schlamm gefüllt sind. Einige Steinbrücken und Grotten erlauben umherzuwandeln, aber fast keine Bäume, keine Blumen u. s. w. erinnern an einen Garten in europäischem Stil. Man könnte sich so eher die Darstellung einer Insel aus dem Hades denken. Die Steine gleichen den sonderbaren Specksteingebilden, welche man in ganz China herstellt. Dann steht mitten in Alt-Schanghai das sogenannte Mandarinen-Theehaus in einem Tümpel auf Pfählen. Es soll über 1000 Jahre alt sein. Möglich ist es, denn schmutzig und verwittert genug für ein solches Alter sieht es aus. Über den entsetzlich duftenden Tümpel führen rechtwinklig gebrochene Stege, und in diesem Stinkloch, anders kann man nicht sagen, saßen einige wirklich ganz respektabel aussehende Chinesen, rauchten und tranken Thee. Früher soll der Tümpel ein krystallklarer See und Schanghai eine sehr reine Stadt gewesen sein, im Laufe der Jahrhunderte oder Jahrtausende versandeten aber die alten Flußmündungen, so daß die Wasser keinen Abfluß und kein Gefälle mehr

haben. Deshalb versumpft alles, und daher die große Unreinlichkeit, weil der Unrat nicht mehr weggeschwemmt wird.

Da es sonst in der Altstadt nichts Besonderes zu sehen gibt, zahlreiche Bettler, Ausfägige und andere schrecklich aussehende Leute aber meinen Augen ebenso unangenehm wurden, wie die fürchterlichen Dünste meiner Nase, war ich froh, mich bald nach der Fremdenstadt, in der übrigens an 200 000 Chinesen wohnen, zurückziehen zu können. Dort sieht es freilich ganz anders aus.

Der „Bund“ mit seinen Kolossalbauten, seinen schönen Anlagen, den Quais, vor sich den belebten Fluß, ist eine Straße, die in jeder europäischen Großstadt eine bevorzugte Stelle einnehmen würde.

Und das Leben auf dieser Straße! Neben den Tausenden von Rikschas\*) erblickt man hier eine große Anzahl sehr eleganter Wagen, die meist reichen Chinesen gehören, und dann ebenfalls Tausende der originellsten Menschen-Transportschubkarren. Ein solcher hat ein hohes Rad, bei dem rechts und links Sitze angebracht sind. Das Normale ist, daß zwei bis vier Menschen sich auf solche Weise schieben lassen. Aber ich habe öfter sechs und einmal sogar acht Mädchen auf einem solchen Schubkarren gesehen. Gerade die einfacheren Frauen lieben den Schubkarren als Beförderungsmittel sehr. Es sah reizend aus, wie ein stämmiger Mann einen Schubkarren mit acht nett gekleideten jungen Dingerchen, die sich wie Vögelchen zusammengedrückt hatten, dahinschob. Auch für Lasten werden die gleichen Schubkarren verwendet.

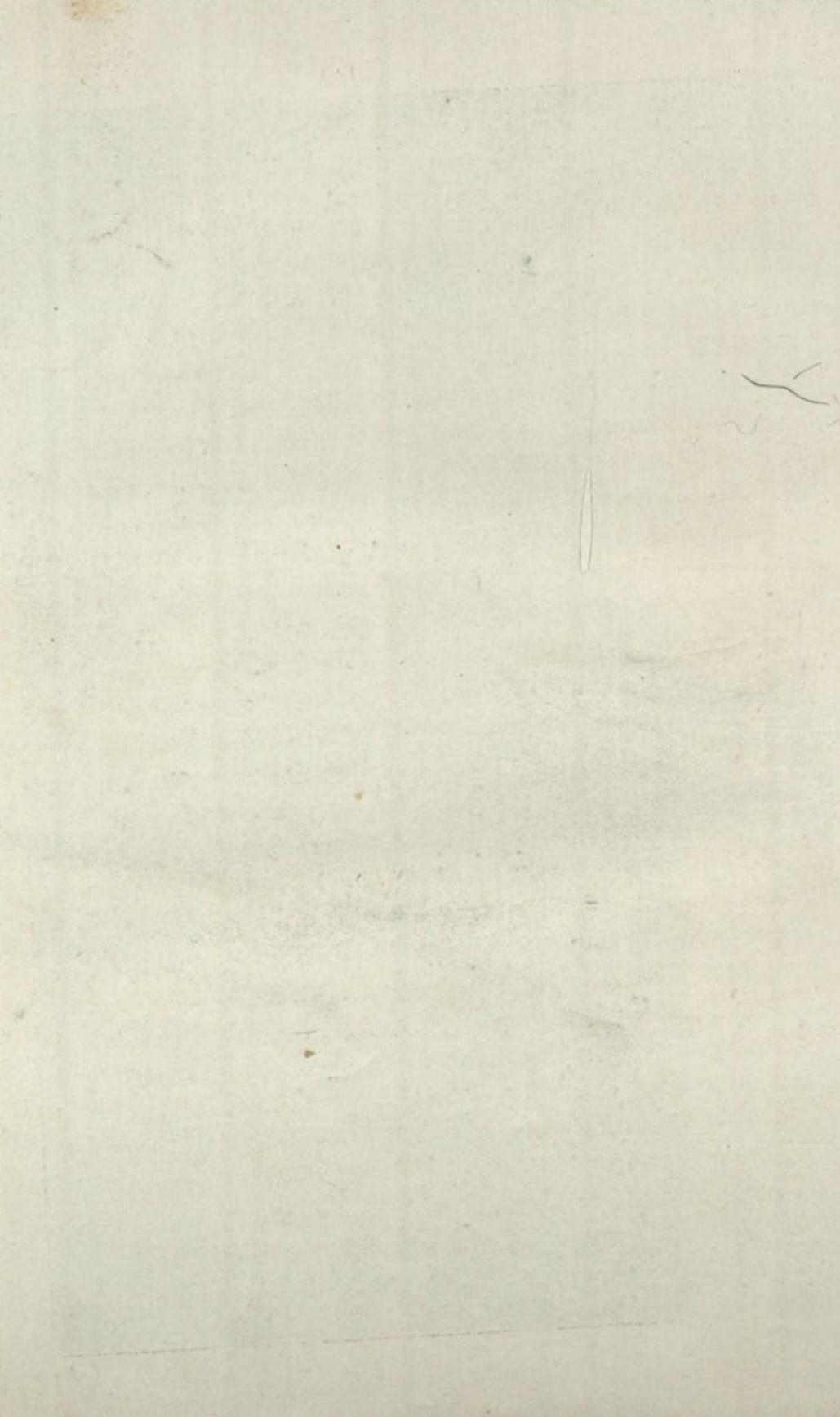
\*) Die Schreibweise ist: Inriksha. Man sagt aber meist auch in China wie immer auf Ceylon: Riksha.

An Kleidertrachten sieht man hier größere Mannigfaltigkeit und weit größere Pracht als irgendwo anders in China, aber jeder Anklang an Europa ist dabei verschwunden. Hier würde kein Chinese wagen, wie es allgemein in Singapore gebräuchlich ist, mit einem europäischen Hut auszugehen.

Wiederholt begünstigte mich bei meinen ausgedehnten Radfahrten der Zufall, indem ich hohen Mandarinen, einmal sogar dem höchsten Beamten Schanghai's, dem Tao-tai, begegnete. Das ist stets eine ganze Prozession. Voraus gehen Diener, welche auf Tafeln, rot und gold, die Titel und Würden verzeichnet tragen, welche ihrem Herrn gebühren. Dann kommen Pauken- und Tamtam-Schläger, welche das Volk aufmerksam machen, daß der Hohe naht, ihnen folgt ein berittener, in goldgesticktes Gewand gekleideter Haushofmeister, umgeben von den Schirmträgern; je mehr Schirme, desto höher ist der Rang. Nun kommt der Gewaltige in einer reich mit Gold und bunter Schnitzerei geschmückten Sänfte. Den Schluß bilden wieder Schirmträger und Polizisten. Hier und da reitet der Mandarin auch, und die Sänfte wird leer nachgetragen. Natürlich wird ununterbrochen Lärm gemacht, denn Klappern gehört zum Handwerk. Noch zahlreicher wie in Hongkong sieht man hier in Schanghai radelnde Chinesen. Es ist direkt ein lustiges Bild, feine Chinesengigerl in Seide mit langem fliegenden Zopf dahinflausen zu sehen. Ich selbst habe tagtäglich — ich bin nun schon sieben Tage hier — entzückende Radfahrten gemacht. Weit ins Land hinein, einmal über 10 Meilen, führte mich die bei einem Franzosen geliehene Maschine. Da sah ich



Shanghai. In der alten Chinesenstadt.



unverfälschte chinesische Dörfer, in denen es nicht einen Europäer gibt. Umfomehr sieht man Schweine und Enten, welche als Lieblingsbraten der Chinesen überall in Massen gezüchtet werden. Aber ich sah auch Fabrikorte, die den sächsischen in nichts nachstehen und kaum äußerlich von ihnen zu unterscheiden sind. Nur die Menschen sehen anders aus. Abgesehen vom Zopf findet man hier solche Schmierfinken, wie nicht im ärmsten Dorf des Erzgebirges. Jetzt glaube ich es wirklich, daß die Chinesen im allgemeinen geborene Schmutziane sind und nur in vereinzeltten Fällen sich etwas in dieser Beziehung kultivieren lassen.

Eine lehrreiche Erfahrung macht man bei solchen Landtouren in Beziehung auf die Begräbnisstätten. Jeder Chinese kann seine Angehörigen bestatten, wo er will, also auf seinem Felde. Mit dem so hoch entwickelten Ahnenkultus hängt es zusammen, daß man über den Gräbern Hügel aufwirft und diese mit großer Pietät erhält und pflegt. In der Umgegend von Schanghai geht dadurch ein Drittel des Bodens der Landwirtschaft verloren. Man nimmt so große Rücksicht auf Gräber, daß z. B. die Umschließungsmauern des kaiserlichen Arsenal's wiederholt in gebrochener Linie um alte Gräber herumgeführt sind. Da werden die Schwierigkeiten klar, welche man bei Eisenbahn- und Straßenbauten findet, wenn nicht einmal die chinesische Regierung bei ihren Bauten wagt, einen Grabhügel wegzunehmen. Eines Tages hatte ich eine besondere Freude: Das Freiwilligenkorps mußte üben. In früheren Jahren wurde nämlich die Kolonie häufig von Auführern gegen die Regierung belästigt. Gegen diese bildete man ein Freiwilligenkorps, und dieses hat wiederholt sehr gute

Dienste geleistet. Z. B. gelang es im Taipingkrieg einer Armee von 100 000 Rebellen nicht, die nur von dem kleinen Freiwilligenkorps verteidigte Fremdenkolonie von Schanghai zu erobern. Das Freiwilligenkorps welches ich sah, bestand aus einer englischen Lanzenreiterabteilung, einer englischen Artillerie-, zwei englischen Infanterie- und einer deutschen Infanteriekompagnie. Die Abteilungen zu Fuß waren in ein Bataillon vereinigt, welches einem englischen Major unterstand und gemeinsam exerzierte. Es sah seltsam genug aus. Den rechten Flügel bildete die dunkeluniformierte englische Artilleriekompagnie, dann folgten die beiden hochroten englischen Infanteriekompagnien, und den linken Flügel bildete die deutsche Kompagnie in deutscher Infanterieuniform. Nur der Helm war nach englischem Muster gefertigt und ebenso die Gewehre. Die Achselklappen und Aufschläge waren rot mit weißem Vorstoß, und auf den vom Prinzen Heinrich der Kompagnie verliehenen Achselklappen befand sich ein H. mit eingesticktem P. v. P. (Heinrich, Prinz von Preußen). Noch sonderbarer sah das Exerzieren aus. Der englische Major kommandierte z. B. einen Griff, den die drei englischen Kompagnien ausführten, während die Deutschen auf das unmittelbar folgende Kommando ihres Hauptmanns (Herr Hayn) warteten. Ebenso wurden die Bewegungen nach dem englischen Kommando des Majors von dem deutschen Hauptmann deutsch nachkommandiert und dann ausgeführt.

Von einer Freiwilligenabteilung, welche nur 16 mal im Jahre übt, kann man nicht erwarten, daß sie Leistungen vorführt, wie ein deutsches Infanteriebataillon. Aber die Sache wird ernst betrieben, sieht ganz nett aus

und erfüllt vollauf ihren Zweck, denn sie imponiert den stets nach Tausenden zusehenden Chinesen ganz gewaltig. Eine große Freude aber erleben wir Deutsche auch hierbei an unseren schneidigen Landsleuten im fernen Osten, denn die deutsche Kompagnie überragt alle englischen haus- hoch an Strammheit und militärischer Disziplin bei den Übungen. Freilich besteht das erste Glied nur aus „gedienten“ Leuten. Aber auch die Haltung des zweiten Gliedes zeigt, daß Hauptmann Hayn es trefflich versteht, die gute Schule, die er im Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment erhalten hat, auf seine „Rekruten“ zu übertragen. Am Abend nach dem ziemlich anstrengenden Exerzieren entwickelte sich im deutschen Klub ein Stück Leben aus der Manöverzeit der Heimat. Die Krieger stärkten sich bei gutem Münchener Bier, und überall glänzte die deutsche Uniform. Wer wegging, stand vorschriftsmäßig vor seinem Hauptmann still, machte auf sein Winken stramm „Rehrt“ und verließ den Raum.

Ein solches Bild habe ich in China und zwar nicht in Deutsch-China, sondern in Schanghai wahrlich nicht erwartet. Zu bedauern ist nur, daß nicht alle jungen Deutschen, welche hier sind, sich in der Kompagnie eintragen lassen. Es würde dies nicht nur der Truppe, sondern der ganzen deutschen Sache sehr nützen.\*) — Am nächsten Morgen merkt man von der ganzen Soldaten- szene gar nichts mehr. Offizier und Rekrut sind wieder Angestellte in den großen Geschäftshäusern oder arbeiten

---

\*) Die Kompagnie hat während der chinesischen Wirren ausgezeichnete Dienste geleistet und machte uns ebenso wie die vorzügliche Freiwilligen-Abteilung in Tientsin und andere alle Ehre. D. B.

da und dort, bis nach einiger Zeit die deutsche Uniform sie wieder vereint und — ich glaube es sicher — in ihnen von neuem das Gefühl der vaterländischen Zusammengehörigkeit hebt und stärkt. Auch darum gehören der kleinen, strammen Kompagnie meine vollsten Sympathien.

Das abendliche Leben Schanghai's spielt sich, soweit von öffentlichen Unterhaltungen die Rede ist, in der Fooshow Road ab. Da reihen sich die chinesischen Restaurants und Tingeltangel aneinander, und in der Nähe sind auch die Theater. In einem Kaffee Chantant hörte ich chinesische Sängerinnen; oder sollten es Katzen gewesen sein? Nein, denn sie spielten ja auch eine Art von Guitarre dazu. Aber wie! Man hält es nicht lange aus. Umgekehrt lauschte ich gern einigen japanischen Sängerinnen, die ich bei Bekannten hörte; aber auch da war es reizender, den niedlichen Personen mit ihren graziösen Bewegungen zuzusehen, als ihren etwas weinerlich klingenden Stimmen zuzuhören.

Infolge der damals noch schlechten Schiffsverbindung mit Deutsch-China habe ich Schanghai gründlich genug genossen und werde es nach der Rückkehr nochmals sechs bis acht Tage genießen.

Daher freute ich mich sehr, als endlich am 4. April der Dampfer „Tsintau“\*) bereit lag, um mich nach Tsingtau,\*) nach Deutsch-China zu bringen. Mein Ausflug nach der Kiautschoubucht begann unter den günstigsten Umständen. Den lebenswürdigsten und anmutigsten

\*) Die neue richtig gestellte Schreibweise ist „Tsingtau“. Das Schiff heißt aber noch „Tsintau“.

Teil unseres landsmännischen Kreises in Tsingtau hatte ich schon vorher auf der „Weimar“ kennen gelernt, nämlich die damalige Braut des deutschen Gouverneurs, welche ihrer neuen Heimat entgegenreiste. In Hongkong lernte ich den Gouverneur selbst kennen, und jetzt auf der „Tsintau“ fand ich das jung verheiratete Paar wieder. Ihm zu Ehren verließ das Schiff in vollem Flaggen Schmuck Schanghai und dampfte stolz an der Stadt und den zahlreichen Schiffen auf dem Wusungfluß vorbei. Außer vielen Kaufahrteifahrzeugen lagen zwei italienische Kriegsschiffe, ein japanisches, ein russisches und mehrere chinesische vor Anker.

Unsere „Tsintau“ schlängelte sich geschickt durch den sogenannten Nordkanal und erreichte nach etwa vier Stunden das Gelbe Meer. Es sieht wegen des Schlammgehaltes feines Wassers wirklich gelb aus und hat noch den weiteren Nachteil, daß es stets ziemlich stark bewegt ist. So war es auch heute und am folgenden Tage.

In der Nacht zeigte sich auf den Masten hochinteressantes St. Elmsfeuer.

Trotz alles Unbehagens erschien ich aber am 6. April früh 6 Uhr als der erste Passagier auf Deck. Wir befanden uns noch in einer Nebelschicht. Ich hatte aber kaum das Oberdeck betreten, so zog der graue Streifen südwärts, und vor mir lag Land: die deutsche Küste von Kiautschou.

Es ist sonderbar, aber es liegt einmal in des Deutschen Brust, wenn er nicht blasirt oder beschränkt ist, eine gewisse Sentimentalität. Ich sah diese kahlen, vorliegenden Inseln, die langgestreckten Gebirgszüge dahinter auf dem Festland, ja sogar die weißen Schaumkämme der

Brandung, was alles sich von den gleichen Bildern, die ich bei Hongkong oder Schanghai gesehen hatte, fast nicht unterschied, doch mit ganz anderem Auge an. Es kam mir vor, als ob mir das Gestade bekannt wäre, als ob es viel schöner aussehe, als ob es eben doch ein anderes Land wäre. Und das alles nur, weil ich wußte, es ist deutsches Land. Nach und nach erschienen auch die übrigen Passagiere und zuletzt die junge Gattin des Gouverneurs. Auch da blühte ein lebhaftes Rot auf den Wangen, und sinnend ruhte das Auge auf dem wieder halb verschleierten Land. Es ist nicht leicht, das Elternhaus zu verlassen, um ganz im fernen Osten ein neues Heim zu gründen. Aber sie wird sich bald wohl fühlen, denn, soweit ein Fremder aus Blicken schließen kann, findet sie echte, treue Liebe, und unter deren Schirm lebt man sich überall ein, auch Tausende von Meilen vom Vaterhause entfernt.

„Dort liegt unser Haus.“

Der Gouverneur sprach es, das jung verheiratete Paar blickte darauf, und nun sah auch ich Tsingtau.\*)

Links vor uns erschienen weiße Schiffe unter deutscher Flagge, unser Kreuzergeschwader, von dem die „Kaiserin Augusta“, „Gefion“ und der „Jaguar“ hier vor Anker lagen.

\*) Ein unglückliches Geschick, unendlich traurig für die junge Frau, für seine Freunde und Bekannte, sowie für das ganze deutsche Vaterland hat diesen vorzüglichen, allgemein, auch bei den Chinesen, sehr beliebten Gouverneur schon nach kaum einem Jahr weggerafft. Er starb als echter Soldat in seinem Beruf, indem er wegen der ausgebrochenen Wirren die ihm von den Ärzten nach einer schweren Krankheit angeordnete Erholungsreise nach Japan aufgab, in Tsingtau blieb und einem Typhusrückfall erlag.

Es ist wirklich ein stolzes Gefühl, so würdig unsere schwarzweißrote Flagge hier vertreten zu wissen. Wir sind wahrlich nicht nur geduldet im Osten, und wer an unserem redlich erworbenen Besitz in China rütteln wollte, würde kein leichtes Spiel haben. Wir wollen aber hoffen, daß es vorerst noch nicht zu ernstern Schwierigkeiten kommt, denn der Quantität nach erscheint unsere Seemacht hier im Osten gegenüber der jener Staaten, die eventuell in Frage kommen könnten, doch noch viel zu schwach. Wenn man nur einen oder wenn möglich alle unsere Gewohnheitsnörgler und grundsätzlichen Verneiner jedes Regierungsvorschlages hierher sendenden könnte, damit sie einen etwas weiteren Blick und eine wahrere, ungeschminkte Auffassung der Verhältnisse bekämen, dann würden diejenigen, die nicht in direkt vaterlandsfeindlichem Sinne beeinflusst oder mit absoluter Blindheit geschlagen sind, erkennen, wie falsch ihre kleinliche, von Kirchturmspolitik diktierte Opposition gegen eine Erhöhung der Flotte ist. Diese Leute kommen mir vor wie Menschen, welche einen großen Schutzdamm gegen drohende Hochwassergefahr bauen sollen und die Erde und das Material hierzu in Kaffeetassen herbeischaffen wollen. Es würde sich wahrhaftig lohnen, einem Eugen Richter, einem Bebel und anderen die Summe von je 12000 M. zu bewilligen, mit der Verpflichtung, eine Orientierungsreise um die Erde zu machen. Ich glaube, es käme dem Deutschen Reiche sehr zu gute. Schade, daß Herr Lieber seine geplante Reise nicht ausführte. Es wäre für das ganze Centrum von wohlthätiger Wirkung gewesen. —

Man möge mir diese Abschweifung auf das politische Gebiet verzeihen. Aber es dreht sich einem das Herz im

Leibe herum, wenn man hier so klar, daß ein Kind es einsieht, erkennt, was in Beziehung auf Entwicklung unserer Seemacht dem Deutschen Reiche notwendig ist, und wenn man dann die unglaublich törichten, von Parteilrückfichten, Voreingenommenheit und vollständiger Unkenntnis der Verhältnisse beeinflussten Reden so mancher Reichstagsabgeordneten liest.

Da begreift man, daß Kleinlichkeit und Beschränktheit einem Staate doch kolossal schaden können. Und leider haben wir zu Hause in Deutschland an diesen beiden Schäden nur zu großen Überfluß. Abgeordnete, reist! Dann lernt Ihr sehen, wie Ihr sehen sollt zum Heile unseres Vaterlandes!

Da lagen wir nun vor Anker, d. h. wir schaukelten im heftigen Nordwind hin und her. Das Gepäck, unzählige Blumenarrangements des neuvermählten Paares und die Postsäcke wurden auf Deck geschafft, vom Land und von den Kriegsschiffen her nahten sich dem festlich beslaggten Dampfer Boote und Dampfbarassen, und auf der Landungsbrücke sah man zahlreiche Offiziere, um ihren Gouverneur und seine Gattin zu empfangen. Ich fand Zeit, mich vom Deck aus umzusehen. Welch ein anderes Bild hatte ich mir von unserer neuen Anlage gemacht! Ich sah schnell ein, daß meine theoretische Vorbereitung, begründet auf eine Reihe von Zeitungsberichten, besonders aus der „Frankfurter Zeitung“, mir eine vollständig falsche Vorstellung eingeimpft hatte. Ich erwartete eine Art von Feldlager mit Baracken und ein chinesisches Dorf zu sehen und erblickte zu meiner größten Überraschung eine entstehende, weit ausgedehnte Stadt, von

der schon viele und schöne Gebäude fertig sind. Ein langer, großer Bau wurde als das Hotel Prinz Heinrich bezeichnet, man nannte mir verschiedene Villen als die Wohnung des Bataillonskommandeurs, des Baurats, der Kiautschou-Gesellschaft, der Deutsch-Asiatischen Bank u. s. w.

„Herr Hauptmann, wollen Sie mit uns fahren?“

Sehr gern nahm ich die Aufforderung des freundlichen Gouverneurs an, mit in seiner Dampfsbarke an Land zu fahren, denn bei dem immer stärker werdenden Wind wäre es kaum möglich gewesen, im Sampan die Landungsbrücke zu erreichen. Die „Tjingtau“ konnte aber auf höchstens 200 Meter an das Ufer kommen.

In zehn Minuten betraten wir das Festland, und ich stand hier im Osten, in China, auf deutschem Boden. Eine stattliche Zahl von Gebäuden hatte dem Gouverneurspaar zu Ehren geflaggt, die Offiziere kamen uns entgegen, und im Nu fühlte man sich vollständig zu Hause.

Sonst ruft man gewohnheitsgemäß bei jedem Landen im Osten irgend ein englisches oder pitschenenglisches Wort, und wenn es nur: „Boy“ oder „Kuli“ wäre. Das kam einem hier gar nicht in den Sinn.

„Bitte, möchten Sie auch mein Gepäck an Land schaffen lassen!“

„Sehr gern. Wo soll es hingebracht werden?“

„Hotel Prinz Heinrich!“

„Wird gleich dort abgeliefert werden.“

So wurde ich hier empfangen.

Ich hielt mich vorläufig etwas zurück, um nicht den offiziellen Empfang zu stören. Aber ich beobachtete ihn,

und das Herz ging mir auf. Die lieben, altgewohnten, strammen Verbeugungen, das erfrischende Klappern von Sporn und Säbel, die engen, knappen Uniformen mit den hohen, unbequemen, aber modernen Kragen, das zeremonielle Herantreten der Herren nach dem Rang, das halbscheue, noch etwas befangene Danken der gefeierten Frau Jaeschke, das liebenswürdige Begrüßen der Kameraden durch den Gouverneur, alles war das echte Bild einer Szene aus einer kleinen heimatlichen Garnison, und ich kann dem Leser gar nicht schildern, wie mich alten Soldaten das Betrachten dieser Episode entzückte.

Aber ich will ja von Tjingtau erzählen.

Meine erste Erfahrung, für mich fatal, gab mir gleich einen Begriff vom Aufblühen unserer Kolonie. Im Hotel gab es durchaus keinen freien Winkel. Man führte mich in das nahegelegene kleine Hotel Trendel, wo ich bei sehr freundlichen Leuten gut unterkam und mich bald recht wohl fühlte.

Von nun an begann für mich ein äußerst angenehmes, aber ziemlich angestregtes Leben. Ich lernte bald die meisten Kameraden, viele Beamte und Kaufleute kennen, und jedermann bemühte sich, mir bei meinen Beobachtungen behülflich zu sein. Durch die Freundlichkeit des Gouverneurs wurde mir ein junger, liebenswürdiger Offizier als Führer für die Dauer meines Aufenthalts zugewiesen, der Bataillonskommandeur stellte mir seine Pferde zur Verfügung, und der Baumeister der Häfen, Baurat Gromsch, machte sich sogar selbst die Mühe, mich in einem eigenen Dampfboot bei den neuen Hafenbauten umherzufahren. Außerdem lernte ich bei verschiedenen Gesell-



Qingtau.



schaften die reizende Geselligkeit kennen, welche ganz wie zu Hause hier im fernen Osten blüht, und in den verschiedenen Offiziersmessen habe ich köstliche Stunden im Kameradenkreis verlebt.

Das alles war entzückend, aber es hat mir doch einen Nachteil gebracht. Es wird mich beim Leser in den Verdacht setzen, Tsingtau und seine Umgebung, sowie die ganzen Verhältnisse unserer neuen Kolonie mit günstiger Voreingenommenheit betrachtet zu haben. Man wird umsomehr zu dieser Ansicht kommen, als ich entgegen- gesetzt den seinerzeitigen Berichten über Kiautschou in der „Frankfurter Zeitung“ trotz aller durchaus objektiven Betrachtung keinen Punkt gefunden habe, der einen Tadel oder eine scharfe Beurteilung herausfordern könnte. Möge man mich also für einen Schönfärber halten; ich weiß, daß ich es nicht bin, sondern daß jeder unparteiische Deutsche, den nicht eine Parteibrille oder eine große Urteilslosigkeit blendet, ebenso sehen muß.

Auf die erste Frage, ob wir mit der Besetzung gerade der Kiautschou-Bucht eine glückliche Wahl getroffen haben, geben uns schon die Chinesen selbst die beste Antwort. Sie müssen doch ihre Küste kennen und haben eine Jahrhunderte und Jahrtausende alte Erfahrung und Beobachtung hinter sich. Sie aber haben die Kiautschou-Bucht ausersehen, um daselbst ihren Hauptkriegshafen anzulegen. Nun sagt man darauf: „Gut, als Kriegshafen mag es gehen, aber weiter?“ Die Antwort ist leicht.

Unser Hinterland Schantung ist nicht besonders reich, weil die sehr starke Bevölkerung die Schätze ihres Bodens, Kohlen, Mineralien u. s. w., noch gar nicht hebt, sondern

fast nur vom Landbau lebt. Der Boden ist sehr fruchtbar, und die Leute sind bedürfnislos, also besteht noch kein Streben nach industriellen Unternehmungen. Viel mag dazu beigetragen haben, daß die bisherigen Häfen, welche für die Provinz Schantung in Frage kommen, Wei-hei-wey, Tientsin und Tschifu, eine schlechte Verbindung, meist nur durch Maultierpfade, mit dem Hinterland haben und selbst sehr schlecht sind, weil Sandbarren vorliegen, so daß ein Umladen der Fracht auf Leichterboote notwendig ist. Durch unsere Besetzung des Kiautschougebietes wird sich der ganze Verkehr ändern. Wir bauen gegenwärtig die teilweise schon fertige Eisenbahn von Tsingtau über Kiautschou nach Tsinanfu, wo sie sich an die große Bahn von Peking nach Schanghai anschließen wird. Erfahrungsgemäß gibt es kein Land der Erde, in welchem Eisenbahnen eine so schnelle und gründliche Umwälzung des Verkehrs bewirken wie in China. Das wird auch hier der Fall sein, nachdem sich die Mandarine, wie es scheint, nun endgültig beruhigt haben und daher keine Störungen des Eisenbahnbaues mehr vorkommen. Ein weiterer Vorteil für uns ist, daß unsere beiden für Tsingtau in Aussicht genommenen Häfen, an denen schon fleißig gebaut wird, nicht nur mit der neuen Bahn, sondern auch mit den Landstraßen in unmittelbarer Verbindung stehen, so daß man, sobald die Landungsbrücken, an denen die Dampfer direkt anlegen können, fertig sind, die Lasten ohne jede Schwierigkeit heranbringen und, ohne Boote und Leichter benutzen zu müssen, direkt in die Dampfer oder umgekehrt von diesen in die Eisenbahnwagen und Landkarren verladen kann. Daß aus diesen Vorteilen eine große Handels-

entwicklung zu erwarten sieht, haben auch zahlreiche kaufmännische Firmen schon erkannt und darum teilweise eigene Lager- und Bureauhäuser hier bereits erbaut, teilweise in Aussicht genommen.

Aufgabe des Deutschen Reiches ist es nun, diese vielversprechende wirtschaftliche Kolonie militärisch so zu sichern, daß sie vor allen Wechselfällen kriegerischer Ereignisse gesichert ist. Dazu gehören Befestigungen gegen die See- und gegen die Landseite. Und noch mehr: Tsingtau muß und kann ein so sicherer Hafen werden, daß im Falle eines Krieges unsere ganze Handelsflotte im Osten, welche einen sehr bedeutenden Teil unseres Nationalvermögens ausmacht, sichere Unterkunft findet.

Das alles ist auch geplant und teilweise schon in Angriff genommen. Die Hauptsache ist nur, daß man bei uns zu Hause nicht zu sehr mit den Mitteln für die nötigen Arbeiten knausert.

Ich will aber zu den persönlichen Erlebnissen zurückkehren.

Wir — ich war von nun an immer in Begleitung meines lebenswürdigen Führers, Oberleutnants J. — besahen uns zuerst die ehemaligen chinesischen, jetzt deutschen Lager. Daß hier unsere guten Musketiere, Artilleristen und Matrosen eine recht windige — wörtlich genommen — und nasse Unterkunft hatten, glaubt man erst, wenn man auf Photographien sieht, wie die Lager, besonders die einzelnen Mauern und Dächer, vorher ausgesehen haben. Jetzt machen sie den Eindruck ausgezeichneter, massiv erbauter, kleiner Häuseranlagen, wie man sie zum Beispiel

im Lager Lechfeld hat. Ausgezeichnete Wasserleitungen, ober- und unterirdisch, leiten in der Regenzeit die Wassermenge ab, in manchen Häusern sind schöne Berliner Kachelöfen, die Offiziermessen zeigen eine wirkliche Gemüthlichkeit, und große, sogar prächtige Straßen führen zu diesen Lagern hin. Das alles haben unsere Truppen selbst geschaffen. Die Hauptleute Freiherr von Buttlar und Müller haben Straßen gebaut, um die ich die Tsingtauer wirklich beneide. Wenn ich in der Mark auf so schönen Straßen radeln könnte, wäre ich glücklich. Ich meinte, da lasse sich doch prächtig wohnen, und die Herren und ihre Leute seien zu beglückwünschen. Ich äußerte dies auch gegen Soldaten.

„Ja, ja, Herr Hauptmann, das ginge schon, aber —“

„Na, was denn, aber?“

„Um, hm, man ist eben immer nur auf sich und die Kameraden angewiesen.“

„Ach, ich verstehe, die holde Weiblichkeit fehlt?“

„Das ist es, Herr Hauptmann.“

Run, diesen Schmerz verstehe ich. Die liebe, gute, dicke, deutsche Köchin, die ihrem Gefreiten u. s. w. hier und da mit etwas Gänsebraten und anderem Angenehmen liebevoll aushilft, die fehlt hier draußen. Wird schon kommen, braver Musketier, und dann ist das Heimweh sehr verringert.

Auch mit dem Bier sieht es noch schlecht aus. Es gibt freilich welches, aber es ist für unsere Leute noch zu teuer. Wenn die neue Wasserleitung, die schon gebaut wird, fertig ist, absolut keimfreies Wasser liefert und somit den

besten Schutz gegen eine Wiederkehr der früher so schlimmen Typhus- und Dysenterie-Epidemien bildet, dann entsteht gewiß auch eine Bierbrauerei, und der Not ist abgeholfen.

Als wir durch die Stadt wandelten, kam es mir vor, als ob ich durch einen Ameisenhaufen geführt würde. Tausende von Kulis schoben in kleinen Karren Steine und Erde hierhin und dorthin; Hunderte arbeiteten an neuen Mauern und Häusern, andere Hunderte an Straßenbauten, elektrischen Anlagen u. s. w. Es ist ein Treiben und Schaffen, daß man wirklich staunt, und nichts geschieht planlos durcheinander, sondern alles ist wohl bedacht und zielbewußt angeordnet. Jetzt begreife ich, daß man im Altertum Städte in wenig Jahren auf Befehl eines Großen, z. B. Alexanders, sozusagen aus der Erde stampfen konnte. Wir können es ja gerade so. Wenn das so weitergeht, so steht hier in fünf Jahren eine Stadt ersten Ranges, und mit Stolz werden wir auf dieses Werk deutscher Leistungsfähigkeit blicken, und die anderen Nationen werden uns beneiden. Das werde ich mir dann wieder ansehen. Eine mächtige Kanalisationsanlage zeigt, wie man für den Abfluß der Wassermenge in der Regenzeit sorgt, die Hochlegung der Straßen sichert gegen eine Überschwemmung und dadurch entstehende Verseuchung der Keller, und die Anlage von Alleen und mit Bäumen bepflanzter Plätze bewirkt, daß die neue Stadt nicht nur praktisch, sondern auch schön und gesund wird. Sehr praktisch sind die Chinesen mit ihrem nationalen Schmutz und spezifischen Geruch umquartiert worden. Man hat ihnen neue Häuser gebaut und gefragt: „Wollt Ihr da hineingehen?“ Sie wollten nicht, denn die Reinlichkeit derselben war ihnen

unbehaglich. Nun wies man ihnen einen günstigen Platz an, sie bauten dort so, wie sie es gewohnt waren, nur in Beziehung auf Straßenbreite u. s. w. etwas von unserer Bauvorschrift beeinflusst, und nun sind sie zufrieden. Die alten Chinesendörfer aber sind abgerissen, und Chinesengeruch und Chinesenschmutz sind aus der neuen Stadt verschwunden. Das alte Tsingtau, das man stehen ließ, ist so umgebaut und gereinigt, daß es ebenfalls keinen unangenehmen Einfluß mehr ausüben kann.

An einem schönen Tage ritten wir hinaus nach Litsun zur Chinesenkompanie des Oberleutnants von Schoeler. Ich sah verschiedene Chinesendörfer, sehr interessante Gräber aus der Zeit der Ming-Dynastie und dann die erwähnte Kompanie. Herr von Schoeler hat da in 6 Monaten scheinbar Unmögliches möglich gemacht. Unterstützt von einigen deutschen Unteroffizieren, die vorher und während dieser Zeit chinesisch lernten, erzog er 100 Chinesen zu einer Kompanie, welche an Strammheit wenig hinter deutschen Kompanien zurückblieb. Griffe machten die Kerls, daß es eine wahre Freude war, und wenn beim Gefechtsbild befohlen wurde: „Die deutschen Unteroffiziere sind verwundet und treten aus“, dann übernahmen Chinesen die Gruppen und kommandierten stolz: „Langsames Schützenfeuel“ u. s. w. Das „r“ können sie nicht aussprechen, also hieß es auch: „Der Feind nähelt sich, splungweise volwälts u. s. w.“

Die Uniform war eine graugelbe, der englischen ähnliche, die Kopfbedeckung chinesisch, sonst alles, Waffen, Lederzeug u. s. w. deutsch, nur: „Der Zopf hängt jedem hinten!“

Ich bin überzeugt, unter deutschen Führern wären diese Chinesen im Ernstfall gut zu gebrauchen, falls sie nicht von ihren Familien zurückgerufen werden und dann einfach durchbrennen.\*) Ebenso existiert auch eine deutsch-chinesische Reiterabteilung von vorläufig 20 Mann, die noch um 30 vermehrt werden soll. Bei einem lustigen Frühstück bei Frau von Schoeler führten uns Leute der Kompagnie chinesische Tänze und Deklamationen vor. Es war dies ein Zeichen, wie wohl sich die bezopften Söhne des himmlischen Reiches unter dem deutschen Kommando fühlten, und dann gab es mir Gelegenheit, zu beobachten, wie gut einer der dolmetschenden Unteroffiziere chinesisch sprach. Er wurde von dem ebenfalls chinesisch verstehenden Oberleutnant kontrolliert.

Bei dem weiten Ritt um den Heinrichsberg erkannte ich, daß in unserem Gebiet der Boden fast überall lehmreich und fruchtbar ist. Also auch in dieser Beziehung war der Griff ein guter.

In den nächsten Tagen besichtigte ich die schon sehr weit vorgeschrittenen Arbeiten der beiden vorzüglich gelegenen Häfen, am häufigsten aber war ich im Villenviertel.

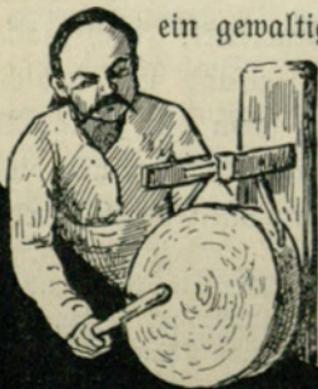
Sowohl, lieber Leser: Villenviertel! Und nicht nur das, auch: „Badestrand“. Im gesund und hübsch gelegenen Villenviertel, in welchem schon vier fertige Villen standen, mit prächtiger Aussicht auf das Meer und die vorliegenden Inseln und Buchten, wohnten der Gouverneur,

\*) Das geschah leider während der Wirren mehrfach und machte eine gute Verwendung der Kompagnie illusorisch; sie wurde daher später wieder aufgelöst. Jetzt verwendet man Chinesen nur noch im Polizeidienst, hier aber mit gutem Erfolg. D. B.

Hauptmann Freiherr v. L. und andere Herren, und überall verbrachte ich reizende Stunden.

Der Badestrand, an dem im Sommer unter den Klängen der Musik des Seebataillons schon fleißig gebadet wird, könnte nicht besser gelegen und günstiger sein. Ich sehe voraus, daß sich hier mit der Zeit ein deutsches Seebad ersten Ranges, ein Norderney oder Borkum des Ostens entwickelt. An das Bad reiht sich die Rennbahn an, so daß auch dem Sport reichlich Rechnung getragen wird.

Ich schloß mit der Ersteigung eines der Signalberge bei der Salutatterie. Ein entzückender Umblick lohnte die kleine Mühe. Vor mir lag die entstehende Stadt mit der Reede, bedeckt mit kleinen Dampfern, Dschunken und Sampans. Weiter außen erschienen die weißen Leiber der Kriegsschiffe, daneben die kleine Insel Arkona und dahinter die zackigen Spitzen der Berge auf der Halbinsel Evelyn und der Gebirge westlich davon. In meinem Rücken ragten die wildromantischen Felspartien des Heinrichsberges und des Lauschan-Gebirges in die Höhe, und über allem ruhte ein leichter lila Dunst. Dort im Westen und Norden breitete sich ein gewaltiger, violetter Spiegel aus, die



Bucht von Kiautschou. Mir gegenüber verschwand jetzt der mächtige Himmelsrubin hinter den Zacken des Sichan; Abendstimmung lag über Meer und Land, über dem ganzen deutschen Gebiet. —



Von China  
nach Japan, Nagasaki,  
Kobe und Hiogo.

Sechs Wochen lang habe ich nun in China Land und Leute beobachtet, meine vorausgegangenen theoretischen Studien vervollständigt und berichtigt und mir eine Reihe von Erfahrungen gesammelt. Wenn ich die gleiche Mühe und Zeit zur Erforschung eines europäischen Landes ohne Museen und Galerien u. dgl. verwende, so kann ich behaupten, einen guten Einblick in die Eigentümlichkeiten dieses Landes und in den Charakter seines Volkes gewonnen zu haben.

Das ist hier in China keineswegs der Fall. Ich habe eigentlich nur gesehen, wie es in verschiedenen Städten Chinas aussieht, ich habe viel Neues beobachtet und kennen gelernt, aber ich bin weit entfernt, glauben zu dürfen, ich hätte einen Blick in die Seele des chinesischen Volkslebens

getan. Schriftsteller, welche dies nach so kurzer Reise behaupten und dann schreiben: „Der Chinese ist so und so“, täuschen sich und ihre Leser.

Ich habe fast keine Ahnung von der Bedeutung der meisten tiefer liegenden chinesischen Sitten und Gebräuche, weil sie zu verschiedenartig sind, weil es niemand gibt, der sie genau kennt, und weil der Chinese selbst theils aus Hochmut, theils aus Fremdenhaß und theils aus Indolenz uns nichts mittheilt! Und wie verschieden wird dieses Volk noch von Leuten, welche schon Jahrzehnte unter ihnen leben, beurteilt! Man sagte mir, und ich sah es selbst in Kanton, Schanghai und anderen Orten, daß es keinen fleißigeren Menschen geben könne als den chinesischen Arbeiter.

„Nicht die Spur“, entgegnete mir ein Landsmann auf diese Behauptung. „Sie sind die faulste Bande, die es gibt. Ich beschäftige schon fünf Jahre lang zahlreiche Kulis beim Zunähen der Mehlsäcke. Wenn ich nicht einen europäischen Aufseher daneben stelle, so nähen sie die Säcke statt mit kleinen Stichen, nur mit drei oder vier großen zu, so daß alles Mehl herausfällt, oder sie tun überhaupt nichts.“

Man gab mir bald eine Erklärung dieser auffälligen Ansicht: Es arbeiten die Chinesen im Tagelohn oder nach dem Stück eben sehr verschieden.

Man sagt, der Chinese sei feig. „Nein“, behaupten andere, „er kennt keine Todesfurcht.“ Was die verschiedenen Zeremonien bedeuten, erklärt jeder Chinese anders, und was z. B. eine Theatervorstellung sagen will, weiß, wie ich glaube, kaum ein Duzend von ihnen genau, und die europäischen Schriftsteller, welche ganze Dramen gesehen

haben wollen, besitzen viel Phantasie. Das allein scheint mir das Richtige, was mir Baron v. d. Goltz, unser damaliger Dolmetscher und jetziger Legationsrat an der Gesandtschaft in Peking, sagte: „Man muß 6 Wochen in China sein, um eine Idee vom chinesischen Leben zu bekommen, und 30 Jahre, um die Chinesen gründlich kennen zu lernen.“ Also ich habe auch nur eine Idee bekommen, und mehr konnte ich nicht schildern.

Nur soviel scheint nach allem, was ich sah und hörte, klar zu sein: „Der Chinese ist im allgemeinen — lokale Verschiedenheiten ausgenommen — beim Handel im großen Geschäftsleben durchaus zuverlässig, im Kleinhandel ein Fuchs, bei der Arbeit nach Stück eine Biene, im Tagelohn ein Faultier, sonst hochmütig, sehr schmutzig, insymptomatisch, aber in religiöser Beziehung tolerant, meistens bescheiden und sehr genügsam, und darum überall eine wirtschaftliche Gefahr, wo es auf billige Stückarbeit ankommt. Überhaupt muß man ihn immer sehr ernst nehmen und darf ihn ja nicht unterschätzen.

Diese und noch manche andere Lehre habe ich mir aus den Erfahrungen meiner Chinareise gezogen. —

Nun geht es nach Japan und zwar zur Kirschenblüte. Der erste Eindruck ist gut. Das Schiff, auf dem ich jetzt fahre, die „Amerika Maru“ der japanischen „Toyo Kisen Kaisha“, entspricht allen Anforderungen eines modernen Passagierdampfers, läuft 14 Knoten und übertrifft an Ausstattung und anderen Annehmlichkeiten alle englischen Schiffe, die ich kennen lernte. Freilich ein „Norddeutscher Lloyd-Dampfer“ ist sie nicht. Man muß aber nicht immer mit dem höchsten Maße messen. —

Gegen 4 Uhr nachmittags tauchte die japanische Küste auf, und von 6 Uhr an begann die wunderhübsche Einfahrt in die Bucht von Nagasaki. Hier fand ich alles, was ich durch Bücher und Bilder vorher kannte, vollauf bestätigt, eine ungemein liebliche Landschaft, eine Art von Fjord, umgeben von grünen Inseln und Halbinseln, von Felswänden und Klüften, von Dörfern, üppigen Feldern, hellen Wiesen und Bambuswaldungen.

Großartig ist das Bild keineswegs, aber ein lieblicheres kann man sich kaum denken. Dabei erscheint alles bei Land und Leuten anders wie bei uns. Die Schiffer rudern auf eine uns fremde Art, die Boote und Sampans sehen anders aus, die Häuserchen erscheinen wie Spielzeug, die Menschen sind so klein, selbst die Bäume haben andere Formen, und der Bambus ist kein Busch, sondern ein Baum. Felsen habe ich gesehen, welche mir vorkamen, als ob sie mit frischem Stroh gedeckt seien, bis ich erkannte, daß sie oben hellgelben, unten und an den Seiten dunkelgrauen Stein hatten. Also alles erschien mir neu, nur der Himmel und die See haben die gleiche dunkelblaue Farbe wie im Jonischen, im Tyrrenischen Meer oder nördlich des Polarreises. Wir sahen bei der Einfahrt noch einige glänzend erleuchtete Dampfer, dann wurde es dunkel, und das donnerartige Dröhnen des Gongs rief zum Dinner.

Ein sonderbares, abermals ganz neues Bild überraschte die Reisenden nach der Tafel. Hunderte von Menschen, etwa ein Drittel Männer und zwei Dritteile Frauen und Mädchen waren beschäftigt, Kohlen in unsere „Amerika Maru“ zu verladen. Es war staunenswert, wie geschickt und fleißig diese kleinen, oft zierlichen Frauen und

die wie Puppen erscheinenden Mädchen arbeiteten. Sie standen dicht nebeneinander, oder hockten auf den Leitern übereinander und reichten sich mit maschinenmäßiger Genauigkeit die Kohlenkörbe. Ein solcher Korb schien förmlich zu fliegen. Eine besonders kräftige Frau leerte ihn oben in dem Schiffsraum, und ein Kind warf die leeren Körbe wieder zurück in den Kohlenleichter. Das dauerte die ganze Nacht ununterbrochen und noch den folgenden Vormittag. Wir hatten 1800 Tonnen Kohlen eingenommen.

Noch am ersten Abend fuhr ich mit zwei Bekannten an Land. Nagasaki sah bei Laternenbeleuchtung sehr originell aus. Alle Läden waren noch offen, Frauen und Männer saßen davor, und überall hörte man lustiges Plaudern und Lachen. Wir gingen durch einen Bazar, dessen sonderbare, aber praktische Anordnung ich für eine Nachahmung empfehle. Man tritt ein und wandelt dann in einer Art von Irrgarten zwischen den ausgebreiteten Verkaufsgegenständen immer fort, ohne einen Ausweg zu finden, ohne zurückkehren zu dürfen, bis man endlich neben dem Eingang wieder herauskommt. Wenn man auf solche Weise das Warenhaus Wertheim angeordnet hätte, würde mancher noch mehr kaufen, als er anfangs beabsichtigte; denn man sieht so viel Verlockendes, daß man kaum widerstehen kann. Es ging mir in Nagasaki ebenso.

Am 20. April stand ich schon früh 6 Uhr auf dem Deck und wurde durch ein im höchsten Maße packendes Bild belohnt. Der kaum 800—1000 Meter breite, aber etwa 5 Kilometer lange Hafen lag in prächtiger Morgenbeleuchtung vor mir. Er ist schwer mit einem anderen zu

vergleichen. Mit Hongkong? Da sind die Berge höher, die Wasserflächen größer. Mit dem Bosphorus? Der hat seine unvergleichlichen Moscheen und Paläste, sonst wäre das Landschaftliche hier am ähnlichsten. Also Nagasaki ist allein in seiner Art, reizend, idyllisch und für uns Europäer etwas ganz Neues. Der Hafen als solcher ist nicht groß, kann aber nicht besser und geschützter sein, als er es ist. Es lagen hier drei deutsche Kriegsschiffe, die „Gertha“, „Irene“ und der „Jaguar“, dann zwei russische, zwei französische, ein englisches und ein amerikanisches. Mit großem Stolze zeigten wir Deutsche den übrigen Reisenden unsere schönen Panzer. Nun brachte uns die Launch der Dampfschiffahrtsgesellschaft an das Land, wo eine Masse von Rikschamännern sich auf die Reisenden stürzte. Ehe ich mich recht umsah, war ich in ein so kleines Ding verladen, ein Rikschamann spannte sich vor, ein anderer schob nach, und es ging los. „Wohin?“ Sie fragten japanisch, aber es wird das wohl bedeutet haben.

„D'Suwa“. Es ist dies der berühmteste Schinto-Tempel Nagasakis, den man vor allen anderen sehen muß.

In Japan gibt es drei Religionen. Erstens den Schintoismus (d. h. der Weg der Götter), ein Mittel Ding von Naturreligion mit vielen Göttern — als obersten die Ama-terasu, Göttin der strahlenden Sonne —, vermengt mit einem Ahnenkultus, ähnlich wie in China. Zweitens den von China eingeführten Buddhismus und drittens ein Gemisch aus beiden, den Kyobu-Schinto. Außerdem sind viele Vornehme und Gelehrte Anhänger der chinesischen Morallehre des Confu-tse.

Im allgemeinen zeichnen sich die Schintotempel durch

Einfachheit, vorgelegte Tore (torii) und eine Anzahl von Steinlaternen, die Buddhistentempel dagegen durch reichere Ausstattung und viele Kostbarkeiten aus.

Das ist in Japan ungemein anerkennenswert, daß man die Tempel immer auf möglichst schönen Aussichtspunkten erbaut und mit gut gepflegten Gärten oder doch Bäumen umgeben hat, um den Besucher vor dem Betreten der Tempel aus der Alltagsstimmung herauszureißen.

Um zum D'Suwa zu gelangen, mußten wir durch die ganze Stadt fahren. Da sah ich immer wieder Neues und Ungekanntes: Priester in schwarzen Talaren, den Kopf ganz in einer Art von Korb verborgen, bliesen auf Klarinetten und bettelten, Damen hatten statt schwarzer grellrote Schönheitsflecke auf die Wangen gemalt, in Schulen waren die Kinder zu Reigenspielen versammelt, beladene Büffel und Pferde zogen durch die Straßen, ein weißgekleideter Zeitungsverkäufer rief nicht nur aus, sondern trug auch eine Klingel an sich, die bei jeder Bewegung läutete, und noch manches andere, was dem Europäer ganz neu ist.

Die Kleidertracht von Männern und Frauen auf der Straße ist meist dunkel gehalten, nur bei den Obis, d. h. den großen Rückenschleifen der Damen sowie bei jungen Mädchen und Kindern finden sich leuchtende Farben. In den Häusern selbst dagegen sieht man die prächtigsten, in allen Farben strahlenden Gewandungen. Wenn nur manche Japaner wüßten, wie lächerlich sie in teilweise oder ganz europäischen Anzügen aussehen! Sie sind an und für sich — ich meine die Männer, nicht die Frauen und Mädchen

— auffallend häßlich, das aber wurde durch ihr kleid-  
fames Kostüm etwas gemildert. Und nun entstellen sie  
sich und machen sich durch stückweises, oft auch ganzes  
Nachahmen unserer Tracht lächerlich. Gut, daß die Frauen  
und Mädchen nicht auch daran denken, sich europäisch zu  
kleiden. Schon in Nagasaki sieht man, daß die Japanerin  
im allgemeinen zierlich, sehr graziös und niedlich ist, und  
mir gefällt auch ihre durchschnittlich ungemein sorgsam ge-  
machte Frisur besser als manche Haartour à la Wahnsinn  
unserer Damen. Reizend für mein Empfinden ist bei den  
einfacheren und unteren Japanern beider Geschlechter ihre  
lustige, heitere und wenigstens in Verkaufsläden sehr liebens-  
würdige Verkehrsweise. Alle lange in Japan lebenden  
Europäer erklären aber, es sei dies nur ein äußerer Firnis  
und die höheren Klassen seien sehr unsympathisch. Nun,  
ich werde sie ja noch genauer kennen lernen. Bis jetzt  
bestechen mich noch ihr reizendes Land und ihre freund-  
lichen Umgangsformen.

Ich machte einen sehr lohnenden Ausflug nach dem  
8 Kilometer entfernten Fischerdorf Mogi. Im Nischa-  
ging es in einem vortrefflich bebauten Tal aufwärts über  
eine Höhe, die sehr fesselnde Aussichten bot, und dann  
durch ein anderes romantisches Tal hinab nach dem male-  
rischen Meerbusen von Mogi und dem dortigen Fischerdorf.  
Abgesehen von den wirklich fesselnden Bildern der Land-  
schaft überraschte mich auch die Reinlichkeit des Dorfes, der  
Leute, Häuser und selbst der Boote. So sauber sieht es  
in den Fischerdörfern an der Nord- und Ostsee nicht aus.

Einen sehr schönen Abschluß fand mein Aufenthalt  
in Nagasaki auf unserem deutschen Panzer „Gertha“, wo

die Liebenswürdigkeit der Herren mich in der Offiziermesse so lange fesselte, daß ich beinahe die rechtzeitige Rückkehr auf meine „Amerika Maru“ versäumte. Aber es ging gerade noch, wir dampften 6 Uhr abends ab, hatten eine brillante Ausfahrt zwischen den verschiedenen Kriegsschiffen und Dampfern hindurch und sahen nochmals den ganzen Hafen und die Bucht von Nagasaki bei günstigster Abendbeleuchtung so schön wie nur möglich. Es war ein unvergeßlicher Anblick und, ich muß es wiederholen, der erste Eindruck, den Japan auf mich machte, konnte nicht besser und packender sein.

Am nächsten Morgen früh 5 Uhr stand ich schon wieder auf Deck, um die Einfahrt in die Suo Nada, in die Innenlandsee, bei Schimonoseki zu sehen.

Es hat sich das Frühaufstehen sehr belohnt, denn diese Wasserstraße ist gewiß eine der lieblichsten auf unserer Erde. Mitten in der nur 400 Meter breiten Enge dampften wir langsam dahin; grüne Berge, Wälder, Dörfer, Felder und Wiesen, ein Bild anmutiger wie das andere, zogen an mir vorbei, und meine Gedanken wanderten — nach meinem lieben Starnberger See in der Heimat. Ich bilde mir ein, der sei doch noch schöner als die Straße von Schimonoseki, aber das mag eine einseitige Anschauung sein; es ist eben dort im fernen Westen das Vaterland und hier nur eine schöne Gegend.

Die „Amerika Maru“ fuhr in die weite Inlandsee ein zwischen den japanischen Hauptinseln Kjuschiu, Schikoku und Hondo hindurch. Ja bin ich denn durch die Nada, durch die japanische Inlandsee gefahren oder durch den

Hardanger-Fjord in Norwegen? Gleich bezaubernd sind beide. Der Unterschied ist nur der, daß der Fjord seine Gletscher und eisbedeckten Bergspitzen hat, und die Inlandsee ihre Hunderte von Inseln, und daß in der Nähe gesehen alle Details anders erscheinen. Der Inselreichtum in diesem japanischen Binnenmeer bietet eine unglaubliche Fülle von wechselnden Bildern, und jedes einzelne ist entzückend. Tausende von Dschunken, Segelbooten und Fischerkähnen beleben das Wasser, Dampfer ziehen hin und her, das Grün der Wälder und Felder, das Gelb der Felsen, Grau der Häuser, Weiß der Segel, Blau des Meeres und des Himmels passen wunderbar zusammen, so daß man mit Recht sagen kann, eine schönere Meerfahrt als durch die japanische Inlandsee gibt es nicht. —

Ich habe jetzt auch Kobe gesehen, und noch immer kann ich es nicht begreifen, was mir ausnahmslos jeder Europäer sagt, der lange im Osten verweilte, daß die Japaner ein unangenehmes, aufgeblasenes, oberflächliches und falsches Volk seien. Freilich um solche Eigenschaften kennen zu lernen, muß man sie gründlicher studieren, als es bei einer Touristenreise durch Japan von fünf bis sechs Wochen möglich ist. Ich unterliege noch dem äußeren Schein, und der ist ein sehr bestechender. Jedermann der unteren Kreise ist freundlich und sehr höflich, die Straßen fallen nach denen von Schanghai (City) und Kanton durch ihre Reinlichkeit auf, die Leute kleiden sich malerisch und gut, die Frauen und Mädchen sind beinahe so hübsch und graziös wie die Birmaninnen, und man hat keine wahre Freude daran, zu beobachten, wie vergnügt und glücklich selbst einfachere Leute in der freien Natur sind, wie sie

sich an der wirklich wunderbaren Blütenpracht der Kirschbäume ergözen, und wie kindlich alt und jung sich an Spielen im Wald und auf Plätzen unterhält. Also ich muß wiederholen, trotz aller theoretischen Vorbereitung und trotz aller Beeinflussung war der erste Eindruck, den Japan in den Städten Nagasaki und Kobe auf mich machte, ein durchaus sympathischer. Aber ich gebe zu, ich sah bis jetzt ja nur oberflächlich, und mit mehr Erfahrung ändert sich vielleicht diese auf äußerem Schein beruhende Ansicht.

Kobe liegt wiederum sehr hübsch; wäre ich nicht durch Nagasaki so sehr verwöhnt, so würde ich sagen reizend. Die nicht bedeutenden, aber ganz bewaldeten Höhen treten bis etwa auf  $1\frac{1}{2}$  Kilometer, an manchen Stellen noch näher an die Inlandsee heran, und auf dem schmalen Streifen dazwischen dehnt sich die Stadt mit ihren 183000 Einwohnern aus. Die Straßen des Settlements sind breit und mit hübschen Villen bebaut, aber auch die Japanerstadt hat freundliche und reinliche Straßen. Es fällt nur auf, daß man nirgends hohe, stattliche Gebäude, sondern meist niedere Holzhäuser sieht. Diese Bauart ist durch die Angst der Japaner vor den vielen Erdbeben begründet. — In den Verkaufsläden sieht man allerliebste Sachen, z. B. kostbare Satsuma-Porzellane, Lackarbeiten und Bronzen, und ich bedauere nur, daß mein eigener Finanzminister so oft ein strenges Veto einlegt, wenn ich für meine Bekannten oder mich etwas besonders Schönes kaufen möchte.

Ich besuchte den Schintotempel Kuta. Wieder eine allerliebste Anlage mit verschiedenen Torii, Galerien,

Nebentempeln, vielen Steinlaternen u. s. w. Vor dem einen Vortempel hatte man auch zwei große chinesische Granaten aufgestellt, die im Kriege 1895 erbeutet wurden.

Von da fuhr ich nach dem berühmten Wasserfall von Nunobiki. Dieser ist als solcher zwar recht unbedeutend, aber er liegt in reizender Gegend, man sitzt sehr nett vor ihm in einem japanischen Theehaus, und niedliche Mesams, d. h. kleine japanische Kellnerinnen, bedienen uns unter fortwährendem Lachen und Knixen. Man kommt sich wie unter heiteren Kindern vor und lacht mit.

Viel interessanter waren die heißen Bäder von Suwayama und die dortige Aussicht auf die Stadt. In den Bädern besichtigte ich mehrere Bassins, in denen alt und jung durcheinander badete. Bei einem Bassin schlug man mir schnell die Tür vor der Nase zu, aber ich hatte schon einen Blick hineingeworfen, und das Richern und Lachen bestätigte mir nur, was ich schon wußte. Nun in Japan nehmen so etwas Frauen und Mädchen nicht so böß auf.

Die Aussicht von der Suwayamahöhe ist sehr schön. Die ganze Stadt, das Meer und die Küste rechts und links lagen von der Abendsonne beleuchtet vor mir, und die blühenden Kirschen- und anderen Obstbäume gaben dem entzückenden Bild etwas ungemein Liebliches. Sehr reizend war es auch, daß Hunderte von Japanern und Japanerinnen mit mir sich an dem packenden Bild erfreuten und völlig in den Anblick desselben versunken waren. Das hat mich wiederum für diese Leute eingenommen.

Am folgenden Tag fuhr ich nach Hiogo in den Hofukuji-Tempel und sah dort einen der großen Daibutsu,

so nennt man hier Buddha. Die Figur ist etwas über 11 Meter hoch, aus Bronze und macht, umgeben von kleinen Tempeln, niederen Häusern u. s. w., einen imponierenden Eindruck. Man kann hineintreten und steht dann in einer kleinen Buddhistenkapelle, in der sich aber auch Symbole der Schinto-Religion befinden, z. B. zahlreiche runde Metallspiegel. Toleranz in jeder religiösen Beziehung ist ein Hauptcharakterzug der Japaner; darin könnten wir Europäer sehr von ihnen lernen. Um den Daibutsu herum hat man wieder Inschriften aufgehängt, andere Bronzefiguren aufgestellt und auch eine Nachbildung des Hauptberges von Japan, des Fuji, errichtet. Es sind wirklich naive Kinder, diese Japaner, und wenn man nur oberflächlich mit ihnen in Berührung kommt, kann man ihnen nicht gram sein, wenigstens nicht den einfacheren Leuten.

Ich kehrte durch die Hauptstraße, die Motomachi, nach meinem Hotel zurück und freute mich wiederholt über das freundliche Wesen der Menschen. Aber noch mehr entzückten mich die allerliebsten Kunstgewerbefachen, welche ich sah. In den besseren Läden fand ich Satsuma Porzellane, wie ich in Europa sie nur in Museen erblickt hatte; doch sind sie sehr teuer. Man lernt schnell die nachgemachten billigeren Stücke von ersteren unterscheiden. Schade, daß auch der Japaner teilweise seine hohe kunstgewerbliche Fertigkeit vernachlässigt, um für den europäischen Markt billigere und schlechtere Ware zu liefern. Ähnlich ist es mit den Lackarbeiten. Ich sah heute tadellose, herrliche Stücke von hohem Wert und ebenfalls schlechte Schleuderware. Nun ist es mir auch klar, warum

die Japaner die Bäume so sonderbar zeichnen. Weil ihre Bäume so krumm und knorrig aussehen und für die verhältnismäßig starken Stämme und Äste so wenig Blätter und Nadeln haben. Man erkennt erst hier, mit welcher Liebe zur Natur die japanischen Künstler beobachten und dann ausführen. Hier und da lieben sie etwas phantastische Ausschmückungen, aber im allgemeinen arbeiten sie sehr realistisch, so, wie sie sehen. Ihre Stärke liegt eben in genauer, ja pedantischer Ausführung, nicht im genialen Entwerfen. Gestern wurde mir eine Satsumaplatte gezeigt, auf der ich mit einem Vergrößerungsglas wunderbar ausgeführte Figuren erkannte. Aber ein großes, flottes Gemälde habe ich noch nicht entdeckt, doch das kommt vielleicht noch. Holzschnitzereien und Seidenstickereien sah ich von entzückender Genauigkeit; letztere aber waren in Schanghai und Kanton doch noch feiner. Am meisten nach unserem Geschmack ausgeführt sind die neueren Bronzen. Ich soll in Tokio noch bessere sehen und werde sie dann schildern; schon jetzt aber kann ich sagen, daß man hier im Lande selbst doch viel mehr und bessere japanische Arbeiten findet als — ausgenommen große Orientbazare wie Rex, E. Stangen und ähnliche — bei uns zu Hause. Man erkennt daraus, daß man in Europa die billigere Massenware vorzieht, während hier noch auf einige wenige, aber kostbare Stücke Wert gelegt wird. Eine Überraschung war es mir, daß diese prächtigen Porzellan-sachen fast alle nicht mehr in Satsuma selbst, sondern meist hier in Kobe und in der Umgegend gemacht werden.

Den Abend brachte ich im deutschen Klub zu. Wie überall bei den Landsleuten ward ich auch hier auf die

liebenswürdigste Weise aufgenommen und verlebte dort einige recht vergnügte Stunden. Auch in Kobe und Hiogo habe ich nur angenehme Eindrücke vom japanischen Leben erhalten, und ich bin wirklich neugierig, wann ich in die Klagen über das Reich der aufgehenden Sonne miteinstimmen kann? Vorläufig verträgt es sich nicht mit meiner Ansicht von gewissenhafter Berichterstattung.





Osaka,  
Nara und Kioto.

Seine überraschend gut kultivierte und reiche Gegend ist es, durch welche die Bahn von Kobe nach Osaka (sprich: Osäkä) führt. Noch nirgends, außer auf Java, habe ich gesehen, daß man Raps oder Gerste so sorgsam in Reihen auf kleine Dämme setzt und Wasserrinnen zwischendurch zieht, wie in Japan, wo jeder Fleck Erde verwertet ist. Nur die Berge sind kahler wie auf jener tropischen Insel. Etwas ganz Neues waren mir die unter den Flüssen hindurchführenden Tunnels. Man hat jedenfalls schon vor vielen Jahrhunderten, vielleicht Jahrtausenden die Wildbäche und Gebirgsflüsse eingedämmt. Sie brachten Sand mit, erhöhten dadurch ihr Bett und mußten immer höher eingedämmt werden, so daß sie jetzt häufig 8 und 10 Meter über der kultivierten Ebene liegen. Die Bahn ist nun

einfach vermittelst Tunnels unter ihnen hindurchgeführt. Hier sieht man auch, daß die Japaner im Reklamewesen uns Deutschen weit voraus sind. Das haben sie von den Amerikanern gelernt. Zu beiden Seiten der Bahn stehen Reklameschilder in allen nur möglichen Arten. Man hat mitunter sehr günstig als Hintergrund für die ausgeschnittenen roten Buchstaben grüne lebende Hecken genommen, oder hat mit mächtigen, weißen Buchstaben Bergabhänge bedeckt u. dgl. m. Auch die Firmenschilder in den Städten sind sehr mannigfaltig. Oft sind die Namen in Gold oder Schwarz auf naturfarbige Bretter oder Wurzelstöcke von groteskster Form geschrieben oder in modern-naturalistischer Weise gemalt.

Von Osaka hat man zuerst einen ähnlichen Eindruck, wie wenn man sich Chemnitz oder einer anderen Fabrikstadt nähert: Eisene Brücken, Telephonleitungen, Kamine, Rauch und Qualm. Ich begreife gar nicht, daß man hier die Straßen so rein erhalten kann. Sie sind zwar eng, machen aber einen freundlichen Eindruck, da man aus Furcht vor Erdbeben keine hohen, massiven, sondern leichte, hölzerne Wohnhäuser baute; erst die neueste Zeit hat große Quaderbauten entstehen sehen. Im Nifscha durchkreuzte ich die eine halbe Million Einwohner zählende Stadt und holte mir zunächst auf dem Munizipium den Erlaubnisschein zum Besteigen der alten Burg der Schogune. Letztere waren eine Art von Statthalter des Mikado, hatten sich aber jahrhundertlang die ganze Regierungsgewalt angeeignet. Der Mikado wurde für geheiligt erklärt, durch Etikettevorschriften in seinen Prunkpalästen festgehalten, in Wirklichkeit aller Gewalt entkleidet und führte mit seinem Hofadel, den Kuge,

eine Art von Schlaraffenleben in einem goldenen Käfig. Erst im Bürgerkrieg des Jahres 1868 wurde der letzte Schogun Hitotsubaschi endgültig besiegt und verzichtete nun auf jede Teilnahme an der Regierung. Der jetzige Mikado herrscht seitdem nach dem Beispiel europäischer Monarchen.

Auf einem etwas erhöhten Platz liegt das alte Schogun-Schloß. Es ist von gewaltigen Mauern, tiefen, wassergefüllten Gräben und dicken Wällen umgeben, und ein mächtiges Bronzetur verßperret den Eingang. Ich kam an zwei Infanteriewachen vorbei, mußte dort meinen Schein stempeln lassen, wurde sonst aber nicht im geringsten belästigt. Die verschiedenen die einzelnen Höfe umgebenden Mauern sind von gewaltiger Stärke. Steine von über 10 Meter Länge und 4 Meter Höhe sind cyklopisch über einandergelegt und außen glatt abgemeißelt. Wenn diese Mauern auch noch lange nicht die von Baalbek erreichen, so erinnern sie doch etwas an jene riesenhaften Bauwerke. Durch verschiedene Durchgänge kam ich zum Hofe, in dem das 1868 abgebrannte eigentliche Schloß stand. Jetzt befinden sich dort niedere Holzbauten, welche als Militärbureaus und Kasernen eingerichtet sind und keinerlei Interesse bieten. Aber die Aussicht vom höchsten Teil des Schlosses, von der sogenannten Plattform aus, ist lohnend. Die ganze Stadt, das Flußthal des Jodogawa, die Küstenlandschaft bis Kobe und andererseits Katsuragi sowie die Berge des Kongo-san und Yamato und die Inlandsee liegen vor dem Beschauer.

Ich fuhr nach der Münze. Dort sah ich das Prägen aller möglichen Geldsorten und freute mich über die strahlenden Gesichter japanischer Besucher, besonders junger

Frauen und Mädchen, wenn sie die Haufen neuentstandener Gold-, Silber-, Nickel- und Kupfermünzen bewunderten. Es ist eine sehr praktische Einrichtung, daß jedermann ohne Erlaubnißschein die hinter Fenstern stattfindende Fabrikation beobachten kann.

Nun besuchte ich eine gerade eröffnete Kunstgewerbeausstellung. Es war genau wie bei uns. Viele reizende, schöne Dinge, hier besonders in Lack und Bronze, daneben aber in Malereien für Wandschirme, außer einzelnen sehr schönen Sachen, auch ein Zeug, daß einem die Haare zu Berge stehen können. Immerhin, bis zu grünen und lila Schweinen oder blauen Baumstämmen und anderen außerirdischen Dingen scheinen es die modernen Japaner doch noch nicht gebracht zu haben; wenigstens sah ich hier solche abgeschmackte Unnatürlichkeiten nicht.

Am Nachmittag besuchte ich die Tempel. Im beliebtesten Schinto-Tempel Temmanagu arbeitete eine weißgekleidete Frau mit Palmenwedeln in etwa 20 überglühenden Kohlen stehenden Wasserkesseln nach dem Takt der Musik herum und sprengte dann Wasser gegen den Tempel und über die Menge. Als sie fertig war und wegging, drängte sich das Publikum heran und wusch sich mit diesem Wasser. Sie hatte es auf rituelle Art geweiht. Um den aus dem 10. Jahrhundert stammenden Tempel herum sind eine Menge kleiner Nebentempel, mit Inschriften versehene heilige Steine, Holzinschriften, Steinlaternen u. s. w. aufgestellt. Das heilige weiße Pferd hat hier seinen Stall und wird durch Futter, welches die Gläubigen kaufen, ziemlich kümmerlich ernährt. An die Tempelanlage schließt sich ein Garten mit einer wunder-

baren Glycinienlaube und einem Teich, der Hunderte von Schildkröten birgt. Im Innern ist aber der Tenmanagu ebenso einfach und schmucklos wie alle Schinto-Tempel und sticht daher sehr von den reicher ausgestatteten Buddhistentempeln ab. Hier in Osaka sind aber auch letztere nicht besonders glänzend; nur der Nishi-Hongwanji hat ein schön geschnitztes Tor — besonders gut gelungen sind die Chrysanthemem — und der Higashi-Hongwanji ein hohes, reiches Gebälk.

Damit sind die Sehenswürdigkeiten von Osaka erledigt, und es genügt daher ein einziger Tag zur Besichtigung dieser Stadt, wenn man nicht die Geschützgießerei oder verschiedene Fabriken besuchen will. Eine neue interessante Gegend sieht man bei der Fahrt nach Nara. Sie erinnert so lebhaft an Thüringen, daß man nach Details ausschauen muß, um zu glauben, daß man durch Japan reist. Im Kawachi-Gebirge sehen die Waldungen, die Abhänge, der Fluß, ja sogar aus der Ferne betrachtet auch die Dörfer so urdeutsch aus, daß man wirklich eine Stunde lang einer hochwillkommenen Täuschung unterliegt.

Sie endet beim Heraustrreten der Bahn aus den Bergen. Eine so vorzüglich bewirtschaftete Ebene wie hier haben wir leider in ganz Deutschland, ja ich glaube in ganz Europa nicht; mit ihr kann nicht einmal die kapuanische Ebene wetteifern. —

Nara! Welch ein ungeahnter Genuß wurde mir in diesem Städtchen, dessen Namen ich vor Beginn meiner Reise gar nicht kannte, zu teil! Es ist der poetischste, der mit geheimnisvollstem Zauber umgebene Ort, den ich im ganzen Lande kenne. Kein Wunderwerk wie der Tadsch

Mahal in Agra ist hier errichtet; was die Menschenhand geleistet, ist zu klein oder zu massig, um schön zu sein, aber die Natur und Werke menschlichen religiösen Glaubens haben sich vereint, um eine idyllische, unendlich fesselnde Wirkung zu erzielen und die Sinne des Besuchers völlig einzunehmen.

Ich stand früher oft bewundernd vor den wenigen alten Cypressen der Villa d'Este in Tivoli und im Giardino Giusti in Verona. Einzelne sollen dort 500 Jahre alt sein, hier aber wandelte ich in einem Park von ungezählten 900, 1000, 1200 und mehr Jahre alten Cypressen, Kryptomerien, Pinien, Cedern, Eichen und roten Ahornbäumen. Wiesenflächen gestatteten Durchblicke, und überall, nach Hunderten, zogen Edelhirsche und Damwild auf und ab. Da stößt man auf kleine, von Felsen umgebene Teiche, dort rauscht ein tief eingeschnittener Bach und bildet kleine Wasserfälle, und nach verschiedenen Richtungen führen ausgezeichnet erhaltene, aber von keinem Sonnenstrahl erleuchtete Straßen unter dem grünen Dom der Baumriesen dahin. Neben diesen stehen zu Tausenden theils mit Moos bedeckt und, deutlich erkennbar, aus grauer Zeit stammend, theils neuer gefertigt, die japanischen Steinlaternen und mit Inschriften bedeckten Steine. Im Dürster dieses unvergleichlichen Parkes stieg ich leicht bergan. Ich kam durch mehrere Thorii und trat in den Bereich der Tempelanlagen von Kasuga no Miya. Das glaube ich gern, daß dieser einer der ältesten und berühmtesten Schintotempel Japans ist. Immer beschattet von den uralten Bäumen, dehnen sich lange, rote Säulenhallen aus, kleine Tempel stehen dazwischen, dann kommt eine jetzt wunderbar aussehende,

neunhundertjährige, blühende Glycinienlaube, daneben steht ein 700 Jahre alter, prächtig blühender Kamelienbaum, unzählige Laternen, hier auch von Bronze und ganz mit Patina bedeckt, dann Reste von abgestorbenen, mehr als 1500 Jahre alten Cypressen wechseln mit jungen, hellgrünen oder hochroten Ahornen; kurz, ein mystischer Zauberhain ist es, in den ich geriet. Leichter Regen hatte fast alle Besucher verschreckt, nur der Tritt der Hirsche, die zu mir kamen und um Futter bettelten, wurde hörbar. Ich bog um einen Tempel. In der Halle eines anderen — es sind meist kleine Säulentempel — saß ein weißgekleideter Priester. Der Führer sprach nur „Kagura dance“. Ich trat hinzu, zahlte einen Yen als Obolus und setzte mich vor die Tempelhalle. Ein alter und ein junger Priester erschienen und knieten sich nach vielen Verbeugungen auf den Boden. Vier reichgekleidete, stark geschminkte Mädchen kamen langsam aus einer verhängten Halle, der alte Priester begann monoton zu singen und mit zwei Bambusstäben den Takt zu schlagen, der junge blies auf einer Klarinette, und nun führten mir die Mädchen den alten religiösen Tanz der Schintoisten vor. Es waren ernste, gemessene Bewegungen, tiefe Verbeugungen u. s. w. Das Ganze, in einer solchen Umgebung mit ihrem uralten Gepränge, in der Stille des Waldes und der einsamen Tempel hatte etwas so Packendes, etwas so poetisch Mystisches, daß es mich tief ergriff. Es wehte eine wahre Andacht durch diese religiöse Zeremonie.

Ich besichtigte noch den Wakamiya-, den Ni-gwatsudo- und andere, in diesem herrlichen Park gelegene Tempel und betrat dann den des größten Daibutsu Japans.

Dieser Buddha ist über 16 Meter hoch und demgemäß so massig, daß er dadurch an Kunstwert verliert. Er sitzt in einem Tempel von entsprechender Höhe; eine prächtige Riesenbronzelaterne und zwei mächtige Torii stehen davor. Dieser wie der Buddhistentempel Kobufuji mit seiner hohen Pagoda und andere Tempel sind ja alle sehr interessant und schön, aber den Zauber des Kasuga no Miya mit dem Nymbus der vielen Jahrhunderte, die er gesehen, und die geheimnisvolle Macht seines über ein Jahrtausend alten Parkes erreicht keiner mehr. Der heutige Tag war der ergreifendste meiner ganzen Reise von Genua bis hierher, ausgenommen vielleicht die Stunde im Vollmondschein vor dem Tadsch Mahal.

Durch eine fast noch üppigere Landschaft wie bisher, durch große Theeplantagen, bewundernswert angelegte Reis- und Gerstenfelder und an prächtig blühenden Kirschbäumen und Glycinienlauben vorbei führte mich die Bahn weiter nach der berühmten Stadt Kioto.

Die Japaner nennen diese alte Residenz des Mikado auch die Tempelstadt, und mit Recht; denn so viele und so großartige Tempel hat keine andere Stadt des Reiches der aufgehenden Sonne. Zuerst aber benutzte ich die durch die Freundlichkeit unseres Gesandten in Tokio mir erwirkten Erlaubnisscheine zum Besuche der kaiserlichen Schlösser.

Der neue, vor 47 Jahren erbaute Mikadopalast besteht aus einer Menge von Holzhäusern, unterbrochen durch Gärten und Plätze, und nimmt einen Raum ein wie etwa das Berliner Schloß nebst Lustgarten, Museum, Dom, Zeughaus, Universität, Schinkelakademie, rotes

Schloß und Schloßplatz zusammen. Es befindet sich aber darin nicht ein einziges Möbelstück. Lange Gänge, Hallen, Zimmer reihen sich einförmig aneinander; alles ist tadellos reinlich, bietet aber wenig Interesse.

Ganz anders der 1569 erbaute Nijo-Palast. Außen hat er Befestigungen wie das Schogun-Schloß in Osaka und innen ist er ausgestattet mit prächtigen, vergoldeten und bemalten Schnitzereien an den Toren und Decken, mit einer japanischen, teilweise sehr schönen Kassettendecke, und überall mit altjapanischen Gemälden auf Goldgrund geschmückt.

Nun sollte ich die Tempel näher beschreiben, doch das würde ermüden. Sie sind großartig, und gegen die mächtigen geschnitzten Holztempel der Nishi- und Higashi-Hongwanji (Buddhistensekten) treten sogar die Klosterbauten von Mandalay in Beziehung auf Masse und architektonische Kunst zurück. Noch packender sind aber all die Tempel am Gebirge. Die Japaner suchen für ihre heiligen Bauten die schönsten Punkte der Gegend aus, umgeben sie mit herrlichen Parks und erhalten sie in bewundernswerter Reinlichkeit. Dann schmücken sie stets die ganze Umgebung der Tempelanlagen mit Steindenkmälern, Steinlaternen, hier auch mit vielen, manchmal kostbaren Bronzelaternen, großen Glocken, Brunnen-schalen u. dgl., und immer wird die Schönheit der Natur mit verwertet, um den Reiz der heiligen Orte noch zu erhöhen. Wenn man dann diese reinlichen, höflichen Japaner sieht, wie sie sich an ihren herrlich gelegenen Tempeln erfreuen, einige tiefe Verbeugungen ohne gesuchte Frömmerei machen und hierauf sich in unverkennbarer Freude an der Natur in den

Tempelparks ergehen, dann kann man ihnen nicht böse sein. Ich hätte zwar jetzt Grund dazu, denn schon zweimal mußte ich die japanische Unverläßlichkeit erfahren, aber ihr deutlich ausgeprägter Sinn für eine schöne Natur, ihre liebenswürdigen Formen, ihre Heiterkeit, Reinlichkeit und Ordnungsliebe nehmen für die oberflächlichen und unverläßlichen japanischen Kinder — so kommen sie mir vor — immer wieder von neuem ein. Ich hatte heute abend noch einen Blick auf die von der untergehenden Sonne beleuchteten Berge, auf den Fluß, die Stadt und die Ebene, wie er nicht prächtiger sein konnte. Kioto liegt entzückend.

Der nächste Vormittag zeigte mir vielerlei. Im Museum sah ich schöne alte und neue Figuren, darunter eine Statue der Mutter Buddhas aus dem 3. Jahrhundert vor Christi Geburt, die man ohne Scheu als betende Madonna in jede katholische Kirche stellen könnte, dann alte Bronzen, Malereien, Seidenstickereien u. a. Hierauf besuchte ich den hiesigen Daibutsu- und andere Tempel und schließlich die Landes-Gewerbeausstellung, in der sehr gute, moderne japanische Werke aller Art, besonders schöne Cloisonnés standen. Ferner unternahm ich den Ausflug nach dem Biwa-See, der in einer der reizendsten Landschaften Japans liegt. Alle Straßen Kiotos waren beslaggt, und als ich zur Bahn kam, hatte sich dort eine kaum zu durchdringende Menschenmenge angestaut. Ich erfuhr auch bald den Grund. Der Mikado fuhr durch Kioto, um nach dem Westen zu reisen. Daß ich zum Billettschalter und dann auf den abgesperrten Perron gelangte, verdankte ich nur der Hülfe zweier freundlicher Polizisten. Da kam der kaiserliche Zug an. In dem Gewühle sämt-

licher Militär- und Civilbehörden Kiotos, der etwa 500 anwesenden, oft reizenden Ehrenjungfrauen, der Truppen und deren Offiziere, des kaiserlichen Gefolges, alles im Festgewand, habe ich nicht unterscheiden können, wer der Mikado war; er wurde wahrscheinlich von den herumstehenden Würdenträgern verdeckt. Aber das ganze Bild war ungemein farbenprächtigt und interessant. Von den Civilherren erschienen freilich etwa zwei Dritteile europäisch schwarz gekleidet und hatten Cylinderhüte auf; aber das dritte Drittel, dann die Offiziere und besonders die Frauen und Mädchen erstrahlten um so mehr in leuchtenden, äußerst malerischen Anzügen. — Nach 10 Minuten fuhr der kaiserliche Zug weiter nach Kobe, und der meinige durch eine schöne Gebirgsgegend nach Otani. Von dort ging's im Riksha durch ein romantisches Tal nach Otsu. Das Kloster Midera — hier fand seinerzeit das Attentat auf den jetzigen Zaren statt — liegt ebenfalls in einem alten Park, nicht so idyllisch wie in Nara, aber doch sehr poetisch. Wunderbare Aussichten auf den See, der den Bodensee an Größe weit übertrifft, eröffnen sich an vielen Stellen. Nun nach Karasaki zu der über 1000 Jahre alten Fichte. Was können doch diese Rikshaleute laufen! Sieben Kilometer ging es in einem Trab bergauf, bergab und ebenso zurück, das alles um eine Mark pro Mann. Der alte Baum ist im Absterben, aber der See und seine Gebirgs- umgegend! Wäre ich nicht bis in den tiefsten Winkel meines Herzens in meinen Starnberger See verliebt, ich würde sagen, hier möchte ich wohnen.

Die Rückfahrt von Otsu nach Kioto führte ich im Boot auf einem Kanal aus, der einzig in seiner Art

ist. Man hat, um den Abfluß des Biwa-Sees nach dem Kiototal zu regeln, einen Kanal vermittelst eines etwa 2,75 Kilometer langen und zweier kleinerer Tunnels durch die Berge geleitet. Schließlich muß noch ein Höhenunterschied von über 30 Meter überwunden werden. Da läuft das Wasser einfach seitwärts ab, die Boote aber schwimmen auf einen im Wasser auf Schienen stehenden Wagen einer Drahtseilbahn, werden auf dieser aus dem Wasser gezogen, hinuntergefahren und gleiten dort einfach wieder in das Wasser zurück. Ebenso wird es bergauf gemacht. Diese geniale Verbindung von Kanal und Drahtseilbahn hat ein junger Japaner Namens Tanabe Sakuro erdacht und sehr viel damit erreicht. Der Kanal dient, wie beschrieben, zur Schifffahrt, eine von ihm abgehende Röhrenleitung liefert die Kraft zum elektrischen Betrieb der Drahtseilbahn, zur Beleuchtung der Stadt, für die elektrische Straßenbahn und zu vielen anderen Fabrikanlagen, das überschüssige Wasser aber wird noch zur Bewässerung der Reisfelder benutzt; gewiß eine vielseitige Verwertung.

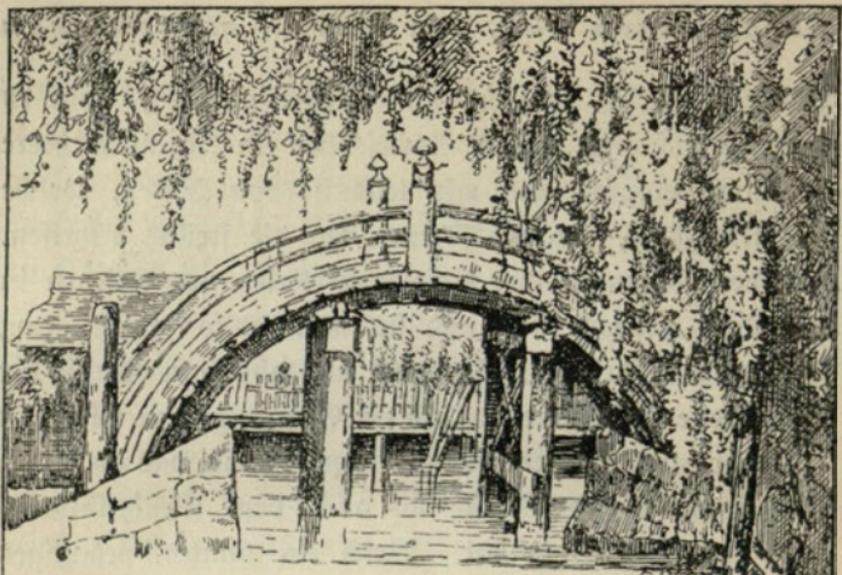
Am nächsten Tag machte ich einen Ausflug zu den Stromschnellen des Katsuragawa. Man fährt mit der Bahn nach der Station Kameoka, besteigt dann ein Boot, welches vier Ruderer und ein mit einer Bambusstange an der Spitze stehender Mann führen, und nun geht es los. Ich bin durch den Nilkatarakt bei Schellah, durch den Donaudurchbruch bei Weltenburg gefahren und habe zahlreiche befahrbare Stromschnellen im Alpen- und Apenninen-Gebiet, in Schweden und Norwegen gesehen, so etwas aber wie hier hätte ich bis heute nicht für möglich gehalten. In einer Stunde werden die 23 Kilometer langen Strom-

schnellen passiert. Manchmal schießt das flachbodige Fahrzeug über Felsblöcke hinweg, welche kaum fünf Centimeter Wasser bedeckt, und stürzt sich hierauf direkt in einen Strudel; dann rennt es auf Felsen zu und würde in Stücke zerschellen — mehrere sind früher verunglückt und die Insassen wurden zerschmettert — wenn nicht vorn der Mann mit der Stange es abdrücken würde. Eine Zehntelsekunde verpaßt — und es ist aus. Der Schaum spritzt über uns, nun jagen wir zwischen Blöcken so hindurch, daß rechts und links keine 20 Centimeter frei bleiben, wir stürzen über ein natürliches Wehr hinab und fahren ruhig in einem kleinen See. Grüne Berge, auf denen viele wilde Azaleen wachsen, Felsengruppen und Waldabhänge umgeben uns; eine idyllische Ruhe. Da geht es wieder los. Gischt, Schaum, Tosen, rasendes Fahren des Bootes, dessen Boden sich biegt, Rufe der Ruderer, alle Nerven sind gespannt, eine Wendung um einen Block, und abermals idyllische Ruhe in lieblichster Umgebung. So ist diese Fahrt. Wie habe ich es bedauert, meine Lieben aus der Heimat nicht hier zu haben. Eine solche Rahnfahrt erlebt man sonst nirgends auf der Welt; ich wenigstens wüßte keine.

Im Nisscha fuhr ich von Arashi-Yama über Myoshinji durch eine reizende Landschaft mit Bambuswäldern, durch Blütenduft, bei wunderbarem Frühlingswetter nach Kioto zurück, wo ich noch einige Tempel besuchte. Überall hat mich die japanische Reinlichkeit aufs angenehmste berührt, überall war man freundlich gegen mich, und sehr viel habe ich von der japanischen Höflichkeit, bis jetzt aber noch nichts vom japanischen Hochmut kennen gelernt.

Leider muß ich trotzdem an letzteren glauben, denn es spielten sich seit meiner Anwesenheit in Japan mehrere öffentlich bekannte und mir teilweise von Herren, welche sie miterlebten, erzählte Szenen ab, die freilich beweisen, daß den Japanern ihre Erfolge in Krieg und Frieden in den Kopf gestiegen sind und sie, wenn es so fortgeht, zum Größenwahn bringen. Das soll mir aber den Genuß der Japanreise nicht stören. Und ein Genuß, hier zu reisen, ist es mehr wie in irgend einem anderen Land, das ich kenne. An einem Abend wohnte ich auch dem Kirschblüten-  
tanz von 72 Geishas bei. Welch ein buntes, prächtiges Bild, welch niedliche Art des Tanzes! Die Bühne umfaßte von drei Seiten den Zuschauerraum, so daß man sich mitten unter der farbenprächtigen Gesellschaft, mitten in einem Schwarm von schillernden Schmetterlingen wähen konnte. Schade, daß ich Kioto verlassen muß. Hier könnte man in der Zeit der Kirschblüte lange weilen.





Nagoya, Minanoschita,  
Hokohama und der Einzug des  
Kaisers und der Kaiserin  
in Tokio.

Die Bahn von Kiobe nach Nagoya führt in ihrem ersten Teil an dem schönen Biva-See entlang. Man hat reizende Blicke über die üppige, grüne Landschaft, den blauen See, die graugrünen, teilweise noch mit kleinen Schneeflächen bedeckten Berge und in einzelne romantische Täler. Aber ein Vergleich mit dem Starnberger See, wie ihn ein Schriftsteller machte, ist falsch. Der Biva ist viel größer, hat meist flache Ufer ohne Waldungen, und der Gebirgshintergrund kann sich in keiner Weise mit den vom Starnberger

See aus sichtbaren Alpen des Karwandel- und Wetterstein-Gebirges messen. In ganz Japan ist überhaupt die Landschaft lieblich und reizend, aber es fehlt ihr, mit Ausnahme des Fuji-no-Yama, das Großartige unserer südbayerischen Landschaften. Ich muß auch hier wiederholen, was ich schon oft sagte, man erkennt erst im Ausland, wie schön und reizvoll die eigene Heimat ist, und wir Südbayern müssen lange reisen, bis wir eine Landschaft finden, die der unseren gleichkommt.

In der zweiten Hälfte führt die Bahn Kioto-Nagoya durch leichtes Hügelgelände von großer Lieblichkeit. Die Berge sind hier ebenso staunenswert wie auf Java terrassiert, um mehr Boden für den Getreidebau zu gewinnen, und die Felder sind in einer bewundernswerten Art angelegt und überall mit Gräben durchzogen, wie es nirgends in Deutschland der Fall ist. Das macht die Billigkeit der Arbeitskräfte. Zwischen den jetzt grünen Reis- und Gerstefeldern und den herrlich lila aussehenden Kleeäckern erheben sich häufig kleine Baumgruppen, in deren Mitte ein Tempel steht. Auch rote oder graue Torii und zahlreiche Steindenkmäler beweisen, daß man wenigstens auf dem Lande noch Sinn für die äußeren Formen der Religion hat, wenn auch im allgemeinen der Japaner sich wenig um dieselbe kümmert.

Ich kam mittags in Nagoya an und war wirklich erstaunt, im Nagoya-Hotel ein Haus zu finden, das auch in einer größeren europäischen Stadt genügen würde. Nach dem Diffin fuhr ich zum Kastell. Diese alte, für den Sohn des Schoguns Jeyasu erbaute Burg ist eines der besten Beispiele altjapanischer Befestigungen. Mehrere

cyklopische Mauern, Wälle und Gräben, ähnlich wie in Osaka, umgeben den niederen Holzpalast, der sonst nicht viel Interesse bietet. Aber der Schloßthurm, der höchste Japans, eigentlich mehr ein fünfstöckiger Palastbau als ein Thurm, lohnt die Besichtigung. Innen befindet sich zwar nichts als ein sehr massives Gebälk, aber von oben bietet sich eine weite, abwechslungsreiche Aussicht. Auch hier, wie überall in Japan, wo ich bis jetzt war, machte ich die angenehme Erfahrung, daß die herumführenden Diener keinerlei Trinkgeld nehmen, nicht einmal eine Entschädigung für die Pantoffel, welche man geliehen bekommt, da man ja nie ein japanisches Haus oder einen Palast mit den Straßenschuhen betreten darf.

Der Hauptzweck, warum ich in dem sonst wenig besuchten Nagoya Halt machte, war, das elterliche Haus eines jungen, sehr tüchtigen Japaners, den ich in Berlin kennen lernte, aufzusuchen und seiner Familie Grüße von ihm auszurichten. In einer der besseren Straßen der Stadt fand ich es. Da ich mich vorher hatte ansagen lassen, um die Eltern meines Bekannten sicher anzutreffen, erwartete man mich, begrüßte mich im Borraum und forderte mich auf, einzutreten. Natürlich legte ich, wie alle Anwesenden, die Schuhe ab und erstieg, geführt von dem Hausherrn, die Treppe zum oberen Stockwerk. Der Boden, die Wände, die Decken, alles spiegelte wie Glas, und nirgends war das geringste Stäubchen zu entdecken. Es ist wirklich eine Freude, ein so tadellos reinliches Haus zu sehen. In den oberen Stuben lagen überall weiche Matten, aber es gab keinerlei Möbel. Nur im Empfangsraum befanden sich einige Bronzen, verschiedene Blumen

und das in keinem besseren Hause fehlende Gemälde. Mitten zwischen den Bronzen stand — mir als Deutschem zu Ehren — eine gemalte Photographie der Königin Luise von Preußen. Nun wurden weiche Kissen gebracht, Thee, Orangen, Cafes aufgetragen, und wir hockten auf den Kissen und plauderten. Ein junger Freund des Hauses, der englisch sprach, spielte den Dolmetscher. Vater und Mutter des Dr. F. machten einen sehr sympathischen Eindruck, und wir unterhielten uns recht gut. Bald erschienen auch die beiden Schwestern des Dr. F., sehr niedliche kleine Japanerinnen. Es wurde gekichert, gelacht, man zeigte mir japanische, illustrierte Werke, so daß die Zeit im Fluge verging. Ich habe mich sehr gefreut, bei dieser Gelegenheit eine feinere japanische Familie in ihrem eigenen Heim beobachten zu können, und fand meine bisherigen Erfahrungen betreffs des liebenswürdigen, verbindlichen Wesens der Japaner von neuem bestätigt. Dadurch ist der äußere Verkehr sehr erleichtert.

Freilich habe ich nun auch schon eine große Zahl von Erfahrungen betreffs der japanischen Oberflächlichkeit und des japanischen Hochmuts gemacht. Es handelt sich dabei aber immer nur um jene Japaner, welche von den Europäern neben vielen technischen Fertigkeiten auch manche Laster, wie den Trunk, und manchen Fehler, wie vor allen die englische Unhöflichkeit, leider aber nur sehr selten deren Tugenden angenommen haben. Der Japaner der alten Art ist weit sympathischer.

Ähnlich wie früher in Kioto und Nara mußte ich auch in Nagoya an der Bahn das Bekleben meiner Koffer selbst überwachen, damit keiner falsch verladen würde.

Mit einem geschah dies hier zweimal. Zum drittenmal wurde er richtig, aber so schlecht beklebt, daß der Zettel abfiel und er nun ohne solchen mitfuhr. In Kodsju mußte ich alles selbst aus dem Wagen heben lassen, sonst wäre mein Gepäck weiß der Henker wohin gereist. Wiederholt sah ich es bei meinen und fremden Koffern, daß die japanischen Beamten japanisches Gepäck sorgsam, europäisch aussehendes aber erbärmlich behandelten; letzteres wird einfach aus den Wagen auf die Perrons geworfen. In Kodsju geschah dies mit absichtlicher Roheit. Macht man den Leuten einen tüchtigen Marsch, so lachen sie einem kindisch ins Gesicht, und dagegen ist man völlig machtlos. Einen englischen Kapitän hat das japanische Gericht zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt, weil er einen betrunkenen japanischen Matrosen, der in sein Zimmer gedrungen war, hinausgeworfen hatte, und sämtliche Offiziere des Schiffes wurden 8 Tage lang festgehalten, um vernommen zu werden. Auf alle Beschwerden erreichte man nur, daß der Engländer, der vollständig im Rechte war, mit 8 Tagen Gefängnis durchkam, und der Matrose 3 Wochen erhielt. Dies und andere Beispiele beweisen, daß die Japaner für eine gerechte Beurteilung von Streitigkeiten, die mit Europäern entstehen, noch nicht reif sind, weil ihr Hochmut sie blind macht. Unsere Diplomaten haben sich mit Auslieferung der Gerichtsbarkeit über Europäer an die Japaner auf 12 Jahre einfach anführen lassen. Als ich einmal auf einem Postamt äußerte, daß ich eine Postkarte von 4 Sen = 9 Pfennigen für billig hielte, erwiderte der Beamte: „Natürlich, die japanische Post ist auch die beste und billigste auf der Erde.“ So wird dem Volke

Japans auch gelehrt, der etwa 3800 Meter hohe Fuji sei der höchste Berg der Erde, und ebenso glaubt jedermann in Japan, die japanische Armee und die japanische Flotte seien die ersten der Welt, weil sie die gänzlich unvorbereiteten und unmilitärischen Chinesen 1895 besiegt haben. In der Art bekommt man Unglaubliches zu hören. Aber mag auch der reizende Eindruck, den man bei einer Touristenreise von Japan erhält, viel auf äußerem Schein beruhen, er ist und bleibt doch reizend, und ich kenne kein Land, in dem es sich mehr lohnt, zu reisen, als eben Japan, vorausgesetzt daß sich die Unannehmlichkeiten, welche die japanische Gerichtsbarkeit mit sich bringt, nicht immer mehr steigern.

Ich besuchte in Nagoya noch den großartigen Higashi Hongwanji-Tempel und eine hier veranstaltete Gewerbeausstellung, welche aber gegen die von Kioto sehr zurückstand. Noch nirgends in Japan sah ich eine solche Menge von Fahrrädern wie hier in Nagoya.

Abends 8 Uhr fuhr ich weiter nach Kodsju, und als ich früh 5 Uhr erwachte, sah ich ihn vor mir in seiner ganzen Pracht, den Stolz Japans, den mächtigen Fuji (sprich Fudschii), den die Dichter Fuji-no-Yama, Berg des Fuji, nennen. Er sah wirklich ungemein imponierend aus. 12385 Fuß, also etwa 3792 Meter erhebt sich diese Vulkanpyramide direkt aus der Ebene. Jetzt oben mit Schnee, in der Mitte mit dunklen Waldungen und unten mit blühenden und duftenden Feldern bedeckt, hob sich der Vulkan wirklich zauberhaft vom klaren Blau des Himmels ab und machte einen viel gewaltigeren Eindruck als der fast gleich hohe Atna. Der Fuji, welcher

sich erst im 3. Jahrhundert vor Christus plötzlich erhoben haben soll, ist unzählige Male beschrieben und vieltausendmal gezeichnet und gemalt worden. Das ist begreiflich, denn wenig Berge in der Welt zeigen sich so unvermittelt in ihrer ganzen Größe, und — nicht jedermann hat das Glück, ihn mit noch höheren, [mit dem Gaurisankar oder den anderen Riesen des Himalaja oder der Alpen so nach eigenem Augenschein, wie mir das Glück zu teil wurde, vergleichen zu können. Mögen ihn also die Japaner ihren Stolz und sogar den schönsten Berg der Erde nennen, das ist ja Ansichtssache. Wenn sie ihn aber den höchsten nennen, beweisen sie damit nur ihre mangelhafte Kenntnis der Geographie.

In fast jedem noch so kleinen Städtchen sieht man elektrische Leitungen, und beinahe überall gibt es elektrisches Licht und Telephon. So führt auch eine elektrische Straßenbahn von Kodsju über Odawara, 10 Kilometer weit nach Ymoto in den Hakonebergen und erleichtert so den Besuch des hochberühmten japanischen Luftkurorts Miyanoschita.

Ich bin eigentlich von diesem vielgenannten Sammelpunkt der eleganten Welt etwas enttäuscht; man macht zu viel daraus. Die Gegend ist ja sehr anmutig, aber gar nicht zu vergleichen mit irgend einem der bekannteren Täler der Alpen und Boralpen, des Schwarzwaldes, der Vogesen und des Harzes. Das beweist schon der Umstand, daß nur eine Seite des Tales bewaldet, die andere aber kahl ist. Immerhin gibt es auch hier schöne Spaziergänge, herrliche Blumen und Baumblüten und vor allem gute, frische Luft. Die hat es wohl all denen angetan, welche lange Zeit

in China oder Japan unten am Meer aushalten mußten und sich hier oben Stärkung des Geistes und der Nerven holten. Große Anerkennung verdient das Fuji-Hotel, das sich durch gute Lage, gute Luft, gute Bäder, große Reinlichkeit, billige Preise und sehr freundliche Bedienung durch die niedlichen, höflichen und heiteren Mesams auszeichnet. Alle Zimmer des Hotels sind echt japanisch, haben nur Papierschibewände und keinerlei Verschluß.

Hier, wie in ganz Japan findet jetzt gerade ein sonderbares Fest statt. Überall sind große Papierfische an Fahnenstangen aufgehängt, auch die Kinder laufen mit solchen herum, und lustige Prozessionen mit Masken und geschmückten Wagen ziehen durch die Städte, eine Art von Kinder-Karneval, der aber nichts mit der Religion zu tun hat. Ein weiterer Anziehungspunkt von Miyanoschita sind die zahlreichen Verkaufsläden von ausgezeichnet gearbeiteten eingelegten Holzwaren, Eierschalengegenständen und anderen Dingen. Schade, daß der Heimtransport so schwierig ist.

Ich wanderte hinauf nach Kija und sah dort eine romantische, hübsche Schlucht. Auch Dagoschima liegt lieblich, aber mit Partenkirchen, Obersdorf, Walchensee oder der Ramsau kann es sich doch nicht vergleichen. Vergleiche schaden. Aber man ist hier im Tal des Hayakawa mehr wie sonst in Japan zu Vergleichen geneigt, weil die japanische Eigenart in dieser Gebirgsgegend etwas zurücktritt, die Landschaft mehr der unseren ähnelt und man daher auch mehr an die Heimat erinnert wird.

Fast täglich höre ich jetzt Geschichten, welche den Hochmut oder, richtiger gesagt, die Überhebung der Japaner der neueren Richtung kennzeichnen, und zwar erzählen

solche Europäer aller Nationen. Man erkennt doch immer mehr, wie bei den Japanern ihre liebenswürdige Form und ihre äußere Höflichkeit nur ein Rest der strengen Erziehung durch die Schogune und Daymios ist, und jetzt, wo die Macht dieser Feudalherren gebrochen wurde, nur noch als Firnis und Phrase erscheint. Übrigens hat auch die äußere Form in den Großstädten sehr nachgelassen. Im Handel ist der Hochmut der Japaner ebenfalls grenzenlos. Sie spionieren unter höflicher Form alles in deutschen und anderen Fabriken aus, stellen in Japan europäische Direktoren und Vorarbeiter an, halten sich aber wenig an Kontrakte, sobald sie glauben, die Artikel ohne fremde Hülfe selbst fabrizieren zu können. Sie gehen sogar so weit, daß sie europäische bessere Artikel zu Gunsten der schlechteren einheimischen boykottieren, daß sie die Annahme bestellter Waren ohne jeden Grund verweigern, kurz, sie erlauben sich Handlungen, welche nach europäischer Ansicht unstatthaft sind. Bei der Parteilichkeit der japanischen Richter ist man auch da machtlos.

Am 1. Mai ging ich zu Fuß nach Ymoto hinab und fuhr dann nach Yokohama. Die Gegend ist reizend; überall wehten des fünftägigen Kinderfestes wegen Fahnen und Fische. Ich erfuhr, daß man so viele Fische aufhängt, als Knaben in der Familie sind. Außer den Fischen sah man über jedem Dorfe auch Massen von Papierdrachen in der Luft. Über einem Orte zählte ich deren 97 in allen Farben und Größen.

Nachmittags 5 Uhr kam ich in Yokohama an. Der Ritschamann fuhr mich durch endlose Gassen und Straßen des japanischen, chinesischen und europäischen Stadtteils

in den Hof des großartigen Grand Hotels. Ich begab mich in mein Zimmer, trat an das Fenster und rief ein lautes „Ah“ vor Freude und Überraschung. Die weite Bucht mit ihren zahlreichen Schiffen jeder Art, mit den Hafengebäuden u. s. w., lag vor mir, von der tief stehenden Sonne herrlich beleuchtet. Schnell wurde der Feldstecher hervorgeholt, um nach den Flaggen der gerade vor mir liegenden sieben Kriegsschiffe auszusuchen. Die erste, die ich sah, war die liebe deutsche. Sie wehte auf dem „Jaguar“, der, wie ich schon wußte, von Tsingtau nach Yokohama gekommen war. Es erschien mir wie ein lieber Gruß der Kameraden, und ich winkte ihnen fröhlich zu.

Yokohama macht einen guten Eindruck. Ich glaube gern, daß diese Stadt, welche noch 1854 ein armes, in einem Sumpf liegendes Fischerdorf war, jetzt 160000 Einwohner zählt. Sie ist aber eine reine Handelsstadt und besitzt keinerlei sogenannte Sehenswürdigkeiten. Doch halt! Eine, ich will sagen „Merkwürdigkeit“ hat Yokohama doch, einen der größten und originellst eingerichteten Halbweltstadtteile, den es auf der Erde gibt. Die Häuser haben im Erdgeschoß große, stark vergitterte Hallen, und hinter den Gittern sitzen je 15, 20, ja bis zu 40 der in reichste, buntfarbige, japanische Kostüme gekleideten Mädchen und lassen sich durch die Gitter ebenso betrachten, wie Tiere in einer Menagerie. Derartige Häuser gibt es vielleicht 50 nebeneinander. Nur in Tokio ist ein noch größerer ähnlicher Stadtteil, Fokschiwara genannt, in welchem 25000 Mädchen wohnen sollen. Ganz entgegengesetzt von diesem Stadtteil des Lasters liegt in Yokohama der der eleganten europäischen Villen, der sogenannte Bluff. Es ist ein

Höhenrücken, auf dem sich ein reizendes, von schönem Garten umgebenes Anwesen an das andere reiht. Da habe ich Besuche gemacht bei Freunden lieber Freunde, bei den jung verheirateten Kindern alter Bekannten aus meiner Jugend, bei unserem liebenswürdigen Generalkonsul, und überall verlebte ich schöne Stunden.

Da man in Yokohama keine Zeit auf Museen zu verwenden braucht, so geht man in die zahlreichen Verkaufsläden. Das ist ein großer Nachtheil, den ich auch schwer empfand. Man sieht nämlich so allerliebste Sachen in Elfenbein, Cloisonné, Bronze, Lack und Holz, und diese sind verhältnismäßig so billig, daß man nicht widerstehen kann und kaufen muß. Betrachtet man dann seine Sachen zu Hause, wo sie nicht mehr unter der Konkurrenz noch schönerer Dinge leiden, so gerät man in ein wahres Entzücken, aber der Geldbeutel ist doch schrecklich mager geworden. Nun, man reist ja auch nicht jedes Jahr um die Erde.

Am 3. Mai fing es zu regnen an, also auf nach Tokio, um dort die Tempel zu besichtigen. In die schöne Umgegend von Yokohama fahre ich erst nach der Rückkehr aus Nijo.

Das war einer meiner glücklichsten Gedanken. Schon während der kurzen Fahrt nach der Hauptstadt brach die Sonne durch die Wolken, und als ich in der Schimbashi-Station in Tokio ausstieg, herrschte prächtiges Wetter.

Was gibt es denn da? Hunderte von Offizieren und Würdenträgern in Gala, und in den Straßen nach dem kaiserlichen Palast Truppenspalier! Ich erfuhr es alsbald.

„In einer halben Stunde kommt der Mikado von Kobe zurück.“

Schnell eilte ich ins Hotel, kleidete mich im Militärtempo in Schwarz, und nach zwanzig Minuten stand ich in der Lücke zwischen zwei Infanterie-Regimentern auf einem ausgezeichneten Platz der breiten zum Kaiserpalast führenden Hauptstraße. Hier reihte sich Kopf an Kopf, dagegen waren alle Fenster der oberen Häuserstockwerke geschlossen, und auch hinter den Glasscheiben europäischer Gebäude sah man niemand.

„Es geziemt sich nicht, daß ein Mensch auf den Mikado von oben herabsieht.“

Nun wußte ich den Grund.

Plötzlich Signale, Kommandos und Präsentieren der Truppen. Die Kaiserin kam, um ihren Gemahl von der Bahn abzuholen. Voraus ritten Lanzenreiter, von denen der mittlere eine Standarte führte, die äußeren die Lanzen auf der Lende hielten, als ob sie jeden niederstechen wollten, der in den Weg käme. Die Kaiserin saß in reicher, europäischer Toilette mit einer Hofdame in einem Hofwagen und sah sehr gut aus. Andere Wagen mit Hofdamen und Hofbeamten folgten.

Eine halbe Stunde später ertönten wieder Kommandos, und die Truppen standen still. Wie lange, weiß ich nicht genau, aber sicher eine Viertelstunde. Daß da die stramme Haltung der meisten Leute nachließ, ist ja selbstverständlich. Außerlich sahen die Truppen gut aus. Sie trugen neue, hübsche, freilich oft recht schlecht sitzende Uniformen und tadelloses Lederzeug. Was ich aber an Griffen und später an Marschbewegungen sah, war sehr, sehr mäßig. Denen

folgte man einmal die deutsche Chinesenkompanie aus Kiautschou vorführen, damit sie sehen, was Exerzierdisziplin ist.

Endlich kam der kaiserliche Zug in langsamem Trabe daher.

Die Truppen präsentierten — nebenbei gesagt sehr schlecht —, es erschien ein kaiserlicher Stallmeister, dann ein Zug Lanzenreiter, die äußeren wieder mit gefällten Lanzen, zahlreiche berittene Offiziere und hierauf in einem Landauer auf erhöhtem Sitz Kaiser Mutsuhito, der Mikado. Ihm gegenüber kauerte in tiefgebückter Haltung ein Hofmarschall. Der Kaiser sah in seiner Gardeinfanterie-Uniform nicht sehr sympathisch aus. Er hat das unschöne Gesicht vieler Japaner, die einer Figur eines berühmten Gabriel Maxschen Bildes sprechend ähnlich erscheinen. Dem Mikado folgte die Kaiserin in ihrem Wagen, dann kamen die Wagen der Hofgesellschaft, der Würdenträger, eine Schar berittener Offiziere, und den Schluß bildete wieder eine Schwadron Lanzenreiter.

Ausnahmslos stand das gesamte Publikum entblößten Hauptes da, und jedermann verneigte sich ehrerbietigst; aber es erschallte kein Hoch, kein Ruf. Man sagte mir, es widerstrebe dies der japanischen Etikette.

Es war mir eine große Freude, den Kaiser und die Kaiserin von Japan so nahe zu sehen, besonders, als man mir erzählte, dies sei ein so seltener Fall, daß man wohl kaum zweimal im Leben die gleiche Gelegenheit haben könne; denn der Kaiser selbst lebe sehr abgeschlossen, und Kaiser und Kaiserin habe man, außer im engsten Hofkreis, überhaupt noch nicht zusammen gesehen.

Bis die letzte Abteilung abmarschirt war, wanderte ich durch die Straßen, und machte dabei militärische Beobachtungen. Es mögen wohl 4000 bis 5000 Mann gewesen sein, die an mir vorüberzogen. Von den 300 bis 350 Offizieren, die ich sah, trugen die meisten Orden und die Feldzugszeichen aus dem Chinesenkrieg. Sämmtliche Uniformen waren sehr rein, meist neu, hübsch und ganz dem europäischen Geschmack entsprechend. Aber wie die Herren sie trugen! Manchmal so, als ob sie ihnen gar nicht gehörten. Einzelne Offiziere sahen haarsträubend aus, etwa wie Kleiderstöcke mit übergehängten Uniformen in einem Militär-Effektengeschäft. Das Schlechteste aber waren die Reiter, Offiziere ebenso wie Mannschaften. Die Pferde erschienen meist wie grobknochige, gute, aber häßliche Ackergäule, und auf richtiges Reiten nach deutscher Art schien man gar nichts zu geben.

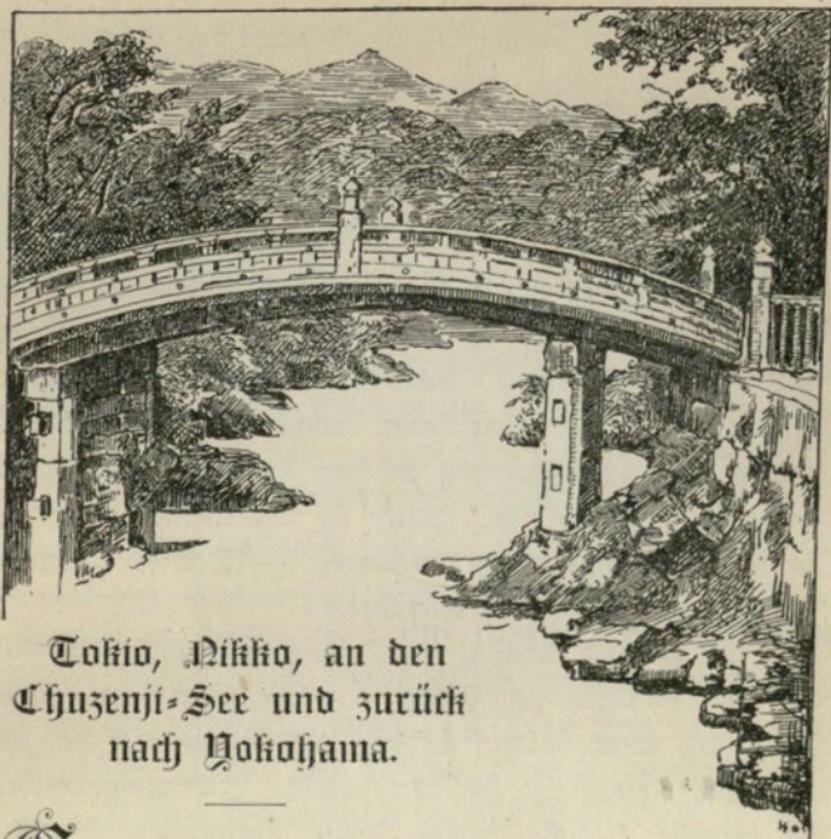
Die Japaner hätten lieber bei einer mehr nationalen Uniform bleiben sollen, dann würden sie weit besser aussehen. Andererseits aber nehmen sie den Dienst ernst, und ihre Offiziere sollen in wissenschaftlicher Beziehung viel leisten. Auch heißt es, daß der Drill bei der Marine weit besser sei als bei der Landarmee. Jedenfalls herrscht in der japanischen Armee und Marine ein sehr guter Geist. Man erzählte mir, daß in jedem Jahr zahlreiche Simulanten aufträten, welche bei der Aushebung Gebrechen und Fehler wegleugnen und sich als ganz gesund ausgeben, nur um genommen zu werden. Sie tun es, weil der Dienst ihnen einen ritterlichen Nimbus gibt, und dies zu erlangen, ist trotz aller modernen Aufklärungen doch noch das Streben der meisten Japaner, die immer noch durch die Jahrtausende

währende Feudalerziehung beeinflusst sind. Außerdem steckt in jedem Mann ein ausgesprochener Ehrgeiz, und — was wahr ist, muß man sagen — tapfer sind die Japaner wie wenig Völker auf der Erde. Das haben sie bisher in allen Kriegen bewiesen.

So hat mir der Zufall bei meiner Ankunft in Tokio Blicke gewährt, die sonst dem flüchtigen Reisenden nicht zu teil werden, aber sie haben im allgemeinen meine Begeisterung für Japan nicht erhöht.

Das liebliche Land, die idyllischen alten Parks und Tempelanlagen und die freundlichen, höflichen Menschen der unteren Klassen setzen mich immer wieder in Entzücken. Was man aber in politischer Beziehung, vom Leben der höheren Kreise und von den neueren sozialen Zuständen in Japan hört und sieht, das erweckt keineswegs Sympathie.





Tokio, Nikko, an den  
Chuzenji-See und zurück  
nach Yokohama.

S
 che ich über Tokio weiter berichte, muß ich ein Er-  
 eignis erzählen, das man mir hier mittheilte, und  
 welches recht deutlich die japanische Art kennzeichnet. Eine  
 amerikanische Aktiengesellschaft hatte mit der japanischen  
 Wassergesellschaft in Kioto ein Geschäft abgeschlossen, wo-  
 bei es sich um etwa eine Million Yen d. h. über zwei  
 Millionen Mark handelte. Kontraktlich wurde abgemacht:  
 „Zahlung in englischen Pfund nach einem bestimmten  
 Kurs und Strafe von 25 000 Dollars, wenn eine Partei  
 den Vertrag nicht einhält.“ Der Vertrag wurde englisch  
 und japanisch niedergeschrieben und unterzeichnet. Kein  
 Amerikaner konnte aber den japanischen Text lesen. Nach  
 langer Zeit, als nämlich die Japaner zahlen sollten, er-

« Tokio, Nifko, an den Chuzenji-See und zurück nach Yokohama. »

fuhren die Amerikaner, daß der Satz „Zahlung in Pfund“ einfach im japanischen Text ausgelassen war, und wurden klagbar. Der japanische Richter entschied: Für uns gilt nur die japanische Fassung des Vertrages, also wird in Yen bezahlt oder gar nicht. Überdies haben die Amerikaner den Vertrag ändern wollen und zahlen daher 25 000 Dollars Strafe. Kein Appellieren an eine höhere Instanz half, die Amerikaner mußten 25 000 Dollars zahlen und ihr Guthaben in Yen nehmen, deren Kurs unterdessen gefallen war. Hätten sie noch weiter prozessiert, so hätten sie gar nichts bekommen. — Das ist ein Beispiel von japanischer Rechtspflege.

Mein erster Ausflug in Tokio galt dem Shiwapark mit den Gräbern der Schogune. Die Stadt mit ihren 1 600 000 Einwohnern ist riesig ausgedehnt, da sie fast nur aus einstöckigen Häusern besteht. Ich mußte daher in meinem Ricksha endlos lange, einförmige Straßen passieren, ehe ich zum Park gelangte. Hier alte schöne Bäume, unzählige Steinlaternen, lange, reich mit Schnitzwerk versehene Holzgitter und schön geschnitzte, rot, gold und bunt bemalte Tore, welche in die inneren Höfe führten. Auf diesen standen Massen von Bronzelaternen, einzelne Glocken und Steintröge für die rituellen Waschungen, und den Hintergrund bildeten stets die Erinnerungstempel für die einzelnen Schogune. Überall ist eine große Pracht an vergoldeten und bunt bemalten Schnitzereien, an Bronzegegenständen und an kostbaren Lackarbeiten entfaltet, so daß das Ganze einen fast überreichen Eindruck macht. Aber man erkennt auch hier, daß die Japaner zwar in der Kleinkunst, in dekorativer Ausstattung und im Kunst-

handwerk Meister sind, von großer, imponierender Kunst dagegen nur wenig verstehen. Die eigentlichen hinter den Tempeln gelegenen Gräber sind einfacher in Bronze hergestellt und wirken unter den alten Bäumen des Parks sehr gut. Nur ein Grab ist mit verschwenderischer Pracht in einem Grabtempel errichtet, und dies enthält unter anderem auch die größte Goldlackschnitzerei der Erde. Von da fuhr ich zu den Gräbern der 47 Ronins, d. h. Ausgestoßenen. Ein Adliger hatte einen anderen Adligen im Schogunpalast mit dem Schwert angegriffen und verwundet. Er war zwar im Recht gewesen, aber da sein Angriff an verbotenem Platz stattgefunden hatte, wurde er verurteilt, Harakiri zu machen, d. h. sich durch Bauchausschlagen zu töten. Seine treuen Diener erschlugen nun den anderen Adligen und dessen Diener, um ihren Herrn zu rächen, obwohl sie wußten, daß sie dann ebenfalls würden sterben müssen. Man fand diesen Beweis ihrer Treue so edel, daß sie nicht hingerichtet wurden, sondern wie Edelleute das Recht erhielten, Harakiri zu machen. Nachdem dies geschehen, wurden sie neben ihrem Herrn begraben. Das geschah im Jahre 1701, und noch heute wallfahren Tausende und aber Tausende an die Gräber, um durch Abgabe ihrer Visitenkarte diese treuen Diener zu ehren. Auch ich sah dort zahlreiche Wallfahrer und Massen von großen und kleinen, auch ganz modernen Visitenkarten, sowie brennende Opferkerzen.

Wo in der Welt gibt es solche Diener, und wo achtet und ehrt man so lange treue Dienertugenden? Alle Achtung vor den in Bezug auf Treue und Ehre so feinfühlenden Japanern!

Dem Theater, in welchem von 9 Uhr morgens bis 8 Uhr abends gespielt wird, widmete ich einen Nachmittag. Das Haus ist groß, enthält aber im Zuschauerraum keine Sitzplätze. Dieser ist nur in Bierede eingeteilt, die für je vier Japaner oder zwei Europäer Platz bieten, und alles hockt auf dem Boden. Stühle erhalten nur Europäer in den Logen. Die Preise näherten sich denen der Münchner Mustervorstellungen, die Ausstattung der Szenen und der Schauspieler war sehr reich und gut, und gespielt wurde vorzüglich. Oben rechts in einer Art von Käfig saß ein Sänger, der hin und wieder sang, und dazu wurde unten auf der Bühne stumm gespielt, es wurde also ein Melodram aufgeführt. Plötzlich aber sprachen wieder die Schauspieler, und mehrere Souffleure liefen schwarz verhüllt auf der offenen Bühne herum, stellten oder kauerten sich hinter die Schauspieler und soufflierten mit der Rolle in der Hand. Das japanische Laufbrett, welches mitten durch das Haus auf die Szene führt, fehlte auch hier nicht, und auf ihm spielten, kamen und gingen einzelne Darsteller. Bei einer Szene floß viel Blut, und schließlich gab es ein ungemein realistisch dargestelltes Harakiri, d. h. Selbstmord durch Bauchaufschlitzen.

Im Afakusa-Park fand ich eine Art Wiener Volksprater. Dort sah ich auch ein Panorama vom chinesisch-japanischen Krieg 1895, das militärisch gut, aber sehr nüchtern und technisch recht mittelmäßig gemalt war, außerdem natürlich überall die Tempel, Torii und Laternen.

Schön als Park ist der Ujeno-Park, in dem wieder ein interessanter Tempel nebst Pagoda liegt. Man genießt hier eine umfangreiche Aussicht über das fast unüberseh-

» Tokio, Nikko, an den Chuzenji-See und zurück nach Yokohama. »

bare Häusermeer von Tokio. In diesem Park befindet sich auch das stattliche, in seinem Innern noch etwas magere Staatsmuseum mit einzelnen schönen Stücken altjapanischer Arbeiten. — Nun ging ich in die gerade geöffnete Kunstausstellung und besichtigte die etwa 500 vorhandenen Werke der Malerei und Bildhauerei. Alles war mittelmäßig, schrecklich nüchtern im Vorwurf und ungemein hart in der Ausführung. Ich glaube, daß von all diesen Werken kaum ein einziges, einige Statuen vielleicht ausgenommen, vor einer europäischen Jury Gnade gefunden hätte. Nunmehr verzichtete ich auf den Besuch weiterer Sehenswürdigkeiten in Tokio; denn die 1275 Tempel der japanischen Hauptstadt gleichen sich alle mehr oder minder, gerade so wie die schließlich sehr einförmig wirkenden Straßen, und etwas Besonderes gibt es außer den erwähnten Parks nicht mehr. Überrascht wird man durch die Unmasse der Telegraphen- und Telephondrähte, welche an Holzstangen zu beiden Seiten fast alle Straßen entlang gezogen sind. Dagegen tritt das Telephonnetz von Berlin und Paris bedeutend zurück. Im allgemeinen ist das eben gelegene Tokio recht langweilig; es wohnen daher auch nur etwa 800 Fremde hier, und von diesen gehört ein großer Teil zu dem diplomatischen Korps, das in Tokio zu leben gezwungen ist.

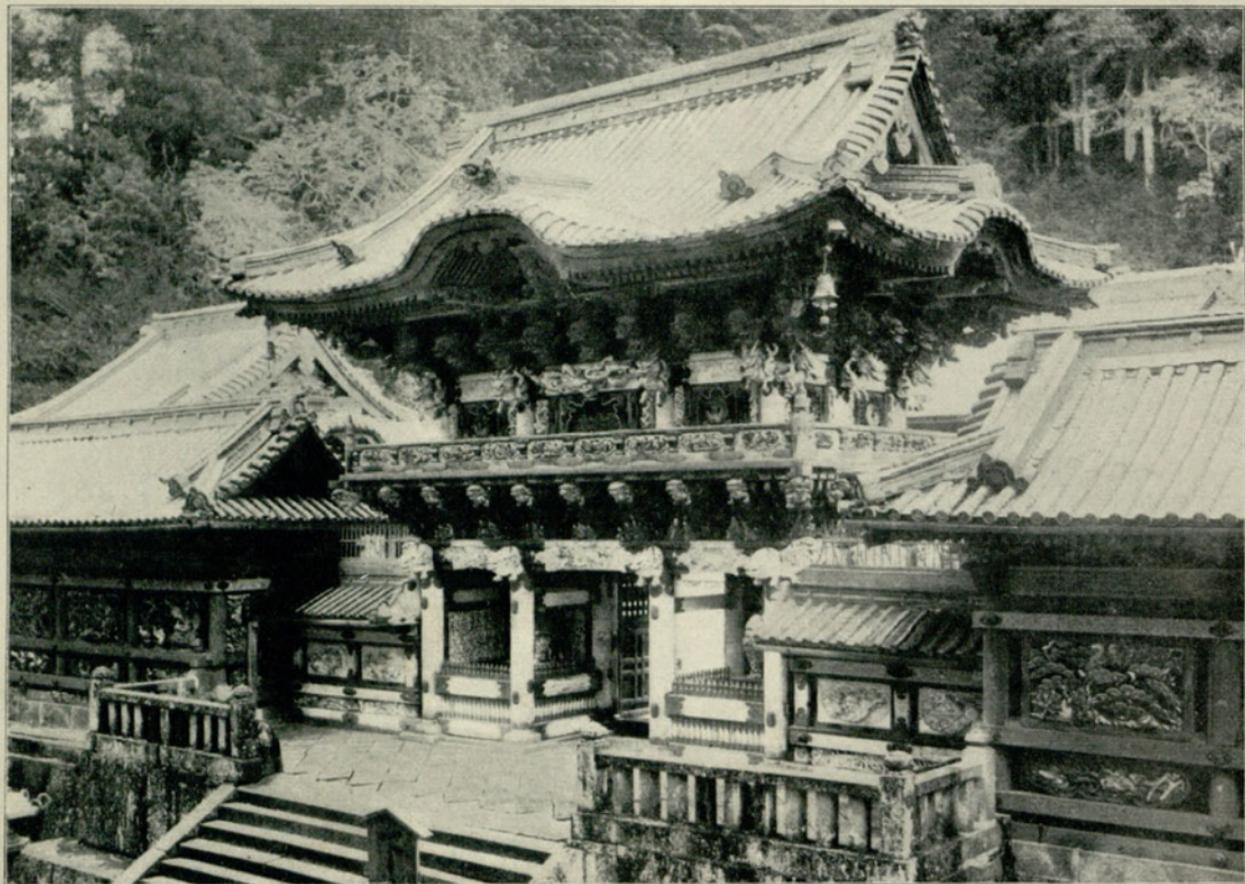
Da es streng verboten ist, die Paläste zu besichtigen, fuhr ich schon nach 2½ Tagen weiter nach der Perle Japans, nach Nikko.

„Gebrauche das Wort ‚herrlich‘ nicht, ehe Du ‚Nikko‘ gesehen,“ sagt ein japanisches Sprichwort. Nun, das ist ziemlich stark übertrieben und hat nur für den Berechti-

• Tokio, Nikko, an den Chuzenji-See und zurück nach Yokohama. •

gung, der noch keinen Fuß aus Japan setzte, aber reizend ist Nikko, das ist wahr.

Die Gegend — nicht großartig, wie einzelne Schriftsteller schreiben — ist eine freundliche, lachende Gebirgslandschaft wie etwa in der Haardt oder in den südlicheren Vogesen. Aber etwas hat Nikko so schön wie selten auf der Erde, nämlich die Verbindung höchster dekorativer Prachtentfaltung mit einem wunderbaren 800 und 1000 Jahre alten Bergwald düsterer, majestätischer Kryptomerien, cypressenartiger Bäume. Ja, die Schinto- und Buddha-Priester haben es weit besser als ihre christlichen Kollegen verstanden, ihre religiösen Bauten mit herrlicher Natur zu vereinen und als Plätze der Verehrung und Andacht Orte zu finden, die schon ohne jedes Kunstwerk durch ihre geheimnisvolle, ernste Stimmung die Menschen fesseln und wahre Andacht erwecken. Das verstehen auch die Mohammedaner besser, indem sie durch Gartenanlagen ersetzen, was von Natur aus fehlt. Nicht wenig trägt der großartige Garten zu dem Zauber bei, den der Tadsch Mahal in Agra auf jeden Menschen ausübt. Wenn im Christentum einmal eine solche Wirkung erzielt wird, so ist es vielleicht bei einer kleinen Wallfahrtskapelle der Fall. Sonst stehen auf schönen Punkten bei uns meist nur Klöster, weil sich eben die Mönche oder Nonnen die schönsten Punkte zum Wohnsitz aussuchten. Mit der Gottesverehrung hat solche Wahl nichts zu tun. Darin sind aber die Japaner Meister. In jeder Stadt steht der Tempel nicht prozig mitten unter den Häusern, sondern, wenn irgend möglich, außerhalb, auf Bergabhängen oder im Wald. Das ist überall schön und erhebend. Hier in



Tempel bei den Shogun-Gräbern von Aikko.

1871

• Tokio, Nikko, an den Chuzenji-See und zurück nach Yokohama. •

Nikko ist es poetisch und begeisternd, zwar nicht so wunderbar wie in Nara, denn der hiesige Wald kann sich mit dem von Nara nicht messen, aber doch mystisch und tief ergreifend.

Vom grünen, rauschenden Fluß des engen Tales wendet man sich auf breiten, moosbedeckten Steintreppen und Steinwegen unter den schattigen, düsteren, tausendjährigen Bäumen aufwärts. Von der heiligen, roten Brücke, welche nur der Mikado und sein Gefolge, sonst aber kein Mensch überschreiten darf, blickten die vergoldeten Pfeilerknöpfe herauf, dann ward es dunkel; tiefe Stille herrschte um mich. Man durchschreitet das alte steinerne Torii und tritt in den ersten Vorhof. Schon hier überrascht ein rotgoldenes Tor durch den Reichtum an Schnitzwerk. Kostbar ausgestattete, vergoldete und bunt bemalte Häuser stehen rechts und links; sie enthalten die alten Tempelschätze. Die große Glocke und der Waschtrog befinden sich unter gleich reich geschnitzten Kiosken, und uralte Bäume ringsum werfen einen melancholischen Schatten auf die Tempel. Über alte graue Steintreppen weiter hinaufsteigend, gelangt man in den zweiten Hof. Immer reicher werden die Schnitzarbeiten, immer mannigfaltiger die Bronzebeschläge, immer bunter die Farben. Erst nachdem man die Schuhe ausgezogen, darf man die Tempel betreten. Was man hier an Lackarbeiten, Malereien, geschnitzten Wand- und Deckenbekleidungen und an Bronzen sieht, übersteigt jede Erwartung. Besonders beim letzten Tempel, dessen äußere Ausstattung meist in weiß und gold ausgeführt ist, herrscht ein wahrer Überreichtum. Gegen diese Schintotempel treten alle die kostbaren Gemäcker, die

☉ Tokio, Nikko, an den Chuzenji-See und zurück nach Yokohama. ☉

mir bisher als höchster Prunk erschienen, jene der Sultansschlösser in Konstantinopel, der italienischen und spanischen Paläste, ja sogar der bayerischen Königsschlösser Ludwigs II. in den Hintergrund. Aber auch hier ist alles dekorative Kleinkunst, und selbst die Wandgemälde auf Holzgrund fallen mehr in das Kunstgewerbe als in die eigentliche Kunst. Diese Pracht wirkt gegenüber dem ernstern, geheimnisvollen Hintergrund der blaugrünen Baumriesen und der bemoosten, grauen Mauern mächtig, und ich kann nun das stolze Sprichwort über Nikko (zu deutsch „der Sonne Glanz“) verstehen.

Auch der seitwärts der Schintotempel stehende Buddhistentempel ist ebenso reich ausgestattet, selbst in seinem Vorhof und inneren Hof stehen die kostbarsten, riesigen Bronzelaternen. Auch diese Tempelanlage ist von dem wunderbaren Wald umgeben, graue, alte Abmauerungen der Bergwände fassen ihn ein und überall rauschen kleine Wasserfälle. Eine märchenhafte Idylle.

Wenn Meister Böcklin das erblickt hätte, welche Kunstwerke wären da entstanden!

Wenn ich nur die, die mir nahe stehen, aus der Heimat hierher führen könnte, damit sie den tiefen Eindruck mitempfänden, den der Anblick einer so hehren Vereinigung von religiöser Kunst und geheimnisvoller Naturschönheit gewährt. Wenn ich nur allen jenen, welche haßerfüllt gegen Andersgläubige auftreten, den heiligen Tempelhain von Nikko zeigen könnte! Da käme ein besserer Geist über sie, der einer wahren Andacht, der des Friedens. — Wiederholt habe ich diesen Tempelhain, in dem die Grabstätten der mächtigsten Schogune, Jueyasu

« Tokio, Nikko, an den Chuzenji-See und zurück nach Yokohama. »

und Zyemitsu, stehen, besucht, und immer wirkte er ergreifend auf mich.

Dann bin ich hinaufgeritten zur Perle japanischer Landschaft, zum Chuzenji-See (sp. Tschufenschi). Ich will den Leser mit den Namen der Orte und Wasserfälle, die ich sah, verschonen, sonst könnte ich auch in den schwulstigen Stil eines Kollegen verfallen, der schreibt: „Dort wo der Dayagava die letzten Rhyolithfelsen bei dem Orte Hachiishi überspringt zc.“ Also ich ritt an einem schönen Maimorgen in einem reizenden Tal längs des Flusses aufwärts. Anfangs lieblich, wurde es allmählich immer romantischer, und schließlich erinnerte es an die liebe Heimat in den Boralpen. Wasserfälle, einer 75 Meter hoch, stürzten über Felswände, der schmale Saumpfad schlängelte sich um schroffe Vorsprünge, dann prächtiger, hoher Laubwald, untermischt mit Kryptomerien. Hier hörte ich, was in Japan so selten ist, wieder Singvögel, und ich atmete frische, reine Gebirgsluft. 620 Meter stieg ich in die Höhe. Unten im Tal blühte und duftete es, hier oben aber sproßte das erste Grün. Plötzlich öffnete sich der Wald, der See lag vor mir. Das ist der Walchensee, so ernst, so walddumringt, so dunkel! Selbst eine kleine Insel, wie die Sausaß vor Sachenbach, liegt darin, fast gleich groß sind beide, und gäbe es hier ein Hintergrund wie dort das Karwändel, dann könnte man das Bild des einen Sees für das andere ausgeben. Wie in der Heimat bei Urfeld, so spiegeln sich auch hier ein Gasthaus und einige Fischer- und Bauernhäuser in der klaren Flut. Die freilich sehen anders aus. Es sind japanische Holzbauten, ein Hotel mit Glasschiebwänden, die anderen Häuser mit solchen aus

» Tokio, Nikko, an den Chuzenji-See und zurück nach Yokohama. »

Papier. Jetzt teile ich die Begeisterung der Japaner für ihren Chuzenji-See; er ist der einzige Japans, dessen Umgebung Hochgebirgscharakter hat. Wen sollte solche Landschaft nicht fesseln!

Noch einen Vorteil besitzt der Chuzenji, den, daß er vorzügliche wie Saiblinge aussehende und ebenso schmeckende Fische enthält. Schade, daß ich mich von diesem See, von Nikko und seiner Landschaft trennen muß. Von allen Orten in Japan könnte ich hier am längsten weilen.

Von Nikko ging ich zurück nach Yokohama. Am 9. Mai setzte sich die ganze Stadt in Festschmuck, weil am folgenden Tag die Hochzeit des Kronprinzen von Japan stattfand. Zugleich vereinte ein Ballfest die Angehörigen des deutschen Klubs und deren Freunde in ihrem hübschen Heim, und ich verlebte dort in eleganter Welt fröhliche Stunden. Am nächsten Morgen führte mich mein Fahrrad durch die meisten Straßen. So bunt, so reichhaltig flaggt man in Europa nicht, weil es dort keine so internationale Gesellschaft auf so engem Raum gibt, und weil man die japanische Sitte, statt durch wenige große, durch zahllose kleine Fähnchen und Laternen in den Landesfarben die Häuser zu schmücken, dort nicht kennt. Zudem hatten auch die Kriegsschiffe auf der Reede und die Handeldampfer im Hafen über die Toppen geflaggt, so daß zahlreiche, wirklich farbenprächtige Bilder entstanden. Ebenso machte abends die Beleuchtung der Straßen und der Schiffe einen schönen Eindruck. Auf dem Fahrrad besuchte ich die Mississippibai und eine herrliche Blumenausstellung, und zwei Tage später fuhr ich nach Kamakura und besichtigte dort einen in herrlicher Umgebung gelegenen Tempel, ein

☉ Tokio, Nikko, an den Chuzenji-See und zurück nach Yokohama. ☉

Museum mit interessanten, alten Gegenständen und den berühmten Daibutsu, eine vorzüglich in Bronze ausgeführte Statue des sitzenden Buddha, die aus dem 13. Jahrhundert stammt. — Längs der Küste führt ein Weg an den Felsvorsprüngen und Steilabfällen vorbei nach der Pilgerinsel Enoshima. Von fern könnte man sie für Misida bei Neapel, und wenn man darauf herumwandelt, für einen Teil von Korsu in der Gegend von Palaeokastrizza halten. Man sieht selten ein so romantisches Stückchen Erde, und daß eine Menge von Fischern dort Muscheln, getrocknete Fische und unzählige andere Kuriositäten feilbieten, erhöht nur den eigenartigen Reiz. Das Schönste auf der Insel ist das Theehaus auf der Westecke, wegen seines prächtigen Blickes auf die Küste mit den Hakonebergen und auf den Fuji-no-Yama im Hintergrund.

Yokohama wollte mir, wie es scheint, alles bieten, was nur möglich ist. Am Abend des 11. Mai fand ein Ball im Grand Hotel statt, bei dem ich Gelegenheit hatte, eine große Zahl amerikanischer Damen, von der Tochter eines der reichsten Kupferkönige der Vereinigten Staaten bis zu den problematischen Schönen, welche ihre Reize zu Markt tragen, zu beobachten. Ich sah Unmassen von Edelsteinen, eine Auswahl von reichen, schönen und auch von unglaublich geschmacklosen Toiletten, ich freute mich über graziöse, hübsch tanzende Paare, lachte im Innern über unbeholfene und tanzte schließlich selbst ganz vergnügt mit.

Den Glanzeffekt Yokohamas bildete aber nachts 2 $\frac{1}{2}$  Uhr ein Erdbeben. Wände knirschten, Türen sprangen auf, ängstliche Hotelgäste rannten auf die Korridore, alles

• Tokio, Niffo, an den Chuzenji-See und zurück nach Yokohama. •

rief durcheinander, aber es geschah kein Unglück. Es soll nicht das stärkste, aber das längst dauernde Erdbeben seit Jahresfrist gewesen sein, indem es 4 Minuten 20 Sekunden währte. Mich berührte es wenig, und ich schlief bald wieder ein, aber es freut mich, ein richtiges Erdbeben direkt unter mir erlebt zu haben. Noch einige Zeit lang folgten kleine Nachwirkungen, indem alle Schlüsselschilder, die aus Messingplatten bestehen, im Hotel anschlugen und klangen, wie wenn schwere Wagen über die Straße führen, so erzählte man mir; ich selbst habe davon nichts mehr gehört.

Ehe ich Japan verlasse — es geht nun weiter nach Osten über das große Meer — möchte ich noch einmal die hier gewonnenen Eindrücke zusammenfassen.

Beim Betreten Japans in Nagasaki, dann in Kobe, Kioto, Nara und noch in Nagoya ergriff mich eine wahre Begeisterung für Japan und seine Bewohner. Die lieblichen Landschaften, die wechselreichen Bilder von Bergen, Ebenen, Seelandschaften und Meeresbuchten entzückten das Auge, die vorzügliche Behauung der Äcker, die Reinlichkeit der Straßen, die poetische Lage und Ausstattung der Tempel, die ausgezeichneten technischen Anlagen wie der Bivakanal, die zahlreichen elektrischen Werke und anderes erfüllten mich mit Hochachtung, und die Höflichkeit und Freundlichkeit der unteren Stände Japans erfreuten mich in innerster Seele. Je mehr ich aber auch die Japaner höherer Kreise beobachten konnte, je mehr ich Erfahrungen im Verkehrswesen sammelte, die Leute in Yokohama und Tokio kennen lernte, und vor allem je mehr ich von Herren der verschiedensten europäischen Nationen, welche

lange in Japan leben, hörte, durch sie in die inneren politischen, handelspolitischen, sozialen und allgemeinen Verhältnisse eingeweiht wurde und dann mit theoretisch geschultem Auge in dieser Richtung beobachtete, desto schneller ging es mit meiner Begeisterung abwärts. Selbst die Frauen erscheinen mir jetzt in ganz anderem Licht. Es ist wahr, Japans Frauen und Mädchen sind sehr niedlich, sehr höflich, freundlich und entgegenkommend und haben selbst in den untersten Klassen, z. B. bei den Mesams, eine außerordentlich liebenswürdige Form. Das ist freilich sehr viel, aber auch alles. Dagegen fehlt ihnen jeder Ernst, jede echte, uns an unseren Frauen so entzückende weibliche Würde. Wenn sie auf ihren Holzschuhen dahergeklappert und Schrittchen vor Schrittchen herantrippelt kommen, muß man lachen. Sie tun es ebenfalls, gehen auf jeden Scherz ein, scherzen mit und sind und sehen aus wie niedliche Püppchen, wie naive Kinder. Das ist sehr nett, wird aber auf die Dauer langweilig. Ihre Kleidung ist hübsch und farbenreich, und ihre Haarfrisur ist tadellos ordentlich und steht sehr vorteilhaft zu Gesicht. Hinsichtlich der Sorgfalt, die sie auf ihr Äußeres verwenden, und überhaupt ihrer äußeren Formen können sie mancher Europäerin als Beispiel dienen. Überdies sieht man sehr wenig häßliche Frauen, weil ihr heiteres, freundliches Temperament die Japanerinnen jugendlich und frisch erhält. Aber auf die Dauer genügen solche Dinge nicht; man verlangt Kern, Seele — und das scheint der Japanerin zu fehlen. Sie ist und bleibt ja auch stets nur Dienerin und gilt nie als dem Manne ebenbürtig.

In Beziehung auf die Männerwelt ist meine an-

fängliche Begeisterung vollständig geschwunden, und gegenüber den höheren Klassen hat sie sich sogar teilweise in Abneigung verwandelt. Dafür, daß die Japaner im allgemeinen ebenso häßlich, wie ihre Frauen und Mädchen niedlich aussehen, können sie ja nichts, aber es ist oft schwer, über ihre Häßlichkeit hinwegzublicken. Auch hierin zeichnen sich die höheren Klassen unvoretheilhaft aus; ich bin z. B. Offizieren begegnet, die wirklich haarsträubend aussahen. Das wäre aber noch das Geringste. Ihre mangelhaften Formen und ihre schlechten inneren Eigenschaften sind es, die die modernen Japaner oberer Stände bei fast allen Nationen gleich unbeliebt machen. Sie sind ein erst halb kultiviertes Volk von Emporkömmlingen, welches seine guten, alten Eigenschaften vielfach aufgegeben und von uns Europäern in erster Linie die schlechten angenommen hat. Die frühere, jetzt nur noch in den unteren Klassen übliche Höflichkeit ist bei den oberen Klassen fast gänzlich verschwunden, dagegen haben sie das wenig schöne Benehmen junger englischer globe trotters angenommen. Die maßlose Trunkenheit englischer Schiffsbesatzungen hat ebenfalls Schule gemacht, und am Hochzeitsfest des Kronprinzen sah man reichlich genug betrunkene Japaner.

Wenn die Leute ferner nur wüßten, wie lächerlich häßlich sie im europäischen Anzug aussehen! Die sonderbaren Gesichter im schwarzen Rock mit Cylinder am Hochzeitstag — es war unglaublich. Das sind nun alles Außerlichkeiten, und man könnte trotzdem die Japaner hochschätzen, wenn sie nicht die unangenehmen Eigenschaften aller Emporkömmlinge und noch viel schlechtere dazu hätten. Sie sind, wie ich schon wiederholt erwähnte, hochmütig, in

☉ Tokio, Nifko, an den Chuzenji-See und zurück nach Yokohama. ☉

lächerlicher Weise eitel, gewalttätig, wo sie sich überlegen fühlen, durchaus unzuverlässig, im Handel nicht ehrlich, in Rechtsfragen parteiisch, und in ihrem Interesse lügnerisch bis zum äußersten. Diesen vielen, sehr schlechten Eigenschaften stehen nur wenig gute entgegen, und diese kommen dem Fremden gegenüber nicht besonders zum Ausdruck. Sie sollen ein gutes Familienleben führen, haben sehr viel Sinn für die Natur, sind sehr reinlich, besitzen eine glühende Vaterlandsliebe, ein lebhaftes Gefühl für militärische Ehre und große Tapferkeit. Das sind noch die Reste der strengen aber guten Erziehung aus der Feudalzeit. Alles das geht uns aber wenig an. Wir Europäer lernen vorzugsweise ihren Hochmut, ihre Unzuverlässigkeit und ihre Parteilichkeit erkennen. Letztere ist beispiellos und sucht meist nicht einmal den Schein zu wahren. Es gibt hiefür eine Menge von Beispielen. Daß sie jetzt ein Gesetz vorbereiten, wonach jeder radfahrende Europäer mit 6, jeder radfahrende Japaner mit nur 1 Yen Jahressteuer belegt wird, mag noch gehen; wie sie aber die alten Verträge über Grundrechte u. s. w. gegenwärtig zu brechen versuchen, ist unerhört. Freilich wagen sie dies nur, weil die europäische Diplomatie sich in manchem überlisten ließ, indem sie z. B. die Gerichtsbarkeit über Europäer an die Japaner auslieferte, und ferner weil unsere Vertreter in gewohnter Uneinigkeit und Eiferfuchtelei keinen einheitlichen Weg finden, die japanischen Anmaßungen energisch zurückzuweisen. Bei dem Streit über die Grundrechte in den Settlements kommt dies drastisch zur Geltung. Nach den alten Verträgen hatten Europäer, welche sich im Gebiete der Settlements, d. h. der speziell für europäische Niederlassungen bestimmten

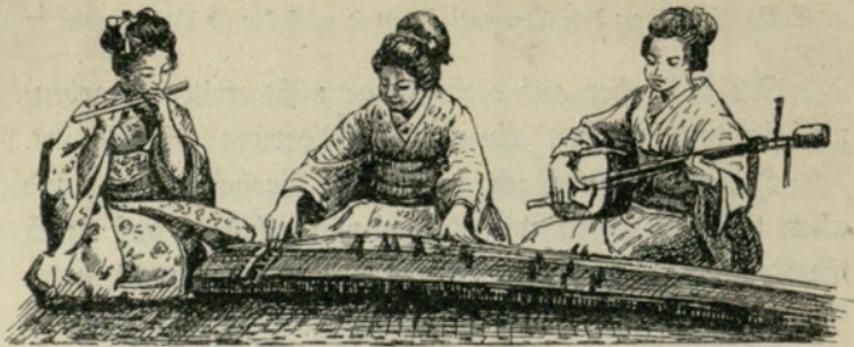
» Tokio, Niffo, an den Chuzenji-See und zurück nach Yokohama. »

Landstrecken ankauften, keinerlei Grundsteuer zu entrichten. Dadurch verlockte man viele Europäer, sich z. B. auf dem sogenannten Bluff von Yokohama anzukaufen und daselbst hübsche Villen zu bauen. Mit der Auslieferung der Gerichtsbarkeit an die Japaner ist nun jede Autorität, welche die Einhaltung der Verträge garantieren könnte, geopfert worden. Die schlauen Japaner kümmern sich nun gar nicht um die alten Verträge und wollten die europäischen Grundeigentümer stark besteuern. Natürlich klagten alle Europäer bei ihren diplomatischen Vertretern. Statt nun einheitlich vorzugehen und den Japanern deutlich, vielleicht mit einem Hintergrund von einer stattlichen Zahl von Kriegsschiffen zu erklären, was Recht ist, und wie man nach europäischem Recht und Anstandsgefühl Verträge hält, stimmten der englische Vertreter aus politischen und der amerikanische wahrscheinlich aus eigennützigem Geld-Interessen für die japanische Anschauung, und dadurch sind die anderen isoliert. Nun will man sich durch Kommissionsberatungen über diesen Fall einigen und mit den Japanern verhandeln. Dies ist aber nach Ansicht der genauesten Kenner japanischer Verhältnisse grundfalsch. Wenn die Japaner merken, daß sie an jedem Vertrag rütteln und ihn zu neuer Verhandlung resp. Abänderung bringen können, dann werden sie schließlich an allen abgeschlossenen Verträgen rütteln. Außerdem muß man sich sagen: „Wozu sind denn unsere politischen Vertreter da, wenn sie eine so ernste Frage wie Änderungen von politischen Verträgen oder von Verträgen, welche die politischen Vertreter abgeschlossen haben, auf private Kommissionsberatungen verweisen?“

Ich will aber auf diese Frage nicht weiter eingehen, weil sie den Rahmen einer Reiseschilderung überschreitet.

Jedenfalls habe ich aus allen Beobachtungen und allen Erkundigungen die Anschauung erlangt, daß durch die Neugestaltung des inneren japanischen Lebens die alten sympathischen Eigenschaften der Japaner größtenteils zu Grunde gingen, und daß in dem gegenwärtigen Japan uns Europäern ein unangenehmer, und wenn auch noch nicht gerade gefährlicher, doch höchst unsympathischer Konkurrent erwächst, gegen den die bisher gezeigte Rücksicht ganz falsch angewendet ist. Nun, vielleicht erhalten die Japaner einmal von irgend einer europäischen Macht eine ernste Lehre und kommen dann zu richtiger Selbsterkenntniß und zu der Bescheidenheit, die sich für sie geziemt. — Nun Adio Japan! —

Ich lese in so vielen Reisebüchern, daß die betreffenden Schriftsteller sich in einer Art von elegischer Stimmung befanden, als sie von Japan Abschied nahmen, um über den Stillen Ozean nach Amerika zu reisen. In einer solchen befinde ich mich keineswegs. Gewiß, das japanische Land war reizend, und sehr vieles hat mich hier in hohem Maße entzückt. Aber ich bin doch froh, die Reise fortsetzen zu können. Es stehen noch Amerikas Naturwunder vor mir, und dann — es geht ja wieder der lieben Heimat zu. Das möge mir aber jeder Leser glauben: Reisen erfrischt, belehrt und bildet Körper und Geist. Aber es gibt uns noch eine Lehre, und das ist einer der besten Erfolge großer Reisen, man lernt immer deutlicher erkennen: „Am schönsten ist es doch in der Heimat“.



## Über den Stillen Ozean. Honolulu.

Sechzehn Jahre sind verflossen, seit denen mich jeder Frühling oder Winter ein Stück weiter nach Osten geführt hat. Nachdem ich Japan gesehen, stand ich vor der Frage, ob ich wieder über Indien, oder über Amerika zurückkehren sollte. Mein Entschluß war schnell gefaßt. Zeit, Lust, Kraft und Geld reichten noch, also auf nach Amerika! So kam ich von Osten her in die Vereinigten Staaten und lernte sie daher in umgekehrter Richtung kennen, wie wir Europäer es gewöhnt sind. Auf diesem Wege möge auch der freundliche Leser mir folgen.

Am 13. Mai verließ ich Yokohama und schiffte mich auf der „Gaelic“, d. h. Gallien, einem Dampfer der englischen Occidental and Oriental S. S. Co. ein, um über das große Wasser nach Amerika zu fahren. Seit dem frühen Morgen stürmte es, und der Regen fiel in Strömen. Um so rührender fand ich es, daß ein junges Ehepaar aus Hamburg und noch ein jüngeres aus Speyer an den

Hafen kamen, um mir Blumen zu überreichen, Lebewohl zu sagen und Grüße an unsere gemeinsamen Bekannten aufzutragen. Man sieht doch, daß im Ausland die Landesangehörigkeit besser zusammenschweißt, als man zu Hause ahnt. Ja, ja, Ihr lieben Landsleute in der Heimat mit Euerem Partikularismus, Euerer Kirchturmpolitik und Euerem Scholleninteresse, die echten, guten Großdeutschen, frei von engherziger Kleinlichkeit, die findet man dort draußen, wo sich der Blick erweitert hat, und wo man darüber weg ist, ob das Reich, der Einzelstaat oder die Stadt zählt, wo man eben versteht, daß der einzelne auch dann, und auf die Dauer nur dann gewinnt, wenn das große Ganze Vorteil hat. Ich will hier, ehe wir das unendliche Meer durchfurchen, noch einmal zum asiatischen Land zurückkehren und schildern, welchen Eindruck mir die Stellung der Deutschen und insbesondere der deutschen Kaufleute in Asien machte. Voraus sei gesagt, mit Stolz hat es mich erfüllt, zu sehen, wie gerade der deutsche Kaufmann es verstanden hat, sich im ganzen Osten die erste Stelle zu erwerben, die Engländer in Beziehung auf persönliche Leistung überall und auch in geldlicher Beziehung an vielen Plätzen aus dem Sattel zu heben und die ostasiatische Welt zu lehren, daß Deutschland nicht nur durch seine Wehrkraft und Wissenschaft, sondern auch durch seine Kaufmannschaft bald alle anderen Nationen, selbst die Engländer, aus dem Felde schlagen wird. Aber das Ziel ist noch nicht erreicht, wir sind nur auf dem Wege dahin, und vielfach mögen auch noch falsche Pfade eingeschlagen werden. Meine Anschauungen sind die eines Laien in kaufmännischer Beziehung und mögen daher auch

teilweise irrtümlich sein. Ich schildere in dieser Beziehung nur so, wie ich sah und hörte. Im allgemeinen imponierte es mir, daß die größten und geachtetsten Firmen in Asien nicht, wie ich vorher glaubte, englische, sondern deutsche sind. Schon auf Ceylon sagt einem jeder Eingeborene: die mächtigsten Kaufherren sind die Deutschen Freudenberg und Hagenbeck. Das geht so weiter in Birma, in Singapore, Hongkong, Schanghai und selbst in Tonkin. Und erst auf dem Meere! Ich bin noch in der beschränkten Ansicht erzogen worden, auf dem Meere seien sowohl als Kriegsleute wie als Kauffahrteifahrer die Engländer un-  
 freitig die besten und bedeutendsten. Über die erste Gattung erlaube ich mir kein Urteil. Die letztere aber habe ich nach den verschiedensten Richtungen kennen gelernt, und zu meiner freudigsten Überraschung gesehen, daß jene Ansicht durchaus veraltet ist, daß nicht die Engländer, sondern die Deutschen, wenn auch nicht die zahlreichsten, so doch die angesehensten Seefahrer des Ostens sind. Keine englische Schiffahrtsgesellschaft, überhaupt keine, kann hier gegen den Norddeutschen Lloyd aufkommen, und als am 11. Mai 1900 die „Hamburg“ der Hamburg-Amerika-Linie in Yokohama einlief, sah man an den bestürzten Gesichtern der Engländer, wie es sie berührte, daß nun noch eine zweite deutsche Gesellschaft mit solchen Riesendampfern in Asien auftritt. Daß deutsche Firmen in den letzten drei Jahren ganze englische Flotten aufgekauft haben, wie die vollständige Scotch-Oriental Line, die Holt Line und noch eine dritte, hat nicht nur die Zahl und Macht der Handelsflotte sehr verschoben, sondern auch das englische Ansehen schwer geschädigt.

Ich habe aber den Eindruck gewonnen, daß wir zu weiteren Erfolgen sicher aber nur dann gelangen werden, wenn wir alle Unternehmungen von Anfang an im großen oder doch mit möglichst ausgiebigen Mitteln betreiben. Ich habe hier in verschiedene deutsche Kaufmannskreise Einblick bekommen und dabei die Überzeugung gewonnen, daß ein junger Mann ohne Mittel kaum Aussicht hat, sich emporzuarbeiten, selbst wenn er noch so tüchtig ist. Ein solcher möge lieber nach Südamerika gehen. In Asien muß man mit einer sehr sicheren geldlichen Grundlage arbeiten, um durch die Geldmacht, verbunden mit der zähen, fleißigen, deutschen Arbeitskraft alle Konkurrenz zu besiegen.

Die Eingeborenen arbeiten im allgemeinen mehr und, was die Chinesen betrifft, auch ebenso zuverlässig wie wir, dabei aber viel billiger. Darum kann ein junger Deutscher durch einfache Arbeitsleistung auch nicht in den höheren kaufmännischen Stellen, z. B. als Kassierer oder Buchhalter, mit dem Chinesen wetteifern. Ich habe im ganzen Osten keine Bank, kein größeres Geschäft gesehen, von der Deutsch-Asiatischen Bank angefangen, in der nicht Chinesen in den wichtigsten Vertrauensstellungen gewesen wären. Ebenso war es in Indien mit den Hindu. Deutsche Bankbeamte haben mir eingestanden: Wir können ohne chinesische Kassierer gar nicht arbeiten, schon wegen der nötigen Sprachkenntnisse, der lokalen Erfahrungen und wegen der fabelhaften Geschicklichkeit der Chinesen in der Behandlung der verschiedenen Geldsorten. Ähnlich sei es in allen offenen Geschäften, selbst beim Detailverkauf europäischer Waren. Es bleibt also außer der Buchführung für einen jungen Mann wenig übrig, wenn er nichts mitbringt als

Arbeitskraft und guten Willen. Daher sollte ein junger deutscher Kaufmann nur dann nach Asien gehen, wenn er in einem großen deutschen Hause fest angestellt ist, er also nicht ins Unsichere zieht. Ich habe junge, tüchtige Leute kennen gelernt, die das versäumten und nun mit bestem Willen nicht in die Höhe kommen können.

Wie in der Arbeit der Eingeborene, vor allen der Chinese, so ist bei der Gründung von neuen Geschäften der Engländer mit seinem noch immer stark überlegenen Geldbeutel der Konkurrent und macht mit seiner angeborenen Rücksichtslosigkeit jeden geldschwächeren Mitbewerber so schnell als möglich tot. Daher wird im allgemeinen ein Kaufmann mit geringen Mitteln im Osten nur sehr wenig Aussicht haben, auf einen grünen Zweig zu kommen, ich möchte daher jedem raten, nicht klein anzufangen, wo englische Konkurrenz zu fürchten ist.

Auch ich hatte früher die landläufige Phrase: „der Engländer ist der erste Kaufmann der Welt“, geglaubt, und meinte, das beziehe sich auch auf englische persönliche Leistungsfähigkeit. Man hat mir aber gründlich die Augen geöffnet und bewiesen, daß selbst in englischen größeren Geschäften Deutsche die eigentliche Arbeitskraft, und nur Name und Geld englisch sind. Ich kenne z. B. eine englische Brauerei in Yokohama, deren sechs europäische Angestellte Deutsche sind, und die durch ihren tüchtigen deutschen Leiter alle anderen Brauereien weit überflügelt hat.

Ganz dasselbe ist auch in Rangoon der Fall. Große Reismühlen gehören dort Engländern oder sogenannten Deutschengländern, aber die Leiter sind Deutsche; die größte Holzsägemühle gehört Engländern, der Leiter ist ein

Deutscher, kurz englisches Kapital wird durch deutsche Arbeitskraft nutzbar gemacht. Nicht nur durch diese praktische Ausnützung, sondern auch theoretisch erkennen jetzt die Engländer immer mehr die geistige, und ich möchte sagen physische, weil ausdauernde Leistungsfähigkeit des deutschen Kaufmanns an. Darum fürchten sie diesen so sehr und vernichten mit ihrer Geldmacht jeden, der mit unzureichenden Mitteln in den Wettbewerb eintritt.

Daraus geht aber auch hervor — und das ist eine Lehre, die uns mit stolzer Genugtuung erfüllen darf — daß, wenn ausreichendes deutsches Kapital sich mit deutscher Leistungsfähigkeit vereint, weder der reiche Engländer noch der fleißige Eingeborene mit unsern Kaufleuten konkurrieren kann, daß dieser glücklichen Vereinigung das überraschende Aufblühen unseres Handels im Osten zu danken ist, und daß wir auf diesem Wege alle anderen Nationen gründlich aus dem Felde schlagen.

Darum möchte ich raten: „Deutsche Kaufherren, beginnt Unternehmungen im Osten nicht mit halber Kraft, sondern stets im großen mit reichen Mitteln, oder gar nicht.“

„Deutsche junge Kaufleute, geht nach Osten nicht ins Ungewisse, sondern nur, wenn Ihr sichere Stellungen habt.“

Beiden möchte ich aber zurufen: „Stellt doch Euer Geld, und vor allem, Ihr jungen Herren, stellt doch Euere prächtige Leistungsfähigkeit nicht so schnell in fremden Dienst, schneidet nicht ins eigene Fleisch. Lieber etwas bescheideneres deutsches Brot, als reicheres fremdes, besonders wenn man durch seine Arbeit den Konkurrenten

der eigenen Landsleute stärkt.“ Immerhin sehe ich ein, daß nicht alle unsere jungen Leute in deutschen Geschäften Unterkunft finden können, sondern mancher sein Brot im Auslande suchen muß. Wenn ein solcher sich dann nur sein Deutschtum wahren wollte! Leider aber — es ist traurig — gibt es hier draußen viele Deutsche, welche noch jetzt nach dem großen Jahre 1870 aus Geldinteresse oder weiß der Hefker aus welchen Gründen ihr Deutschtum ganz oder teilweise verleugnen und in läppischer Affenart alles nachahmen, was englisch ist. Ich lernte mehrere solche Exemplare kennen z. B. einen Berliner Seifenreisenden für ein Londoner Geschäft, zwei reiche, junge Hamburger, die in erster Linie englischen Umgang suchten, fast nur englisch sprachen und unter anderem äußerten, „wir gehen nicht nach Kiautschou, denn für diese deutsche Provinz haben wir kein Interesse, lieber bleiben wir länger in Hongkong.“ Dabei reisten beide zum Vergnügen und waren in Bezug auf Zeit und Geld in keiner Weise beengt. Das Klassischste war jedoch ein junger Sachse von Adel, der mit dem Hut auf dem Kopf, wie es sogar kaum ein Engländer tun würde, in ein deutsches Berufskonsulat trat, in englischer Sprache etwas verlangte und sich dort erst belehren lassen mußte, daß man als Europäer bei einem deutschen Konsul den Hut abnimmt und als Deutscher daselbst deutsch zu sprechen hat. *Nomina sunt odiosa.*

Im Gegensatz hierzu freut man sich, wenn man anderseits sieht, wie sich der echte deutsche Gedanke bei wirklich echt deutschen Männern auch durch nichts behindern läßt. In dieser Beziehung nenne ich in erster Linie den ganzen deutschen Klub in Rangoon. Alle Achtung, wie diese Herren

— auch wenn sie in englischem Brot stehen — gut deutsch aufzutreten wissen, und wie sie es verstanden haben, sich dadurch eine ganz besondere Achtung bei allen Nichtdeutschen, auch bei den Engländern zu erwerben. Nirgends steht der deutsche Klub in solchem Ansehen wie hier in Rangoon. Dann möchte ich als gleich aner kennenswerth, wenn auch die äußeren Verhältnisse ihnen nicht eine solche Machtstellung geben können, den deutschen Klub in Madras und den in Kobe erwähnen. Auch in Schanghai könnte Ähnliches erreicht werden, und Herr Hayn, der Chef der deutschen Freiwilligen-Kompagnie, und andere bringen dafür wahrhaftig Opfer genug. Aber es scheint mir, als ob dort die Chefs ihre jungen Leute nicht genug heranzögen. In Yokohama beklage ich nur, daß man die deutschen Damen — und es gibt dort viele sehr reizende — so fern vom Klub hält. Man zwingt sie dadurch, fremden Umgang zu suchen, während es für manchen Herrn gewiß ganz gut wäre, auch noch mit anderen Damen zu verkehren, als nur mit japanischem Spielzeug. Auch darin möchten sich doch die damenfeindlichen Herren einmal den Klub in Rangoon zum Beispiel nehmen. Abgesehen davon aber ist es eine Art von Ehrenpflicht, den deutschen Landsmänninnen, die ihren Männern bis Japan folgen, auch etwas zu bieten. Also, Ihr hartgesottenen Frauenfeinde oder besser gesagt, Feinde ehrbarer deutscher Frauen, bekehrt Euch! —

Auch in Beziehung auf die Schifffahrt habe ich überraschende Erfahrungen gemacht. „Die deutsche Armee verhaut, wenn es sein muß, die ganze Welt.“ Das steht in meinem Innern fest, seit ich Offizier wurde. „Die deutsche Wissenschaft überragt alle“. Das glaube ich auch.

Seit ich mich nun um außerdeutsche Dinge kümmerte, las ich und hielt es auch für richtig: „die englischen Passagierschiffe sind die besten auf der Erde.“ Wie mich darin aber allmählich meine vielen Reisen anders belehrt haben! Es ist wahrhaftig keine parteiische Voreingenommenheit von mir, sondern einfach klar und wahr: „Weit aus die besten, schönsten und schnellsten Schiffe auf der Erde sind die deutschen“. Das klingt fürchterlich stolz; aber ich wiederhole, es ist buchstäblich wahr, und das danken wir dem Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie. Ich will aber nicht zu viel von unseren Schiffen schreiben, sonst meint ein Fremder, ich würde dafür bezahlt. Ein Engländer oder Amerikaner versteht es ja nicht, daß ein Mann Ansichten dieser Art ohne materiellen Vorteil äußern kann. Sie verstehen uns Deutsche überhaupt nicht.

Da fahre ich nun dahin auf dem großen Stillen Ozean. Wer den Namen „still“ erfunden hat, der verdient gehonort zu werden. Ein Reisekollege auf der „Gaelic“ nennt ihn den „heimtückischen“, und das ist die richtige Bezeichnung; denn seit unserer Abfahrt wogt er unaufhörlich auf und ab. In 7 Tagen habe ich ihn noch keine Minute „still“ gesehen. Nun sind wir 1800 Seemeilen, also rund 3000 Kilometer vom nächsten Land entfernt, und dennoch begleiten uns tagsüber 6, 8 oft 10 braune Albatrosse und sogar einzelne kleine Seeschwalben, die nachts auf dem Wasser schlafen und über den ganzen Stillen Ozean verbreitet sein sollen. Einmal sahen wir zugleich vier große Herden von Schweinsfischen, wohl über 300 Stück. Sonst Wasser, überall Wasser. Auf der „Gaelic“ ist es nicht sehr unterhaltend, überdies rollt und

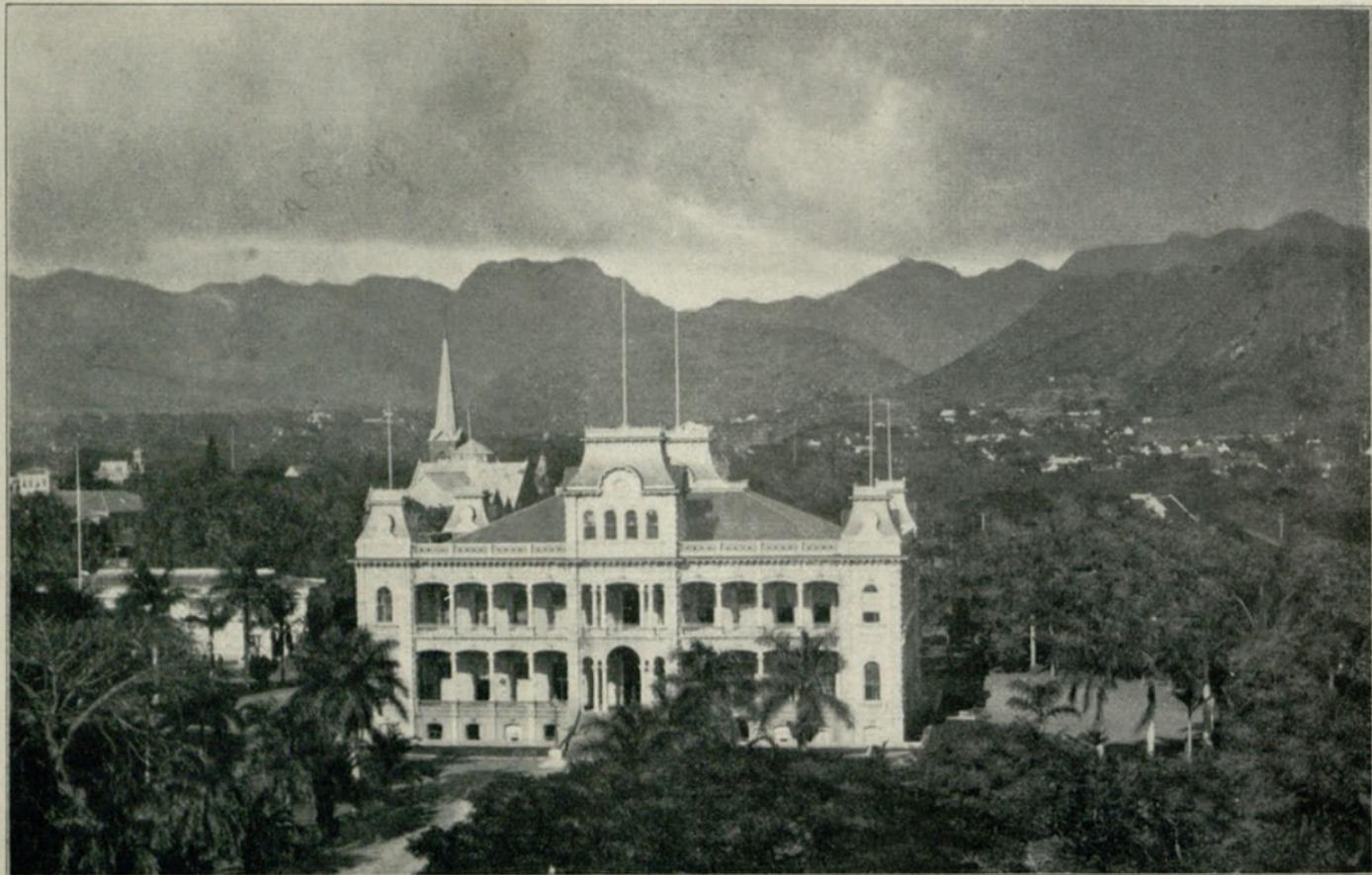
stampft das alte, schlechte Schiff ununterbrochen. Das langweilige englisch-amerikanische Element ist bei den Passagieren vorherrschend, Musik und eine ausreichende Bibliothek gibt es nicht; nur einige mäßige, englische Bücher sind vorhanden; der Kapitän und die Offiziere kümmern sich auf englischen Schiffen ja nie um die Reisenden, und somit ziehen wir öde auf öder Bahn dahin und sehnen uns heim oder nach dem Ende der Reise oder wenigstens nach einem deutschen Dampfer. Wenn doch einige anregende oder irgendwie interessante Menschen an Bord wären! Nichts davon. Alles nüchtern, alltäglich, Duzendware, darunter auch einige wenigstens äußerlich nette, sonst aber schrecklich langweilige Engländerinnen. Nur die großen, ernstesten Koreaner des Zwischendecks in ihren weißen Anzügen, mit ihren à la chignon aufgesteckten Haaren und dem sonderbaren Hutgestell darüber bieten einiges Interesse. Ich kann wohl sagen, ich habe noch nie eine langweiligere Seefahrt gemacht, und gerade diese dauert 19—20 Tage.

Ein Walfisch! Alles rennt und schaut nach der kleinen Fontäne, die er ausspritzt. Man ist auf dieser endlosen Wasserwüste auch für die geringste Unterhaltung dankbar.

Den 19. Mai feierten wir zweimal. Beim Überschreiten des 180. Längengrades wird der Tag, den man bei einer Ostreise um die Erde gewinnt, doppelt vermerkt. Daher hatten wir zweimal Sonnabend, den 19. Mai. Das wird den Neulingen erklärt, verschiedene verstehen es aber doch nicht, und man debattiert weiter darüber. Freilich manche Erklärungen waren auch derartig, daß ich es

einer jungen Holländerin nicht verargen konnte, wenn sie ungläubig dabei den Kopf schüttelte.

Am 22. Mai nachmittags erschien ein grauer Streifen zur Rechten. Land! Die erste hawaiische Insel war in Sicht. Ihr Schattenriß verschwand aber bald wieder, und wir steuerten bei starkem Winde weiter südöstlich. Unsere abscheuliche „Gaelic“ schaukelte, um mich echt laienhaft auszudrücken, wie eine Nußschale. Endlich nachts 2 Uhr: „Stopp!“ Wir hielten vor Honolulu. Am nächsten Morgen betrachtete ich das merkwürdige Bild vor mir. Eine im Grünen liegende, halb verborgene, hübsche Stadt, ein Kranz von teilweise bewaldeten Bergen, und dicht vor mir Kohlenhaufen und Lagerschuppen. Das hat mich etwas ernüchtert. Ich erwartete eine Art von Colombo und sah mich nun sehr enttäuscht. Überhaupt einen Vergleich mit Ceylon, wie ihn einige Schriftsteller anstellen, hält Honolulu nicht aus. Auf dem Lande selbst macht der Ort aber einen viel günstigeren Eindruck, und je weiter man sich von dem flachen und schlechten Hafen entfernt, desto schöner entfaltet sich die Stadt vor dem Besucher. Auf dem Hauptplatz zwischen dem früheren Palast des Königs Kalakaua und dem Regierungsgebäude ist man überrascht von der unerwarteten Großartigkeit der Bauten, dem originell schönen Denkmal des Königs Kamehameha und der üppigen Flora aller Gärten und Anlagen. In den weiter landeinwärts gelegenen Straßen sieht man reizende, meist aus Holz erbaute Villen inmitten ganz entzückender Gärten; aber auch höhere Steinbauten sind keineswegs selten. Von dem dicht bei Honolulu gelegenen Punschbowlenberg hatte ich eine prächtige Aussicht auf die



Der frühere Königspalast in Honolulu.



Stadt und ihre Gärten. Palmenhaine, Reis- und Gerstfelder, Zuckerrohranlagen, Bananengärten u. s. w. bewiesen, wie gut das Klima und wie fruchtbar der Boden ist, und daß hier auch hinreichendes Süßwasser vorhanden sein muß, um eine so hohe Bodenkultur zu erreichen. Es fehlen hier nur Menschen. Die Ureinwohner, die Kanaken, sind durch Kriege und durch die mit der europäischen Kultur gekommenen Krankheiten so vermindert worden, daß von den ursprünglichen 400 000 Bewohnern der Hawaiiischen Inseln vielleicht nur noch ein Zehntel übrig ist und Chinesen und Japaner als Arbeiter herangezogen werden mußten. Dadurch hat Honolulu sein altes Gepräge verloren; es ist jetzt eine kosmopolitische Stadt von etwa 45 000 Einwohnern geworden. Ihre Bevölkerung besteht aus Europäern, Amerikanern, Chinesen, Japanern und einzelnen wenigen Kanaken. Auch hier gehören deutsche Kaufleute zu den ersten in der Stadt.

Abends halb 5 Uhr machte sich unsere alte „Gaelic“ wieder reisebereit. Auf der Landungsbrücke spielte die Stadtkapelle fleißig und ziemlich gut. Zahlreiche neue Passagiere waren an Bord gekommen. Es ist eine reizende Sitte, daß die Abreisenden von ihren zurückbleibenden Bekannten mit Blumenkränzen beschenkt werden. Jeder hängt dem Freunde noch einen Kranz um, auch die früheren Passagiere haben sich mit Kränzen versehen, und am Abend sah daher der Marterkasten „Gaelic“ wie ein Blumenfeld aus. Es waren recht angenehme Stunden, die ich in Honolulu verlebte, sicher aber hätte mich der dortige Aufenthalt noch mehr befriedigt, wenn man nicht vorher durch übertriebene Schilderungen meine Erwartungen

zu hoch gespannt hätte. Jedenfalls haben die Amerikaner mit der Besitznahme dieser günstig gelegenen Hawaiischen Inselgruppe einen guten Griff getan, denn Boden und Klima scheinen vortrefflich zu sein, und die Entwicklung des Hafens ist bei der Lage auf dem Wege von Asien nach Amerika zweifellos eine stets wachsende.

Raum hatten wir die schützenden Dämme des Hafens von Honolulu verlassen, da faßten uns die brausenden und zischenden Wellen des „Stillen“ Ozeans wieder von der Seite, und unser alter Kumpelkasten zitterte, ächzte, stampfte und rollte ununterbrochen. Seit Honolulu sind noch dazu in allen Kabinen je drei Passagiere untergebracht, und wegen des Seegangs hat man sämtliche Luken geschlossen. Welche Luft da herrschte, kann sich nur der vorstellen, der schon auf einem engen, alten Schiff eine solche Fahrt à la Heringstonne in den Tropen erlebte. Es ist schaurig. Ehe ich da unten schlafe, lasse ich mich lieber nachts auf Deck von den Wellen über und über begießen. Das kann noch schön werden.

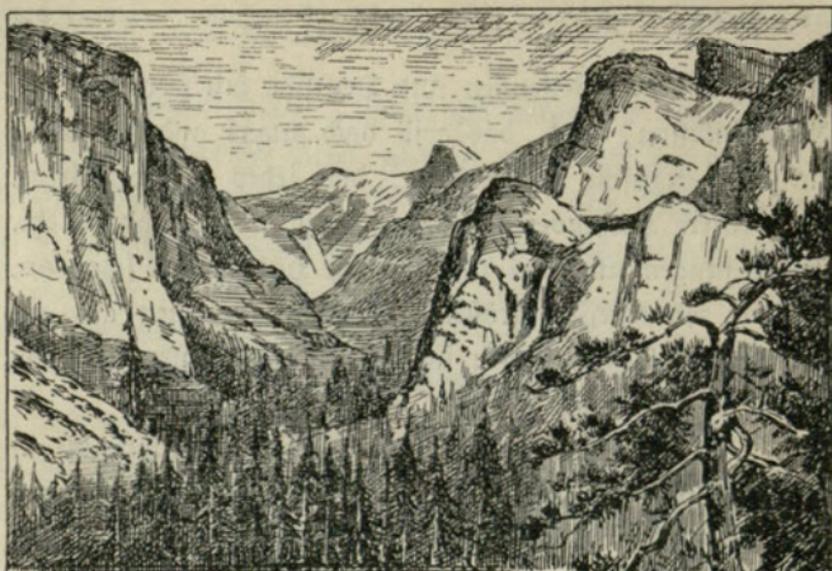
Eine sehr hübsche Amerikanerin kam an Bord. Aber, aber! Ist ihr Begleiter ihr Mann, dann bedauere ich ihn herzlich; ich glaube aber, er ist nur ihr Geschäftsführer. Sonst sind auch die neuen Passagiere nur Nummern eines weiteren Duzend. Nüchterne Geldmenschen mit halber Bildung, mäßigen Manieren und großer Arroganz. Man verliert in dieser englisch-amerikanischen Umgebung jede Höflichkeit und bessere Form und wird ein Raubbein wie alle. Wie anders ist es doch auf einem Dampfer der Hamburg=Amerika-Linie und des Norddeutschen Lloyds. Hier hat man eben auch gebildete Schiffs-offiziere, und der

größte Teil der Reisenden sind Deutsche mit Herzens- und Geistesbildung, und das will doch etwas anderes sagen als diese englische Frackdressur, der jedes tiefere Wissen, jede feinere Herzensempfindung, jedes Taktgefühl abgeht. Leider fangen auch bei uns einzelne Halbwertige schon an, auf die Frackdressur größeres Gewicht zu legen als auf die Geistesbildung, indem sie den Mangel unter fremdem Firnis zu verbergen suchen.

Vom 24. Mai an kam etwas bessere Stimmung in die Passagiere. Man feierte den Geburtstag der Königin von England mit Diner und Sportspielen, und durch diese gemeinsame Feier wurde auch ein lebhafterer Verkehr der Passagiere angebahnt.

Noch 5 Tage Wasser, nichts als Wasser! Da endlich tauchte im Osten ein grauer Streifen auf, die Küste von Kalifornien. Nun sah ich zum erstenmal Amerika, von dem ich so viel gehört und gelesen. Wie wird es mir, in der Nähe betrachtet, erscheinen!





## Kalifornien.

Da bin ich nun im Land der sogenannten Freiheit. Der erste Eindruck war ein guter. Von früh 5 Uhr an stand ich auf dem Deck der „Gaelic“ und sah nach der nahen Küste. Bis zum letzten Augenblicke blieb der „Stille“ Ozean seiner Lüge getreu, denn der Wind in der Stärke Nr. 7 wehte einen fast vom Deck, und an den immer deutlicher erscheinenden Felsen der Küste brandete die See haushoch hinauf. Als der leichte Nebel verschwunden war, lag die Einfahrt in die Bai von San Franzisko, das goldene Thor, deutlich vor mir. Sie ist schön. Nicht so packend wie unsere berühmten Hafenstädte Italiens oder

wie Hongkong und Nagasaki oder wie der Glanzpunkt aller Bais, die von Rio de Janeiro, aber doch außerordentlich fesselnd. Links auf kahlen Bergen, deren unterer Teil in schroffe Felsen ausgeht, stand der Leuchtturm; rechts hinter vorliegenden Felsblöcken das bekannte Cliff House. Die „Gaelic“ schob sich langsam in die Bucht. Ein kleiner Dampfer, der den Arzt brachte, kam heran, die Passagiere mußten sich einzeln mustern lassen, dann legte man den Dampfer fest, so daß ich in Ruhe die Umgegend betrachten konnte. Links bewaldete Berge, das hübsche Städtchen Sanzalito und Felsen, rechts die äußersten Teile von San Franzisko. Gerade Straßen, riesige Lager- und Fabrikbauten, Berge, auf welche elektrische Wagen mit großer Schnelligkeit hinaufkletterten, und dahinter Wald. In der Bai vor mir Felsen, welche über und über mit Wasservögeln bedeckt waren.

Wir hielten 2 $\frac{1}{2}$  Stunden. Warum? Weil man das Gepäck der Passagiere erster Klasse Stück für Stück mit der Hand in den anliegenden kleinen Dampfer umlud. Kein Mensch kann im freien Amerika die Gesellschaft zwingen, mehr Arbeiter anzustellen und so umzuladen, wie man es in Bremen und Hamburg macht. Dort ist das Gepäck von 3—400 Passagieren erster Klasse in einer halben Stunde an Land, hier aber braucht man für das Gepäck von 50 Reisenden 2 $\frac{1}{2}$  Stunden. Endlich durften auch die Passagiere umsteigen. Ohne jeden Schmerz verließ ich den alten Schaukelkasten „Gaelic“, und hoffentlich besteige ich ihn nie wieder. Man fuhr uns zum Zollhaus. Goldenes Land der Freiheit, was für ein Sklavenland bist Du! Ein und dreiviertel Stunden stand ich in der schmutzigen, stinken-

den Halle und wartete. Endlich wurde ich, dank einem liebenswürdigen Inspektor, abgefertigt und hielt als einer der ersten meinen Einzug in die Stadt. Aber genug Donnerwetter habe ich während des Wartens im stillen hinuntergeschluckt und mich nach den prächtigen Zuständen meiner Heimat, des „Tyrannenlandes“ Deutschland gesehnt. Nun war ich in San Franzisko. Der erste Eindruck überraschte mich. Wie still, wie wenig Verkehr! Ich dachte mir die Ankunft ähnlich wie in Berlin am Anhalter Bahnhof. Davon war aber keine Rede, da der ganze Stadtteil an der Bai verhältnismäßig still, ja fast kleinstädtisch ist. Dazu kommt die langweilige Anordnung der stets parallel gehenden und sich rechtwinklig schneidenden Straßen. Bald änderte sich aber das Bild. Die leeren, öden Strecken zwischen den Häusern hörten auf, hohe, 8- und 10stöckige Häuser erschienen, und in der Market Street befand ich mich in einem wirklich großstädtischen Treiben, in dem San Franzisko, das ich erwartet hatte.

1846 kam das kleine Fischerdorf Yerba buena in amerikanischen Besitz, 1848 hatte es — nun San Franzisko genannt — 500 Einwohner, 52 Jahre später besaß es bereits über 300 000, und heute ist es eine mit allen modernen Mitteln versehene Großstadt.

Ich trat in mein Hotel, das wahrhaft riesige Palace Hotel. Mein Zimmer hatte die Nr. 715 und lag im 3. Stock. In den 7 Stockwerken gibt es nicht weniger als 1200 Zimmer. Dementsprechend sind die Speisefäle und alle anderen Räume. Einer prächtigen amerikanischen Einrichtung muß ich hier Erwähnung tun. Schon zwei Tage vor der Landung gab man mir auf dem Schiff

Anhängezettel für das Gepäck. Ich schrieb meinen Namen darauf, und damit war die Sache erledigt. In dem Zollhaus ließ ich den einen Koffer hier, den anderen dort stehen, und in meinem Hotelzimmer fand ich alle wieder.

Ich wanderte durch die Straßen und staunte. Welch ein Riesenhaus, das Call Building gegenüber dem Chronicle Building! 17 Stockwerke und dort oben ein Café! Da mußte ich hinauf. Der Aufzug flog förmlich, im Nu war ich oben, genoß eine herrliche Aussicht auf die bergige Stadt und verzehrte dazu Schokolade mit unvergleichlich guter Schlagfahne. Aber alles kostet viel Geld, und das ist die Schattenseite Amerikas.

In den nächsten Tagen durchwanderte ich die Stadt nach allen Richtungen. Sie imponierte mir doch gewaltig. Man sieht, wie die Bewohner alles tun, um ihre Vaterstadt nicht nur bequem und praktisch, sondern auch schön auszubauen. Die City Hall z. B. und das Denkmal davor würden jeder europäischen Stadt Ehre machen. Viele der Holzhäuser mit ihren 2 und 3 Stockwerken sind wirklich reizend. Eines sah ich auf der Wunderschaft. Es stand auf vier kleinen Wagen und wurde von einer Art von Dampfwalze gezogen; so marschierte es eine Bergstraße hinauf. Welche Steigungen die elektrischen Wagen oder die Kabelwagen hier überwinden, ist geradezu fabelhaft.

Der Golden Gate Park ist großartig und prächtig, und die neuesten dort aufgestellten Denkmäler strafen die landläufige Ansicht von der Geschmacklosigkeit amerikanischer Bildwerke gründlich Lügen, denn sie sind künstlerisch schön. Im Park sah ich viele hübsche Wagen mit starken Harttrabern, zahlreiche elegante Damen und vor allen unzählige

Radfahrer. Gibt es denn überhaupt einen Amerikaner ohne Fahrrad? Ich glaube kaum. Für Rädler ist aber Amerika auch wirklich das gelobte Land der Freiheit.

Ein lohnender Ausflug war der nach dem Cliff House. Vermitteltst verschiedener Bahnlinien lernt man bei der Hin- und Rückfahrt die äußeren Teile von San Francisco kennen. Da sieht man zwischen schönen Holzpalästen und gut ausgestatteten Familienhäusern oft noch wüste Sandstrecken, bedeckt mit Strandgras oder Ginster. Man hält am herrlichen Sutro Heights Park, Eigentum des Herrn Adolf Sutro. Er enthält prächtige Statuen, eine wunderbare Flora, wird tadellos erhalten und ist stets für jedermann unentgeltlich zugänglich. An letzterem sollten sich unsere Herren Parkbesitzer ein Beispiel nehmen. Doch weiter zum Hotel Cliff House. Von der Veranda aus betrachtete ich die etwa 150 Meter entfernten Felsblöcke mit den Seelöwen. Durch Staatsgesetz geschützt, genießen diese Tiere hier eine idyllische Ruhe. Über 50 lagen auf den Felsen oder tummelten sich in der zischenden Brandung. Im Wasser sehen sie dunkelgrau, auf dem Lande aber löwengelb aus. Manche sind über vier Meter lang, und der älteste soll an 1000 Kilogramm, die anderen etwa 6—800 Kilogramm wiegen. Man unterhält sich ausgezeichnet, indem man den kletternden, sich balgenden oder im Meer tummelnden Tieren zusieht und ihrem heiseren Bellen lauscht.

Wiederholt war ich dann noch oben im Café des 17. Stockes und schaute hinab auf die interessante Hauptstadt Kaliforniens. Sie hat mir sehr gefallen, und mein Eintritt in Amerika erwies sich über Erwarten angenehm.

Aber in einer Beziehung bin ich gründlich überrascht worden. Meine ganze durch 30 jährige Reiseerfahrung und durch die lange Offizierdienstzeit gewonnene Menschenkenntnis ist, was den äußeren Eindruck betrifft, bei den westlichen Amerikanern in die Brüche gegangen. Ich kenne mich nicht mehr aus. Im Palace Hotel trat ein Herr leicht grüßend auf mich zu, in hochelegantem Anzug, mit vornehmer Haltung und dem Äußeren eines deutschen Generals in Civil. Ich hielt ihn für einen Kameraden, der mich von Deutschland kannte und mich daraufhin ansprechen wollte. Es war ein Führer, der mir seine Dienste anbot, mit 5 Dollars für den Tag.

Bald darauf trat ein anderer Herr zu mir, der auch sehr gut, nur etwas bescheidener gekleidet war. „Aha, Führer Nr. 2.“ Demgemäß verhielt ich mich etwas kühl. Es war der Präsident des Deutschen Kriegervereins, der mich zu einem, mir zu Ehren veranstalteten Feste des Vereins abholen wollte. Noch schlimmer erging es mir mit den Damen. Schon auf jenem Ball in Yokohama fingen die amerikanischen Überraschungen an. Ich sah dort eine junge Dame so tanzen, daß ich sie in Monte Carlo oder Paris für eine Halbweltdame 2. oder 3. Ranges gehalten hätte. Sie war die Tochter eines amerikanischen Nabobs und soll 20 Millionen Dollars Mitgift haben. Auf der „Gaelic“ betrugen sich zwei junge Amerikanerinnen in einer Weise, daß ich meiner Tochter verboten hätte, mit ihnen zu sprechen, und hier in San Franzisko erfuhr ich, daß sie zur ersten Gesellschaft der Stadt gehörten. Die äußerlich am feinsten und am elegantesten aussehende junge Amerikanerin mit wirklich vornehmerm Benehmen,

welche ich bis jetzt sah, war — eine Halbweltdame, sie reiste zur Zeit vielleicht mit ihrem 20. Verehrer. Wenn ich nicht so wirklich feine, vornehme und äußerlich ebenso wie in ihrem Denken echt weiblich erscheinende Amerikanerinnen in Deutschland kennen würde, hätte ich keine Ahnung von der guten Amerikanerin. Hier ist meine Beobachtungsgabe aus dem Sattel gehoben, und es wird viel Übung erfordern, bis sie in Amerika wieder sattelfest wird. Auf den Straßen von San Franzisko sah ich zahlreiche, mehr oder minder geschmackvoll, meist aber etwas überladen gekleidete Damen. Ich wage aber nicht mehr zu entscheiden, zu welcher Welt sie gehören. Vielleicht alle zur besten!

Ein Ausflug galt dem weltberühmten Seebad Monterey. Auf der Hinfahrt, zu welcher ich die Schmalspurbahn über Santa Cruz wählte, sah ich echt kalifornische Landschaft. Riesige Felder, Farmen, wie sie in den Cooper-Romanen beschrieben sind, kolossale Weiden mit Pferde- und Viehherden, daneben Sümpfe, brach liegende Strecken und dann die schönen Santa Cruz-Berge. Die Eisenbahn überschreitet diese. Hübsche Täler wie im Thüringer Wald, alles wie zu Hause, nur der Wald zwischen Felton und Santa Cruz ist ein ganz anderer. Diese wunderbaren Bäume, die „big trees of Santa Cruz“, riesige 4000 jährige Kottannen. Eine derselben hat nicht weniger als 21 Meter Stammumfang, und zahlreiche von ähnlicher Stärke stehen ringsum. O du liebe, stolze, tausendjährige Eiche im Park von Bernried, die ich so sehr verehere, wie winzig dünn und niedrig bist du gegen diese Riesen der *Sequoia sempervirens*. Daß ich in Mariposa noch größere sehen sollte, erschien mir kaum glaublich.

Nachdem ich noch Santa Cruz, ein anziehendes altes spanisches Städtchen mit herrlichem Blick auf den Stillen Ozean, hübschem Seebad und einer interessanten, meist aus Kreolen bestehenden Bevölkerung kennen gelernt, eilte ich weiter nach Del Monte. Es ist dies eines der schönsten Bäder, die es gibt. Wenn die Lage auch nicht mit der der Bäder an der Riviera, der von Abbazia oder mancher Städte an den Küsten des Mittelmeeres konkurrieren kann, so ist doch der Park von Monterey so schön, daß Del Monte — so heißt das Badehotel — doch mit jenen gleichzeitig genannt werden kann. Die Amerikaner schaden aber dem Orte durch die übertriebene Reklame: „Schönstes Bad der Welt!“ Wer dies sagt, war noch nicht in Italien, Frankreich und Deutschland.

Sehr schön ist der sogenannte Siebzehn-Meilen-Weg, besonders längs der Küste. Freilich darf man auch hier nicht an die Corniche, an Vietri-Masfi, an Castellamare-Sorrento oder an Nizza-Monaco denken.

Am nächsten Tage kehrte ich nach San Franzisko zurück. Die Chinesenstadt konnte ich leider nicht besuchen, da der Cholera wegen ringsherum ein Drahtzaun gezogen und der Ein- und Austritt polizeilich verboten war.

Dagegen besuchte ich einige Friedhöfe, welche wahren Park- und Blumenanlagen glichen.

Dann war ich in einer Redaktion. Man zeigte mir hier die neueste Setzmaschine, die wirklich Fabelhaftes leistet. Vom Kohlleit bis zur gesetzten Zeile verging nicht mehr Zeit, als ein Mensch mit einer Schreibmaschine zum Schreiben braucht. Die Maschine schmilzt das Blei, gießt die Lettern, setzt sie bis zur Zeile zusammen, räumt die

Letternmodells wieder auf und arbeitet so ununterbrochen fort. Der Verleger erklärte mir, sie ersetze ihm 15 Arbeiter. Jetzt kennt man sie auch bei uns bereits allenthalben. Dort hatte ich folgendes Gespräch mit dem Redakteur:

„Herr Hauptmann, ich werde nächstens in meinem Blatte einen Ihrer Romane bringen.“

„Das freut mich.“

„Sie erhalten aber kein Honorar.“

„So?“

„Nein. Wir stehlen alles.“

„Das ist ja recht nett.“

„Das finden wir auch. Es gibt ja kein Gesetz, welches uns den Nachdruck verbietet. Wir drucken alles aus den deutschen Büchern und Zeitungen einfach ab.“

Das war wenigstens offen und ehrlich. —

Am Pfingstsonnabend verließ ich San Franzisko, um die berühmte Yosemite-Tour zu machen. Im Pullman-Schlafwagen kam ich nach Raimond. Früh 6 Uhr 30 fuhren von dort die Wagen ab, große, schwere Karren, sogenannte Stagecoaches für je 12 Personen und deren Gepäck. Sie werden von vier sehr starken Pferden gezogen, welche alle zwei Stunden gewechselt werden. Anfangs war die Gegend öde, und die Straße konnte kaum schlechter, der gelbe Staub kaum dichter sein. Plötzlich hielt der Wagen. Eine etwa meterlange Klapperschlange zog über den Weg und, erst als sie im Busch verschwunden, wurde die Fahrt fortgesetzt. Nach der Mittagspause begann der Hochwald. Es waren vier Wagen, und diese hielten sich dicht aneinander, da erst tags zuvor, am 1. Juli 1900, hier im Walde ein Räuber diese Yosemite-Wagen

überfallen und den Reisenden, ohne ihnen aber sonstwie Schaden zuzufügen, alles Bargeld abgenommen hatte. O Du glückliches, freies Amerika! Heute soll es aber durchaus sicher sein, denn „zwei Tage nacheinander“, hieß es, „erscheinen die Räuber nicht, und überdies sind ihnen an Pfingsten zu viele Reisende unterwegs“; ich mußte also die Hoffnung auf ein ähnliches Abenteuer aufgeben.

Der Wald ist großartig. Zwei- und dreihundertjährige Kottannen und Cedern bilden die Regel, und dazwischen stehen tausendjährige und noch ältere. Stämme von 2, 3 und 4 Meter Durchmesser sieht man häufig, Unmassen von Holz verfault, und weite Stellen sind ausgebrannt. Auch die großen Stämme haben vielfach durch Grasbrände oder Indianerfeuer gelitten. In diesem unvergleichlichen Wald ging es bis 1400 Meter hinauf, dann wieder hinab und weiter in stetem Wechsel. Sehr selten sah man Holzhäuser und einige Felder; hier und da begegnete man sechsspännigen Lastwagen, und manchmal erblickte man Holzfäller, große starke Männer, so, wie sie Cooper beschreibt. Ich war ja in Kalifornien im Urwald. Man glaubte gar nicht, daß der Wagen die Sprünge aushalten, daß die erbärmlichen Brücken die Last tragen, und daß man unverfehrt an den Abgründen vorbeikommen könnte. Aber die Pferde dauerten aus, und abends 6 Uhr waren wir in Wawona, mitten im Wald, in unserem Nachtquartier. Da das kleine Hotel voll war, wies man mir ein Zelt an, und in Erinnerung an manches Manöver schließ ich hier auszeichnend.

Eine reizende Sitte lernte ich hier kennen. In der Hauptsaison wird man in Wawona durch auffallend ele-

gante und wie Damen aussehende Mädchen bei Tisch bedient, die von jedem Amerikaner mit auffallender Hochachtung behandelt werden. Ich erfuhr, daß es arme Lehrerinnen und Krankenpflegerinnen seien, die als Entgelt für das Bedienen der Gäste beim Essen hier in der prächtigen Waldluft von Wawona auf 4 bis 6 Wochen eine freie Erholungsstätte erhalten. Jedermann gönnte ihnen diese und behandelte sie ihrem Stande gemäß. Arbeit schändet nie in Amerika. Darin sind uns die Amerikaner über.

Am anderen Morgen ging die Wagenfahrt weiter. Immer höhere und dickere Bäume zeigte der Wald, immer steiler wurde der Weg. Es ist fast unglaublich, auf welchen engen, schlecht gemauerten Stellen wir an Abgründen vorbeifahren. Nachdem wir die Höhe von 1900 Metern erreicht, ging es wieder abwärts.

Plötzlich hielt der Wagen, wir standen auf dem Inspiration Point, dem Begeisterungspunkt — das Yosemite-Tal lag vor uns.

Wie kommt eine solch unsagbar großartige Welt in dieses Gebirge, das sonst aus sanft ansteigenden Waldbergen besteht? Niemand weiß es. Man spricht von einer Erdsplattung, nachdem sich die Erde abgekühlt, von einem lokalen Erdbeben und anderem.

Ich will voraus anführen: Alles, was ich an Gebirgstälern, an Naturpanoramen kenne, mit einziger Ausnahme des Blickes, wie er mir im Jahre 1897 vom Tiger-Hill aus auf den Himalaja zu teil wurde, tritt vor dem Yosemite-Tal in Kalifornien zurück. Das will viel sagen, denn ich kenne die Alpen gründlich, alle bedeutenderen Täler Norwegens, große Teile des algerischen Atlas, der

Abruzzen, des Taurus, des Libanon, Hermon und der Krater Javäs.

Vom Inspiration Point eröffnete sich zum erstenmal dies wunderbare Thal. Da stand el Capitan mit seiner fast überhängenden Felswand von 1000 Metern Höhe. Von ihm stürzte der Ribbon-Wasserfall 490 Meter herab, gegenüber sah ich den Bridal Veil, den Schleierfall mit seinem senkrechten Absturz von 215 Metern, dahinter ragten die Kathedraltürme 810 Meter und der Sentinel-Felsen 928 Meter senkrecht in die Luft — ein großartiger Anblick. Bei der weiteren Fahrt durch den herrlichen Wald folgte ein wunderbarer Blick dem anderen. An allen freien Durchblicken hielt der Kutscher, und nacheinander traten immer neue wunderbare Felsen hervor, von deren Großartigkeit man vorher nichts geahnt: Die drei Brüder, der Eagle Peak, der Yosemite Point, die unvergleichlichen Dome, Norddom, Sentineldom, und vor allen der Halbdome. Und jetzt erblickten wir auch den höchsten Wasserfall der Erde, den mächtigen, 790 Meter abstürzenden Yosemite-Fall.

Alles dies war unvergleichlich großartig. Und doch sollte sich die Mächtigkeit der Naturgebilde noch mehr steigern. Ich erklimmte auf sehr steilem, sandigem Saumpfad unter großer Anstrengung den schönsten Aussichtspunkt des Tales, den Glacier Point, den Gletscherpunkt. Da tat sich mir erst die ganze wunderbare Großartigkeit dieses einzig in der Welt dastehenden Tales auf.

Dort unten 990 Meter unter mir krochen Menschen und Tiere, winzig anzuschauen, herum, drüben der kleine Mirror Lake, der Spiegelsee, zwischen 1000 Meter hohen Felswänden, und dicht vor mir der unheimlich mächtige

Granitblock des 1443 Meter über das Tal sich erhebenden Halbdomes.

Eine kaum einen Meter breite Platte ragte frei etwa 4 Meter über die Felswand hinaus. Auf diese stellte ich mich und wurde dort auch photographiert. Das kümmerte mich nur wenig, aber im Dreiviertelkreis um mich herum in solche Tiefe zu schauen, das ergriff mich mächtig. „Mensch, wie kommst Du dort unten an, wenn Du hier abstürzt.“ Da dachte ich aber an die Lieben in der Heimat und trat zurück.

Gibt es noch Gewaltigeres? Ja. Der Blick ostwärts vom Glacier Point über das sogenannte kleine Yosemite-, das Mercedtal, über die Granitriesen Grizzli Peak, Cap of Liberty, Star Ring, über die schneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada und über die Zacken, Spitzen und Dome des felsigen Gebirges, die alle der ewige Schnee in wunderbarem Weiß vom tiefen Blau des Himmels abhebt. Das ist der packendste Blick, den das ganze Yosemite-Tal bietet.

Die Sonne ging unter. Im Tal wurde es düster, die Granitwände warfen die letzten Sonnenstrahlen zurück, der Schnee glitzerte, eine Wunderwelt versank allmählich in immer dunkler werdendem Grau. Da erschien der Mond und goß Silber über Fels und Tal und Schnee, ich sah eine Zauberwelt vor mir, die alles übertraf, was ich geahnt und erwartet.

Am nächsten Morgen stieg ich wieder hinab ins Tal, aber nicht auf dem gleichen Wege. Ich kletterte in den Illikouette Cañon hinunter, prächtige Wasserfälle lohnten die Mühe. Ich mußte dann die Felswand des Star Ring übersteigen und kam zum Nevada-Fall. Ist dieser



Yosemite-Val. Glacier-Point.



nicht der schönste? Ich weiß es nicht, denn jeder ist großartig. Dieser stürzte mit gewaltiger Wassermenge 186 Meter frei hinab. Ich ging, d. h. kletterte weiter. Jetzt stand ich scheinbar gar nicht mehr auf der Erde. Rings um mich die fahlen, wie poliert erscheinenden, unheimlich hohen Felswände, und vor mir der tosende, zischende, sprühende, 24 Meter breite und 100 Meter hohe Bernal-Fall.

So könnte es auf der ausgestoßenen Schlacke unserer Erde, auf dem Mond, aussehen, wenn es dort noch Wasser, Schnee und Eis gäbe. Der Abstieg von hier gestaltete sich sehr schwierig, ich war fast am Ende meiner Kräfte. Das machen die Fünfziger; früher stieg ich anders.

Weiter unten begegnete ich zuerst zwei berittenen Indianern, gutmütig aussehenden, europäisch gekleideten Männern, und dann vielen Touristen zu Pferde, darunter auch Damen, die hier sämtlich im Herrensitz reiten. Dieser Anblick führte mich in die Alltagswelt zurück. Nach sechsstündigem Marsche kam ich todmüde im Sentinelhotel an, aber ein Bad und die wunderbare Natur erfrischten mich schnell wieder. Vor mir toste der Yosemite-Fall ins Tal, er donnerte wie Artilleriesalven, er zischte und sprühte. Der hatte es mir angetan. Ich betrachtete ihn immer wieder, ich lauschte seiner Sprache, da verschwand jede Müdigkeit, dann setzte ich mich auf die Veranda gerade gegenüber dem Fall, holte meine Mappe und schrieb diese Zeilen, bis mich die Glocke zum Diner rief.

Am anderen Morgen fuhr ich mit der Stage, d. h. im Gesellschaftswagen, nach dem Mirror Lake. Mit Recht heißt er der Spiegelsee, denn in seiner tiefdunklen Wasserfläche erschienen die weiß, grau, gelb und schwarz gefärbten

Felswände, die mächtigen Bäume am Ufer und die Menschen am Wasserrand so klar wie in einem kunstvollen Krystallspiegel. Ich stand unter einem Baum, der mir die Gipfel der Felsen verbarg, aber im Wasserspiegel sah ich sie deutlicher wie später, als ich vortrat, in Wirklichkeit. Da ging die Sonne über der Spitze des Halbdomes auf und spiegelte sich im Wasser unter mir. Es war ein wunderbarer Anblick. Und doch hat er mich nicht so überwältigt, wie der Blick vom Glacier Point, denn ich kenne noch schönere Spiegelseen, wie den Troldefjord in den Lofoten, den Obersee in Bayern, und den Spiegel der Diana, d. h. den Nemi-See in den Albanerbergen. Letzterem fehlen freilich die Felsen, aber er spiegelt noch idyllischer, und die beiden ersten übertreffen an wilder Romantik der Felsenumrahmung diesen Mirror Lake. Man soll aber nicht vergleichen, wenn man so Herrliches sieht. Ich verzichtete daher bald darauf und gab mich ganz dem Zauber dieser Idylle hin. Der plötzlich erschallende Warnungsruf: „Achtung, eine Klapperschlange!“ machte aber bald meiner Betrachtung ein Ende. Ehe das Tier sich unter Steine retten konnte, hatte sie ein Kutscher erschlagen. Man sieht daraus, daß man auf der Hut sein muß im Yosemite-Tal, denn der Biß einer solchen kleinen Schlange, auf die man unversehens tritt, könnte dem Naturgenuß schnell ein tragisches Ende bereiten.

Bei der Rückkehr kamen wir an zahlreichen Camps vorüber; denn viele Familien Kaliforniens ziehen alljährlich ins Yosemite-Tal, das bekanntlich Staatseigentum ist, um an irgend einem schönen Punkte ihr Zelt aufzuschlagen und wochen-, ja monatelang hier ein idyllisches Leben zu führen.

Das Yosemite- (wörtlich großer Grizzlibär) Tal wurde erst im Jahre 1851 von weißen Männern entdeckt, und 1857 siedelte sich der erste Weiße im Tal an. Im Jahre 1864 kaufte der Staat ihm seinen Besitz ab, machte ihn zum Oberaufseher, nannte das Tal „Staatspark“ und übergab es seiner jetzigen Bestimmung. Von den früher hier lebenden Indianern wurden die meisten vertrieben, der Rest der verbleibenden, friedlichen lebt in der Zahl von 20 Seelen in einem Kamp beim Mirror Lake.

Ich wäre hier gern noch länger geblieben, aber die Zeit drängte. Zum letztenmale grüßte ich den rauschenden Fall vor mir, addio, du großartiges, herrliches Yosemite-Tal! Ein schöneres, ein wildromantischeres wie dich werde ich nicht mehr sehen. Zwei Tage später kam ich von Mariposa zurück. Nie hätte ich geahnt, daß ich so in Begeisterung geraten, so gepackt werden könnte. Ich fuhr am frischen Morgen in einen immer höher, immer dichter, immer großartiger werdenden Wald von Kottannen, Douglasföhren, Cedern und Weimutskiefern, so gewaltig, wie kein Nadelwald in Europa. Da erschien der erste der Baumriesen. Rotbraun, heller wie die anderen Bäume, von feiner Rinde umgeben, oben in frischem Grün, stand er da. Der Stammdurchmesser mochte etwa 6 Meter, der Umfang 20 Meter betragen. Ich staunte ihn an und wollte halten lassen, doch der Kutscher erklärte, der sei einer der kleinsten. Bald erschienen sie in Gruppen, 4, 8, 10 Stück bei einander, einer mächtiger, einer gewaltiger, einer majestätischer wie der andere. Nun stand ich vor dem König aller, dem sogenannten Grizzli Giant, der 9,4 Meter Durchmesser, 29 Meter Umfang und eine Höhe von 82 Metern

hat und in der Höhe von 60 Metern noch einen 2 Meter dicken Ast treibt. Es gibt 465 solcher Baumriesen hier im Haine von Mariposa, und sechs Haine von Riesenbäumen wurden bis jetzt in Kalifornien entdeckt, darunter einer von etwa 2000 Bäumen, deren stärkster 34 Meter Stammumfang und 120 Meter Höhe hat. Ist das nicht fast unglaublich? Ich stand in einem solchen Hain und staunte und staunte. Über 5000, ja über 6000 Jahre ist ein solcher Riese alt, an der abgesägten Platte eines derselben kann man es selbst abzählen. Was haben diese Bäume erlebt! Als sie aus ihrem Samenkorn sproßten, herrschten noch die Pharaonen in Ägypten, da wußte man noch nichts von einem Troja, Karthago, Athen und Rom. Und wie sah es bei uns aus? Ob es da überhaupt schon Menschen gab? Wenn es der Fall war, dann kannten diese noch keine Bronze, kein Eisen, sie lebten in der Steinzeit. Alles das haben diese Baumriesen wachsend, blühend, lebend überdauert. Ungezählte Menschengenerationen, ganze Völker, ja sogar Menschenrassen sind in dieser Zeit gekommen und vergangen. Die Bäume aber grünen, blühen, tragen Samen und verblühen in unaufhörlicher Regelmäßigkeit, jahrein, jahraus, und so geht es fort, vielleicht noch Jahrtausende. Wer weiß es? Was wird sein, wenn hier der „Grizzli Giant“ oder der „Mariposa“, oder „Pennsylvanid“ einst stürzt wie „der gefallene Monarch“, vor dem ich stehe, und auf dessen liegendem Stamm drei achtspännige Wagen Platz haben. Der Anblick der Bäume, der Gedanke an diese Zeiträume, an das Kommen und Gehen hat mich mächtig ergriffen. Ich stand ja schon oft in Ruinen, welche Jahrtausende gesehen, in Karnak, in

Luxor, in Delhi, Golkonda, aber unter lebenden Bäumen, welche fünf und sechs Jahrtausende überdauert, niemals — das war mir neu. Wie da die Phantasie rege wurde! Jetzt, nachdem ich auf dem Gletscher-Punkt über dem Yosemite-Tal und unter den Riesenbäumen von Mariposa stand, jetzt kann ich mir Walhall und ihre Umgebung ganz anders ausmalen, als damals in Jötunheim in Norwegen, wohin die Nordländer die Burg der Asen legen.

Ja, hier unter diesem Götterbaum, da stand Wotan und tröstete die Walküre, dann kam das Feuer und umhüllte sie. Und — merkwürdig — ich glaube dessen Spuren noch heute zu sehen, denn der Fuß des Riesen ist verkohlt, aber er grünt trotzdem weiter.

„Wie kann man den mythologischen Fälschungen Wagners folgen!“ So höre ich manchen rufen. O ich folge ihnen so gern! Sie führen in das herrliche Reich der Phantasie, und hier im Wald von Mariposa fühlte und empfand ich mehr wie je mit Wagner; ich erschaute und durchlebte die „Walküre“.

Ich mußte mich trennen. Zweimal fuhr der Wagen durch tunnelartig durchbrochene Riesenbäume. Trotz des drei Meter hohen und eben so breiten Durchbruchs grünen diese Bäume — es sind Kottannen — und leben weiter.

Nun folgte eine achtsündige, lange Fahrt, zuerst noch durch herrlichen Wald, dann durch Buschwerk, aber immer auf einer fürchterlich staubigen, erbärmlichen Straße. Ich gelangte noch rechtzeitig nach Raimond, um mit dem Nachtzug nach San Franzisko zurückzufahren.

Es war eine begnadete Zeit, die ich im Yosemite-Tal und in Mariposa verlebte. —



### Salt Lake City und in den Yellowstone-Park.

Die langen Eisenbahnfahrten durch Amerika unterscheiden sich von unseren sehr. Einerseits machen die guten Einrichtungen der Pullman-Wagen, aus denen die direkten Züge ausschließlich bestehen, die Dauer einer Fahrt von zwei und drei Tagen und, wenn man ganz durchfährt, von  $4\frac{1}{2}$  Tagen erträglich. In unseren D-Zügen wäre eine solche Fahrt unmöglich, denn selbst unsere Luxuszüge stehen noch nicht auf der Höhe der amerikanischen. Andererseits aber wird man durch den fürchterlichen Staub weit mehr belästigt wie in unserem lieben Deutschland, wenn man nicht gerade die Strecken von Berlin nach Bitterfeld, Hamburg oder Hannover wählt.

So wie es dort an einem warmen Sommertage staubt, so habe ich es bis jetzt überall in Amerika kennen gelernt, und es soll, außer wenn Schnee liegt, immer und fast überall so sein. Einen weiteren Nachteil der amerikanischen Bahnen sollte ich auf der Fahrt von San Franzisko nach Salt Lake City kennen lernen. Ich hatte von der Romantik und großartigen Naturschönheit rechts und links der Bahn beim Überschreiten der Sierra Nevada gelesen und saß schaubegierig am Fenster. Gesehen habe ich aber beinahe nichts. Nur hier und da einen blitzartig erscheinenden und verschwindenden Streifen, der alle Erwartungen bestätigte, aber kaum erblickt, schon wieder in Nacht gehüllt war. Das kam von den endlos langen Holztunnels, welche über der Bahn errichtet sind, um den Schnee abzuhalten, der hier 8—9 Monate lang in dichten Massen liegt und eine solche Schutzwehr erheischt, da die Bahn ja lange Zeit in einer Höhe von über 2000 Metern läuft. Auch kann man durch sie leichter Indianer oder Verbrecher abhalten, Unfug an den Schienen zu treiben, weil sie in den Tunnels nicht ausweichen können und, wenn sie auf verbotenen Strecken sind, einfach überfahren werden. Aber für den Reisenden ist es schrecklich; denn stundenlang in einem grauen Halbdunkel zu fahren, nicht lesen und wegen des Geräusches nicht sprechen zu können, hier und da durch den Lichtstrahl einer Öffnung, an der man vorübersaust, geblendet zu werden, oder die Augen schließen zu müssen, weil einzelne Tunnel- resp. Seitenwände der Schneeschutzhallen gatterartig durchbrochen sind, das alles ist entsetzlich langweilig. So kam ich nicht gerade zum besten gestimmt nach Ogden, wo die Bahn nach Salt Lake City von der

großen Pacific-Bahn abzweigt. Laut Fahrplan hatten wir 1 Stunde 15 Minuten Aufenthalt. Ich bummelte herum, und als ich mich umsah, — es waren 15 Minuten verfloßen — fuhr mein Zug gemächlich fort. Ich dachte, man rangiere, aber mein Zug kam nicht wieder. Als ich nun fragte, was dies bedeute, erklärte man mir, daß der Zug programmäßig nicht 1 Uhr 15, sondern 2 Uhr 15 abgefahren sei, denn hier sei zwischen ostwärts und westwärts eine Stunde Zeitunterschied.

„Wann fährt der nächste Zug nach Salt Lake City?“

„Gewöhnlich um 4 Uhr 30, er hat aber heute 2 Stunden 10 Minuten Verspätung.“

Statt um 3 Uhr kam ich erst um 7 1/2 Uhr an meinem Ziele an.

„Wo ist mein Gepäck, das schon mit dem Mittagszuge eingetroffen sein muß?“

„Um 3 Uhr?“

„Jawohl um 3 Uhr.“

„Das kann nicht hier sein, sondern auf dem Bahnhof der Pacific-Bahn im Süden der Stadt, der 3 Uhr-Zug ist ja Pacific-Zug; hier sind Sie aber auf der Oregon Short Line.“

Die Folge dieser neuen Überraschung war: Wagen nehmen, eine halbe Stunde fahren, 1 1/2 Dollar gleich 7 1/2 Mark zahlen und endlich um 8 1/2 Uhr abends im Hotel ankommen.

Das hatte mich in eine keineswegs freudige Stimmung versetzt. Sie besserte sich aber sehr, als ich noch am Abend durch die Hauptstraßen dieser hochinteressanten,

sympathischen Stadt fuhr. Welch breite, schöne, asphaltierte Fahrstraßen, fast alle von elektrischen Bahnen durchfahren! Welch geräumige, gute Bürgersteige! Welch glänzende, großartig ausgestattete und strahlend erleuchtete Läden! Und vor allem, welch elegantes, anständiges Publikum! Ich habe noch in keiner Stadt abends auf der Straße so viele nach neuester Pariser Mode gekleidete, unverkennbar durchaus anständige Damen gesehen. Das bestätigte sich während meines mehrtägigen Aufenthaltes in Salt Lake City immer mehr. „Ja, meine verehrten Leserinnen, die Mormoninnen am Salzsee sehen sehr elegant, sehr solid, sehr vergnügt und häufig sehr hübsch aus. Letzteres ist vielleicht Folge der Kreuzungen der verschiedensten europäischen Völker, welche bei den Mormonen vertreten sind. Ich konnte mich an dem lebendigen Bild gar nicht satt sehen. Reizend war es, daß ganze Familien hier vor ihren Häusern auf der Straße saßen und gemütlich plauderten. Das erinnerte mich an die Rheinpfalz und Baden, nur daß hier keine Bauern, sondern sehr flott gekleidete Damen und Herren auf den Steingefimsen der Schaufenster oder auf den Stufen der Eingänge herumsaßen.

Auch bei Tag machte die Stadt einen für amerikanische Verhältnisse wirklich eleganten Eindruck. Hier herrscht Leben und Treiben, man sieht, es geht den Leuten gut, sie sind weit höflicher, als ich sonst in Amerika beobachtete, man entdeckt keine Bettler, keine dürftig aussehenden Menschen, wohl aber viel Luxus. Ich habe hier zwei Wagen- und Equipagen-Handlungen gesehen, wie ich keine gleich großartigen in Berlin kenne. Hier in meinem

Knutsford-Hotel, gegenüber und in verschiedenen Straßen sind Luxus- und Kuriositätenhandlungen, meistens von Indianer-Arbeiten, welche in jeder europäischen Großstadt Aufsehen erregen würden. Freilich sind auch die Preise entsprechend. Ich fragte z. B. nach einem, allerdings tadellos montierten Elenkopf mit Geweih: 5000 Dollars gleich 21000 M. Ein Grizzly-Bärenfell kostete 2000 Dollars gleich 8400 M. Mir ist da die Lust zu kaufen vergangen.

In den Barbierstuben, in den Restaurants sind elektrisch getriebene Puffas, um frische Luft zu schaffen; in vielen Straßen offene Leitungen frischen laufenden Wassers, damit die mit Wagen von auswärts Kommenden ihre Pferde tränken können, zu welchem Zweck für letztere Ringe an den Rinnsteinen angebracht sind. Wer teuer essen will, findet sehr elegante Speisehäuser, wer billig leben muß, geht in die einfacheren oder in die fahrenden Wagenrestaurants. Ein Pferd zieht den einem Zigeunerwagen ähnlichen Restaurationskarren von Straße zu Straße. Wenn er hält, steigt man ein und ißt sich für 5 oder 10 Cents, gleich 22 $\frac{1}{2}$  oder 45 Pfennig, satt.

Am meisten imponierte mir hier das Radfahrwesen. „So viele Radler“, würde ein echter Berliner sagen, „gibt es ja gar nicht, und so nette Radlerinnen erst recht nicht.“ Aber sie sind da, und ich sehe sie überall, selbst auf den Bürgersteigen dahinradeln, und bei Nacht sogar ohne Laterne. „Heiliger Schutzmann von Berlin, falle nicht in Ohnmacht, wenn Du dies liest. Es ist so, und noch dazu ganz vernünftig, denn die Straßen sind so gut elektrisch beleuchtet, daß eine Radlaterne der gleiche „Pleonasmus“ wäre, wie er es in manchen Straßen Berlins

ist. Das viele Nadeln ist hier trotz der zahlreichen elektrischen Bahnen und der Droschken eine Notwendigkeit, weil die Stadt, die jetzt etwa 60 000 Einwohner (zwei Drittel Mormonen, ein Drittel Heiden) zählen mag, außerordentlich weitläufig gebaut ist. Es gibt zwar schon einige Riesenhäuser im San Franzisko- und New-York-Stil, aber im allgemeinen hat man doch in der inneren Stadt nur zwei- höchstens dreistöckige Gebäude und außen grundsätzlich Familienhäuser, umgeben von kleinen Gärten. Die Straßeneinteilung kann gar nicht praktischer sein. In der Mitte von Salt Lake City steht der quadratische, nach den Himmelsrichtungen angelegte Tempelblock. Die ihn umgebenden Straßen heißen Ost-, Süd-, West- und Nord-Tempelstraße. Alle anderen, stets parallel mit diesen laufenden und sich also immer rechtwinklig schneidenden heißen: 1., 2. 2c. Nord-, Süd-, Ost-Straße. Man weiß also sofort, wo z. B. die 15. Oststraße liegt.

Die öffentlichen Gebäude sind wirklich Glanzbauten. Der große Tempel, dessen Inneres aber Heiden, d. h. Nichtmormonen, nicht betreten dürfen, ist ein gewaltiges Bauwerk aus weißem Granit, mit sechs Türmen, von denen die höchsten 64 Meter Höhe haben, und kostet 4 Millionen Dollars. Daneben, umgeben von Grün, steht der Tabernacle, ein Raum für Versammlungen und Gottesdienste, der ohne Stütze eine Gewölbedecke von elliptischer Form, 76 Meter lang, 45 breit und 21 hoch, trägt. Es soll eine der größten Bogenwölbungen der Erde sein. Der Raum enthält eine riesige Orgel, hat 8000 Sitzplätze und kann 12 000 Menschen fassen.

Die anderen Tempel der Stadt fallen wenig auf.

Prächtigt aber und grandios ist das neue, vor kurzem fertig gewordene Stadthaus. Der imposante, in eigenartigem Stil errichtete Bau mit hohem Uhrturm, welcher an das deutsche Mittelalter erinnert, ist aus grauen Sandsteinquadern hergestellt und innen größtenteils mit kostbarer Dnyzbekleidung geschmückt.

In einem der Parks, welche die Stadt umgeben, befindet sich eine Art von Kopenhagener Tivoli, dessen Haupthalle einen riesigen Umfang hat. Abends war alles glänzend elektrisch erleuchtet. Ich sah dort unter anderen Varieté-Vorführungen den Tanz einer Mexikanerin, der bei aller Decenz nicht leidenschaftlicher sein konnte. Man sieht, die Herren Mormonen wissen zu leben.

Der Glanzpunkt der Vergnügungen von Salt Lake City ist aber ein Bad im Salzsee. In einer halben Stunde gelangt man mit der Eisenbahn nach der Badeanstalt Saltair. Etwa 300 Meter vom Ufer entfernt hat man ein Bauwerk nach Muster der Jété Promenade in Nizza, aber in viel gewaltigerem Maßstabe errichtet. Das ganze Gebäude ruht auf einem Pfahlrost, ist mehrere Stockwerke hoch und enthält einen Riesentanzsaal, Restaurationsräume, Regelbahnen, Spielplätze u. s. w. und gegen 1000 Badezellen. Man steigt, beide Geschlechter durcheinander, hinab in den See, dessen flacher Strand Hunderte von Metern hineinzugehen gestattet, und tummelt sich in der klaren, frischen Flut herum, während oben ein gutes Orchester lustige Weisen spielt. Aber, aber! Ein Tropfen Wasser in den Augen oder im Munde bringt die unangenehmsten Empfindungen hervor. Der See, welcher keinen Abfluß hat und nur durch Verdunstung seine über-



Der Salzsee (Utah-See) im Mormonengebiet.



schüssigen Wasser abgibt, enthält 22 pCt. Salz, während der Dzean nur  $3\frac{1}{2}$  pCt. Salzgehalt hat. Es kann daher hier ebensowenig wie im Toten Meer, das 24 pCt. Salz enthält, ein Fisch leben, und das Wasser hat eine kolossale Tragkraft. Untergehen ist unmöglich. Im Gegenteil. Wenn man bis an die Brust in den See geht, werden einem die Beine einfach durch das Wasser in die Höhe gedrückt, und man schwimmt liegend, hockend oder stehend in der klaren Flut. Ich kannte die Sache schon vom Bad im Toten Meer her, nahm mich in acht, bekam nichts in Mund und Augen, und fühlte mich durch das Bad sehr erfrischt, besonders weil die ausgezeichneten Brausen mit Süßwasser in der Anstalt alle Salztheile leicht wieder entfernen.

Der kurze Aufenthalt in Salt Lake City hat mich doch gelehrt, das Mormonenthum mit anderen Augen anzusehen wie bisher, wo ich nur wenig und auch nur vom Hörensagen von ihm wußte. Es ist beinahe unglaublich, daß eine so bunt zusammengewürfelte Gemeinde wie diese von einem Manne, der nur ein freiwillig von ihnen gewähltes Oberhaupt war, Tausende von Meilen durch Wüste, über Gebirge und Flüsse hierher geführt werden konnte, und daß diese Gemeinde im Laufe von 50 Jahren es durchsetzte, die salzige Wüste, die man ringsum noch sieht, in eine der fruchtbarsten Landschaften zu verwandeln und ihre Niederlassung zu einer der schönsten Städte Amerikas zu machen. Dazu gehörten felsenfestes Vertrauen zum Führer, hoher, sittlicher Ernst, eiserner Wille und unaufhörlicher Fleiß. Das alles steckt in den Mormonen. Sie haben es bewiesen und ernten jetzt auch

den Lohn, denn Utah ist einer der blühendsten Staaten Amerikas. Die Vielweiberei, wegen der man sie so viel anfeindete, herrscht schon lange offiziell nicht mehr und war, ebenso wie jetzt noch in der Türkei, überhaupt mehr vereinzelt, als es, freilich versteckterweise, in den höheren Schichten der europäischen Staaten der Fall ist. Nur hat man hier in Utah, wie im ganzen Orient, nicht heuchlerisch gelogen, sondern die Sache offen eingestanden, und das kann ja die Pharisäerwelt Europas und Amerikas nicht vertragen. Darum der Haß, die Feindschaft und die wiederholte Vergewaltigung der durchaus friedlichen Mormonen. Von der Moral der Amerikaner kann ich nicht reden, denn ich kenne davon zu wenig, aber sicher ist, daß man bei den Mormonen, vielleicht mit ganz wenigen Ausnahmen, nur anständige Frauen sieht, während ich sonst in West-Amerika durchaus nicht allenthalben die gleiche Überzeugung gewann.

Ich kehrte nun nordwärts nach Ogden zurück, um von da aus die Reise nach dem Wunderland Yellowstone-Park zu unternehmen.

Sonderbar! Ich mag etwa 13 Jahre alt gewesen sein, als der erste Bericht über die Yellowstone-Gegend bekannt wurde und die ganze Welt mit Staunen erfüllte. Zudem waren wir jungen Gymnasiasten damals mit dem amerikanischen Westen durch die Cooper-Romane genau vertraut, und daher entwickelte sich in mir die lebhafteste Sehnsucht, dieses Land zu sehen. Noch als junger Leutnant erinnerte ich mich oft an jene Jugendwünsche, die mir aber als Luftschlösser erschienen, denn wie sollte ich, als Offizier ohne jedes Vermögen, die Mittel zu einer

solchen Reise erhalten. Und jetzt, als reifer Mann, stehe ich vor diesem Ziele und verdanke es allein meiner Feder. Das ist ein befriedigendes Gefühl, und nur ein einziger Schatten fällt darauf: Ich kann meine Lieben aus der Heimat nicht mitnehmen in das Land meiner Jugendträume. Wenn ich meiner Schwester, die ich damals oft, zum Entsetzen meiner guten Mutter, als geraubtes Indianerkind in den Waldungen an Yellowstone Lake, d. h. in unserem Garten, herumschleppte, jetzt den wirklichen Yellowstone Lake zeigen könnte! Doch auf zum Yellowstone-Park!

Die neunstündige Eisenbahnfahrt von Ogden nach Monida war einförmig und wiederum entsetzlich staubig. Gegen Schluß keuchte der Zug immer mehr bergauf, und in Monida selbst erreichte er eine Höhe von über 2200 Metern. Das sogenannte Hotel, außer einigen Cowboys-Hütten das einzige Gebäude, ist von Holz, sehr primitiv, aber den Verhältnissen gemäß gut. Am nächsten Morgen erfüllte sich, ohne daß ich es geahnt hatte, einer meiner Jugendwünsche. Ich sah eines der—thestesten Stücke von Wild-West-Amerika vor mir. Zwischen hohen schneebedeckten Felsenbergen dehnte sich eine etwa 16 Kilometer breite und über 110 Kilometer lange Prairie aus, und diese mußte ich heute im Wagen der Länge nach durchqueren. Vor der Abfahrt bot sich mir noch ein sehr interessantes Schauspiel: In der Morgenfrühe wurden von verschiedenen Seiten der Prairie her Pferdeherden von 50, 100 und mehr Stück, zusammen vielleicht 800 Tiere, von berittenen Indianern und amerikanischen Pferdeknechten herbeigetrieben und in umzäunte Koppeln hineingejagt. Nun wurden die besten zwei- oder dreijährigen Tiere aus-

gesucht und einzeln in kleinere Koppeln getrieben, alle anderen aber wieder in Freiheit gesetzt. Die in den Koppeln wild herum jagenden Tiere, darunter wahre Prachtexemplare, wurden zuerst mit dem Lasso gefangen, dann mit einem Strick gezäumt und angebunden. Verschiedene rissen sich gleich wieder los und suchten an dem starken hohen Zaun emporzuklettern oder ihn zu überspringen, um den anderen Pferden nachzueilen; andere schlugen um sich und gebärdeten sich wie toll. Nun gingen Pferdeknechte in die Koppel und versuchten die scheuen, noch nie gefesselten Pferde durch übergeworfene Tücher zu blenden. Das gelang aber meist erst nach vielen vergeblichen Versuchen. War es geschehen, so wurde dem zitternden, schlagenden, sich legenden oder wild in die Höhe springenden Tier ein Hinterfuß in einer Schlinge gefangen und so mit dem Hals verbunden, daß ein direktes Ausschlagen nicht mehr möglich war. Jetzt zwang man dem Pferde eine sehr scharfe Kandare in das Maul und sattelte es. Wenn dies gelungen war, nahm man dem Tier die Blende ab. An einer Longe gehalten, jagte es wie toll herum. Wenn es einen Augenblick still hielt, schwang sich ein Boy in den hohen mexikanischen Sattel, und dann ging ein Kampf los, wie man ihn wohl nie bei den zirkusartigen Vorstellungen von Buffalo Bill oder anderen zu sehen bekommt. Ich fieberte förmlich, so regten mich die Szenen auf. Einzelne Pferde mußten erst längere Zeit longiert werden, ehe es gelang, sie zu satteln. Nach einem Ringen von 10 Minuten, bei dem die Pferde bockten, schlugen, zu beißen versuchten und sich wälzten, sprang der Boy ab, band das schweißtriefende, vom spitzen Sporn blutig gerissene Pferd an und ließ

es einfach stehen. Das war die erste Lektion. Eine solche Gewandtheit, wie sie diese Boys entwickelten, habe ich noch nie gesehen. Wenn das Pferd sich wälzte, stand der Boy im Nu daneben, und ehe es sich erhob, war er schon wieder im Sattel. Aber roh ist diese Methode der ersten Dressur doch, und ich gebe unserer sanften, langsamen Art des Anreitens den Vorzug, ich habe ja selbst damit die besten Erfolge erzielt.

Schwer trennte ich mich von dem aufregenden Schauspiel; das war einmal eine wirkliche Szene aus und in Wild-West-Amerika! Nun ging es in die endlos scheinende Prairie. Herden von Pferden und Vieh belebten hier und da die weiten, grünen Ebenen, manchmal jagte das Gerassel des Wagens Prairiehunde auf und scheuchte sie in ihre Löcher, zahlreiche Lerchen fangen, und rechts und links glitzerte der Schnee auf den Kanten der Riesen des Felsengebirges. Das war eine idyllische Fahrt. Aber auch die Schrecken der Prairie zeigten sich. Fünfmal sah ich tote Pferde oder Kühe nahe am Weg, und verschiedene Gerippe bewiesen, was Schneestürme schaden können. Einzelne Reiter, echte Gestalten aus Wild-West, begegneten dem Wagen, im ganzen aber war die Prairie leer und öde.

110 Kilometer im Wagen will etwas sagen, besonders wenn es keinen Weg, sondern nur ein auf dem Prairieboden eingefahrenes Geleise gibt. Oft flog man vom Sitz empor, daß man fast hinausfiel, elfmal wurden Bäche durchfahren, und Ruhepausen in Häusern, d. h. Blockhütten, erlebte man nur da, wo die Pferde gewechselt wurden, und mittags bei der LUNCHSTATION. Es waren im ganzen nur fünf Personen, welche am 15. Juni am Eröff-

nungstage den Park von Westen her betreten wollten. Ein Berliner Reisegenosse, eine junge, amerikanische Witwe mit einem fünfjährigen Mädchen und einem siebenjährigen Knaben und ich. Die Witwe war sofort nach dem Tode ihres Gatten mit beiden Kindern von New-York aus auf die Reise gegangen und hatte nun in 11 Monaten bereits Australien, Polynesien und Westamerika gesehen. In einem Monat will sie wieder zu Hause eintreffen und dann — was weiß ich, vielleicht wieder heiraten. Jedenfalls hat sie das Trauerjahr echt amerikanisch verbracht.

Abends 8 Uhr kamen wir etwas zererschlagen in Grai-ling, dem Nachtquartier an.

Am anderen Morgen wurde die Fahrt fortgesetzt. Die Prairie hatte aufgehört, Tannen- und Lärchenwald umgab uns. Er machte aber nur wenig Eindruck auf mich, denn so sieht er bei uns in den Alpen auch aus, und noch lebte die Erinnerung an den herrlichen Wald von Mariposa in mir. Nach einer Stunde war die Parkgrenze erreicht. — „Park!“ Das klingt eigentümlich, wenn man bedenkt, daß dieser Park etwa so groß ist wie das Königreich Sachsen. Die Amerikaner wollen damit auch nur ausdrücken, daß dieses Gebiet Staatseigentum ist, in dem sich niemand ansiedeln, niemand jagen, niemand etwas mitnehmen oder zerstören darf. Hier führt zahlreiches Wild, darunter eine Herde von 500 Büffeln, Bären, Antilopen, Elen, Biber und anderen wilden Tieren ein idyllisches Dasein und wird durch den Schutz des Staates vor der Ausrottung bewahrt. Zwei Schwadronen Kavallerie sind mit der Aufsicht betraut.

Die Hauptschätze des Parkes liegen aber in seinen

vulkanischen Naturmerkwürdigkeiten, und diese sind im höchsten Maße staunenerregend. Anfangs machte der Park keinen besonderen Eindruck auf mich, allmählich aber, besonders im Tal des Firehole-Flusses, gewann die Gegend an Reiz. Hohe Felsen engten die Aussicht ein. Sie erschienen ganz anders als die Urgranite im Yosemite-Tal mit ihren polierten, glatten Wänden. Hier war alles verbröckelt, rauh und manchmal in so gewundenen Schichten, daß man meinte, Lavatrümmer des Besuchs zu sehen.

Nun stiegen weiße Dampfwolken hinter den Bäumen auf, der Wagen näherte sich dem Geiserbecken beim Fountain-Hotel.

Ich muß hier aber einige theoretische Betrachtungen einflechten. Die ganze weite Gegend des Yellowstone-Parks ist eigentlich ein Stück der Erdrinde, welches sich noch in der Bildung befindet. Hier liegt als Schlacke auf dem feuerflüssigen Erdinnern ein riesiger Block von Rhyolith-Felsen, eine vulkanische Gesteinsart, welche durch große Blasen, Risse und Röhren unterbrochen wird. Da der Park durchschnittlich 2000 Meter und mehr hoch liegt, sammelt sich auf der Felsoberfläche im Winter eine Unmenge von Schnee. Ebenso sind im Sommer hier starke Niederschläge von Regen. Das Wasser des geschmolzenen Schnees und der Regen dringt in die Felsenrisse ein und füllt die Blasen, welche man sich riesigen Höhlen gleich denken muß, die Risse und Röhren aus. Von unten, d. h. vom Erdinnern aus, werden diese Wasser durch die Hitze der feuerflüssigen Massen geheizt, zum Sieden gebracht und schließlich in Dampf verwandelt. Auf diesem Dampf lastet das noch flüssige, aber auch schon siedend heiße Wasser der

oberen durch Sand, Lehm oder ähnliche Stoffe von den unteren abgeschlossenen Höhlen. Der Dampf der letzteren will sich nach oben Luft machen. Nun entsteht eine Spannung des oberen Wasserdrucks und unteren Dampfes. Schließlich erlangt die Kraft der Dämpfe die Übermacht und treibt mit gewaltigem Drucke das Wasser über sich in die Höhe und aus irgend einer Röhre hinaus. So entstehen die Geiser, von denen die meisten in genau berechenbaren Perioden springen. An anderen Stellen fließen die durch den Dampf verdrängten Wasser ruhiger ab, oder Dämpfe sind von weither durch Röhren gezogen, haben sich wieder abgekühlt, von neuem zu Wasser verdichtet und münden als heiße Quellen an der Oberfläche. Manchmal durchdringen sie Eisenerde, Kalk, Schwefel, Mergel, Ton und erhalten daher ihre wunderbaren Färbungen.

Um 12<sup>1/2</sup> Uhr trafen wir im obengenannten Geiserbecken ein, um 1 Uhr hatte ich gespeist und trat zu Fuß die Wanderung an.

An zwei Seiten des Hotels liegt mitten im Grün des Waldes eine weiße, hügelige Strecke, wie wenn sie mit Schnee bedeckt wäre. Da wir 2400 Meter hoch sind, wäre das auch nicht unmöglich, es ist aber nur Kalksinter, der sich hier abgelagert hat als Überbleibsel der Geiser- ausbrüche, denn die Geiser sind periodische, springbrunnenartige Sprudel, welche in heißem Zustand viel Kalk gelöst enthalten, der sich aber als Kalksinter nach und nach ablagert, sobald das Wasser der Geiser beim Abfließen seine Wärme verliert.

Ich kannte diesen Prozeß schon lange von den heißen Quellen und den versteinerten Kaskaden von Hammam

Meskoutin in Afrika her, daher wurde ich durch sie nicht überrascht. Als ich aber die Höhe selbst erstiegen und vor dem Mammoth Paint Pot stand, da staunte ich doch. Ja wahrhaftig, das war ein Riesensarbertopf. In einem Kessel mit einem Durchmesser von etwa 12 Metern kochte ein weißer Brei. Daneben in kleineren Kesseln ein rosafarbiger, hellgelber und hellgrauer. Dicke Brocken der zähen Masse wurden in die Höhe geworfen und fielen in bizarren Gestaltungen wieder zurück. Dicht daneben befand sich eine heiße Quelle, in deren wunderbar klarem, lichtblauem Wasser man viele Meter tief hinabschauen und groteske Gesteinsformationen erkennen konnte. Ich wandte mich rechts zum Gebiet des Fountain-Geisers der um 4 Uhr springen sollte. Um 3 Uhr stand ich bereits dort. Rings um mich brodelte und zischte es. Heiße Dämpfe drangen aus Erdspalten, und an vielen Stellen sprudelte es hoch aus dem Boden hervor. Da fing es links von mir an zu rollen und toben, und dann sprudelte und sprang es hervor. Das war schön. Bald darauf begann an anderen Stellen dasselbe Spiel, aber es imponierte mir nicht besonders; denn der eigentliche Fountain-Geiser sprang nicht, auch dachte ich an Hammam Meskoutin, an die herrliche Mondnacht und den wonnigen Morgen, die ich dort vor den versteinerten Kaskaden erlebt, und kehrte daher nicht gerade besonders begeistert in das Hotel zurück. Als aber der Vollmond aufgegangen war, da zog es mich doch wieder hinaus. Geisterhaft, wie damals im Bad der Verfluchten (Hammam Meskoutin), erschien die Landschaft. Bis nach 11 Uhr nachts lauschte ich dem Wüten und Toben unter mir und starzte in die tausenderlei

Nebelgestalten, die der Mond aus den qualmenden Dämpfen hervorzauberte. Da brach es los, dicht vor mir. Der bisher so stille, kleine See des Fountain-Geisers stürzte mit einemmal über seine Ufer, ein Wasserberg stieg aus der Mitte, ein zweiter drang nach, spaltete und verdrängte den ersten, andere folgten, die alten stürzten zur Seite, und immer höher wogte, zischte und schoß es empor, eine großartige von Menschenhand nie zu schaffende Fontaine. Begeistert stand ich da, schaute und lauschte. Mitternacht verging, da stürzte der letzte Wasserberg in sich zusammen, der Geiser hatte ausgespielt, nur eine Riesendampffäule stieg zum Sternenhimmel empor.

Jetzt trat ich den Heimweg an. Ich hatte einen ersten Einblick in die Großartigkeit der Geiserwelt genossen, bei Vollmond, um Mitternacht.





## Im Hellsulstone-Park.

Welch ein interessanter, lehrreicher und schöner Tag liegt hinter mir! Was habe ich alles Neues und Ungeahntes gesehen! Die heutige Wagenfahrt galt den Geiserbecken südlich des Fountain-Hotels. Die 4 Pferde zogen uns leicht durch den Sand der schlechten Straße und durch die Kalkablagerungen der äußeren Teile des oberen Geiserbeckens. Durch einen sehr wenig angenehmen Wald, der keinen Schatten bot und einen häßlichen An-

blick gewährte, weil man mehr abgestorbene, liegende oder gleich dürren Besenreisern in die Höhe ragende als grüne Bäume sah, gelangten wir in einer dichten Staubwolke an den Firehole-Fluß, überschritten diesen zu Fuß auf einem schmalen Stege und standen gleich darauf vor dem kleinen Türkis-See. Ja, er verdient seinen Namen, denn die Farbe des (krystallklaren, siedend heißen Wassers ist türkisblau.

In seiner Nähe liegt der Prismatic-See. Auch da stimmt der Name. Rings am Rande des 120 Meter langen und 75 Meter breiten, ebenfalls heißen Sees haben sich durch schwefel- und eisenhaltige Ablagerungen Farbstreifen vom hellsten Gelb bis zum dunkelsten Rot gebildet, und darüber flutet das hellgrün bis tiefblau erscheinende Wasser, so daß wirklich prismatische Farbenspiele vorkommen. Alles dies ist sehr schön, machte auf mich aber aus zwei Gründen keinen besonderen Eindruck. Erstens sehen unsere Hochgebirgsseen und Gumpen zu Hause, wie z. B. die Ränder des Königs-, Hinter-, Ober-, Schwan-, Planses und anderer Seen und die blauen Gumpen am Fuße der Zugspitze fast gerade so aus, und zweitens stört die Umrahmung, die statt saftiger Wiesen, dunkler Waldbäume oder schroffer Felsen hier schmutziger Sand oder weißgrauer Kalksinter ist. Darum fallen auch die in dem krystallklaren Wasser bis tief unten erkennbaren Sandfelsen der Quellenlöcher und Seeufer hier so sehr auf. Nun trat ich zum großen Krater des schon seit 1888 nicht mehr tätigen Excelsior-Geislers, eines ebenfalls prächtigen, blauen Krystallsees mit höheren Kalkfelsenufern. Das Merkwürdigste ist, daß bei allen Quellen das Wasser wirklich noch kocht. Das hat aber den Nachteil, daß die

über der Flut sich entwickelnden Dämpfe fast immer den Anblick verschleiern, so daß man nur, wenn Windstöße etwas aufräumen, einen teilweisen Überblick hat. Da lobe ich mir doch unsere Gebirgsseen, wie z. B. den Badersee, der ohne Reid seine wunderbaren Farbenzauber jedem zeigt, oder die ähnlich farbenprächtigen Fjorde und Seen Norwegens.

Ich will gleich im voraus bemerken, daß ich Hunderte solcher heißen Quellen von Fingerbreite bis zu einem Durchmesser von etwa 10 Meter sah und manchen, wie z. B. der „Gemme“ oder dem „Topas“, aus voller Überzeugung das Eigenschaftswort „prächtig“ zuerkannte. Aber viel interessanter sind die Geiser. Die kleinen eingerechnet, zählt man allein im unteren Geiserbecken deren über 700 und noch mehr im mittleren und oberen, im ganzen über 1700. Wir besuchten zuerst den „Old Faithful“, der seinem Namen „alter Getreuer“ alle Ehre macht. Er zeigt nämlich pünktlich alle 65 Minuten seine Künste. An seinen Krater kann man, wenn er nur grollt und dampft, dicht herantreten, in den Schlund hinuntersehen und die reizenden Gesteinsbildungen und Krystallisierungen bewundern. Plötzlich aber brodelte es auf, und seine kleinen Nebengeiserchen werden rebellisch. Schnell tritt man etwas zurück. Nun schäumt er über und spritzt heraus. Das sind die Vorläufer, welche befehlen: „Platz machen.“ Bald kommen sie höher und stärker. Aber immer treten wieder Ruhepausen ein. Mit einemmal bricht er tosend los. Etwa 2 Meter dick schleudert er eine ununterbrochene Wassersäule über 40 Meter hoch 5 Minuten lang in die Luft. Sie fällt je nach der Windstärke in steilerem oder

flacherem Bogen herunter, und rings um den Geiserkrater rieselt und plätschert es in allerliebsten kleinen Kaskaden. Auf einmal fällt die Wassersäule wieder in den Schlund zurück, das Spiel ist aus und beginnt nach 65 Minuten genau so wieder.

Wir hatten nach Angabe des Führers ein unerhörtes Glück, denn außer zahlreichen kleinen Geisern sahen wir in den drei Stunden unseres Aufenthaltes im oberen Becken noch den Löwen-Geiser, den Daisy-, den Schwamm- und vor allem den Castle-Geiser springen. Der Ausbruch des letzteren findet unregelmäßig alle 3 bis 4 Tage statt und ist wirklich großartig. Um den Kraterschlund herum haben sich durch die Kalkablagerungen die Felsen so aufgebaut, daß sie wie eine kleine Burg erscheinen, daher auch der Name. Der Ausbruch findet nun mit einer solchen Gewalt statt, daß man glaubt, die Felsen müßten gesprengt werden. Er dauert etwa 40 Minuten und fördert eine kolossale Wassermenge zu Tage, weil der Kraterdurchmesser des Castle-Geisers fast 3 Meter beträgt.

Von einem solchen Schauspiel wird man gepackt, denn das hat man noch nicht gesehen, das gibt es ja auch auf der Erde nicht mehr. Selbst die Geiser Islands sind gegen die des Yellowstone-Parks wirklich nur Waisenkneben. Aber — anderen mag es gewiß auch so gehen — es wird in erster Linie unser Verstand ergriffen, und Phantasie und Gemüt gehen fast leer aus. Unwillkürlich versucht man sich klar zu werden, wie diese Geiser entstehen, und wo das Wasser dazu herkommt. Man staunt über den mächtigen Gasdruck und über die Kraft der Kraterwände, die solchen Druck aushalten.

Grandios, gewaltig, ein Naturwunder kann ich die Geiser nennen, aber nicht poetisch, nicht zauberhaft, nicht mystisch, nicht geheimnisvoll. Ihre Entstehung, selbst das Periodenhafte ihres Auftretens ist für Leute von nur einiger Kenntniss der Naturwissenschaften so klar, daß man mit bestem Willen nichts Phantastisches in ihr Erscheinen legen kann. Man hat immer künstliche Springbrunnen oder Dampfmaschinen dabei vor Augen. Sagte doch auch ein Herr ganz bezeichnend: „Geradeso wie jener kleine Geiser macht es jede Lokomotive.“ Wir sind also in einer Dampf-fabrik unserer Mutter Erde, die nur weit, weit gewaltiger arbeitet als eine von Menschen errichtete. Das ist es jedenfalls, was den Amerikanern hier so sehr imponiert. Phantasie und Poesie stehen ihnen ferner, aber für gewaltige Arbeit haben sie Interesse. So wie hier gearbeitet wird, sehen sie es aber nirgends, und darum werden sie durch diese Geiserwelt zu solcher Bewunderung hingerissen. Die meisten mögen dabei wohl denken: „Wenn ich eine solche Dampfkraft hätte!“ „Wenn diese heiße Quelle auf meinem Grund und Boden wäre!“

Ich selbst habe mich ja auch nur zu Zahlenvergleichen und Schätzungen aufraffen können. Nur in der Nacht vorher beim Ausbruch des Fountain-Geisers im Mondlicht, allein, da war mir meine Phantasie treu geblieben. Heute in der Tagesbeleuchtung, mitten unter zählenden Menschen — jetzt ist er so hoch; jetzt so — da erschien alles nüchtern; ich stand eben in einer großartigen, überwältigenden Natur-fabrik. Auch manches, was andere sehr schön fanden, ließ mich kalt. So die Formen der Geiserschlünde, welche danach ihre Namen bekamen, wie Theekessel, Punschbowle,

Schwamm, Mörser u. s. w. Es kam mir vor, als ob die Natur einen Mimen à la Fregoli engagiert habe, der durch Kostümwechsel Verschiedenes darzustellen sucht, was in Wirklichkeit doch anders ist. Man lacht über die Ähnlichkeit, aber man ist nicht begeistert. Selbst für manche Farbenspiele der Quellen- und Geiserablagerungen kann ich mich nur wenig erwärmen. Gewiß sind das Gelb, Rot, Braun, Grün, Schwarz und Weiß der Schwefel-, Eisen- und anderer Rückstände hübsch, aber die Farben passen nicht hierher und leiden ihrerseits durch die schmutzige Sand- und Felsenfarbe ihrer Umgebung. Ich denke da immer an den Malergrundsatz: „Die schönste Farbe an falscher Stelle ist Schmutz.“ Hier wäre mir saftiges Wiesen-  
grün lieber gewesen.

Die Umgegend der Geiserbecken ist recht mäßig. Relativ niedere, bewaldete Berge, deren Wald meist dürftig, manchmal sogar erbärmlich aussieht; die Wiesen in den Tälern sumpfig und schlecht, die Geisergebiete selbst schmutziger Fels- und Sandboden. Man hat oft den Eindruck, als ob man durch ein Minengebiet gehe. Somit muß ich sagen, daß nur mein Verstand, nicht aber Herz und Gemüt bis jetzt vom Yellowstone-Park befriedigt waren. Wer sich aber über Rhyolithfelsen und deren Durchbrechung durch Dämpfe unterrichten will, der wird schon hier begeistert sein. Ich werde es vielleicht ebenfalls, wenn ich in den nächsten Tagen auch die Naturschönheiten, nicht nur die Naturkräfte kennen lerne, welche die Gegend am Yellowstone Lake und im Cañon in reichem Maße besitzen soll. Im Yosemite-Tal war ich freilich schon vom ersten Anblick begeistert. —

Ein neuer interessanter Tag liegt hinter mir. Die Fahrt vom Fountain-Hotel nach dem Yellowstone-See brachte mich zunächst abermals durch die 3 Geisergebiete. Als wir im Upper Basin 'eintrafen, rüstete sich der Old Faithful gerade wieder zu einer Vorstellung. Wir warteten und genossen heute ein noch prächtigeres Schauspiel als gestern. Das kam daher, daß heute der Himmel wolkenlos und tiefblau war, und sich von diesem Hinter- oder besser gesagt Übergrund die Wasser- und Dampfmassen wunderbar schön abhoben.

Nun führte unser Weg durch einen Wald, von dem sich ein deutscher Forstmann keinen Begriff machen kann. Es ist gar kein Wald, sondern ein Tannenbegräbnisplatz, ein Baumleichenfeld. Der ganze Boden ist bedeckt mit fahlen, weißen, dünnen, umgefallenen Bäumen. Manchmal liegen 4 und 5 übereinander. Hunderte, ja Tausende von abgestorbenen, rinden- und nadellosen Bäumen stehen dazwischen wie nackte Skelette, und kümmerlich fristen in dieser Umgebung die noch lebenden, kaum mehr als sechzigjährigen Bäume ihr Dasein. Kein Unterholz deckt den fahlen Boden — ein jammervoller Anblick. Dazu diese Straße, die in der Anlage schlecht und in der Ausführung erbärmlich ist! Es staubt mehr als beim Schwadronserzieren auf dem Tempelhofer Felde. Unter solchen Verhältnissen ist eine Fahrt im Yellowstone-Parf, selbst bei herrlichem Wetter, kein besonderer Genuß. Eine kleine Erholung brachte nur der hübsche Blick auf die Keppler-Kaskaden; man glaubt hier eine der vielen Schluchten des Neuf- oder Eisack-Tales zu sehen. —

Von neuem eine Fahrt in undurchdringlicher Staub-

wolke. Nur hier und da erkennt man, daß der Baumbestand etwas besser wird. Jetzt hält der Wagen. Wir ernten den Lohn für unser Dulden. Ein schönes Bild, der Yellowstone-See, umgeben von Wald und von schneebedeckten Bergen, liegt vor uns. Es kann mit mancher See-Aussicht in unseren bayerischen Alpen wetteifern, obwohl ihm unser großartiger Hintergrund fehlt; denn die Berge hier sind relativ zu niedrig, da der See selbst schon 2360 Meter hoch liegt. Da fallen die nahen Berge mit ihrer relativen Höhe von 5—600 Metern und die entfernteren mit 8- und 900 Metern Höhe nicht besonders auf. Aber ich wiederhole es, das Bild ist schön, und es bleibt auf der folgenden Fahrt stundenlang so und wird manchmal sogar noch fesselnder. Auf der Fahrt hierher haben wir auch eine interessante Wasserscheide überschritten. Aus demselben Tümpel läuft ein Bächlein ostwärts nach dem Yellowstone-See, ein anderes westwärts nach dem Snake-Fluß, so daß das Wasser des ersteren in den Missouri, Mississippi, Golf von Mexiko und den Atlantischen Ozean, das des letzteren in den Columbia-Strom und den Stillen Ozean gelangt. — Unten am See machten wir Halt, speisten in einem originellen Zelt hotel sehr gut und besichtigten dann die hier entspringenden heißen Quellen. Da geriet ich doch von einem Erstaunen in das andere. Prachtige, siedend heiße Quellen kommen aus wunderbaren Felsengrotten dicht neben und zweimal sogar in dem See heraus. Im Wasser, 2 Meter vom Ufer entfernt, erhebt sich ein Felsen nur  $\frac{3}{4}$  Meter über die Seeoberfläche. In seiner Mitte — er hat höchstens 3 Meter Durchmesser — ist eine 90 Centimeter breite Quelle siedenden Wassers.

Es ist buchstäblich wahr und schon oft ausgeführt, daß ein auf dem Felsen stehender Fischer mit der Angel eine der unzähligen Forellen aus dem See und dann, ohne sie von der Angel zu lösen, direkt in das siedende Wasser des „Fish Pot“ halten und sie darin kochen kann, ohne daß er dabei den Fuß zu rühren braucht. Weiter oben liegt die herrlichste der heißen Quellen. Ihr Rand scheint Gold, ihre äußere Umgebung Saphir, weiter innen Smaragd und ihre Tiefe schwarzer Diamant zu sein. Über dieses zauberische Farbenbild sah ich auf eine blutrot erscheinende Quelle, dann auf den blauen See, die dunkelgrünen Wälder, die weißen Schneeberge und den azurnen Himmel, und da — zum erstenmal im Yellowstone-Parke — ward ich zu sprachloser Begeisterung, zu uneingeschränkter Bewunderung hingerrissen. Ich gebe den Amerikanern recht, ein solches Bild kann man nicht beschreiben und nicht malen.

Die Weiterfahrt brachte wieder fürchterlichen Staub, aber man hielt ihn leichter aus, da viele herrliche Blicke über See und Berge dafür entschädigten.

Der Fischreichtum ist hier so fabelhaft, daß man sich fast scheut, davon zu erzählen. Eine Dame fing nach der Anleitung des Kutschers vor meinen Augen, dicht am See, in einem kleinen Bächlein, aus einer Menge von vielleicht 60 Stück heraus eine etwa  $\frac{3}{4}$  pfündige Forelle mit der Hand und schleuderte sie auf das Ufer. Daher darf, obwohl sonst das Töten der Tiere im Parke streng verboten ist, hier jeder fischen, so viel er will, und tagtäglich gibt es in den Hotels ausgezeichnete Lachsforellen.

Abends  $\frac{1}{2}$  7 Uhr kam ich in dem reizend am Seeufer gelegenen ausgezeichneten Lake-Hotel an.

Der See ist etwa doppelt so groß als unser Starnberger See, hat die Gestalt einer geöffneten Hand mit 4 Fingern und sieht sehr romantisch aus mit seinen nur von Wald bedeckten Ufern. Keine Stadt, kein Dorf, das Lake-Hotel ist das einzige Haus, das sich in seiner klaren Flut spiegelt, und wenn der einzige kleine Dampfer die Fahrt vom Thumb-Zelthotel nach dem Lake-Hotel gemacht hat, durchfurcht auch kein Schiff mehr die Wellen, Stille herrscht auf dem dunkelblauen Wasser.

Ob die nüchternen Amerikaner für diese Idylle Verständnis haben? Ich glaube kaum; denn sie sitzen im Hotel um das Kaminfeuer und plaudern und lachen. Übrigens habe ich hier sehr nette und sehr feine Amerikaner kennen gelernt, Leute von ganz anderen Umgangsformen, als ich sie in Kalifornien gefunden.

Am folgenden Morgen marschierte ich zu Fuß voraus und legte 11 Kilometer zurück, bis mich der Wagen mit meinen Reisegenossen einholte. Meine Hoffnung, bei der Wanderung einen Bären zu Gesicht zu bekommen, war leider vergebens; außer 3 Wapitihirschen sah ich nur Vögel der verschiedensten Arten. Nun fuhren wir abermals durch lange Leichenfelder von Bäumen. Man gestatte mir eine kleine theoretische Abschweifung zur Erklärung dieser sonderbaren Erscheinung: Auf dem Rhyolithfelsen entstanden in Vertiefungen Sümpfe, diese trockneten zum Teil aus, der Wind führte ihnen Tannensamen zu, und so entstanden auf ihnen Waldungen. Da setzte ein Schneesturm ein und legte den Wald nieder; er verfaulte, und Moos überzog ihn. Es findet von neuem eine Besamung statt, auf dem alten ersteht ein neuer Wald. So

werden oft 2, 3, ja 4 Waldungen im Lauf der Jahrhunderte aufeinander gelegt. Daraus entsteht der Torf. Man kann hier diese Torfbildung in verschiedenen Phasen genau beobachten. Nur selten erschien ein Stück des Waldes frisch und grün und erinnerte etwas an einen deutschen, ungefähr fünfzigjährigen Tannenwald.

Die staubige Straße führte uns längs des Yellowstone-Flusses nach dem sogenannten Mud-Geiser. In einem 6 Meter tiefen Schlund, der von Felsen halb überwölbt ist, treibt das heiße Wasser des Geisers pustend grauen Schlamm empor. Ich denke oft genug phantastisch, hier aber bei diesem Schmutzloch versagte meine Phantasie, und ich staunte über den hochgeschätzten Freund Baedeker, der sich bei der Beschreibung dieses Schlammgeisers zu nachstehendem schwungvollen Satz aufrafft: „Ein schauriges Bild, das mit den stöhnenden Lauten, welche die Pulserungen des Schlammes begleiten, den Gedanken an eine Öffnung des Höllenspfuhls nahelegt, aus dem die Seelen der Verdammten umsonst sich loszuringen streben.“ — Ich dachte an einen Höllensrachen, wie damals, als ich in den Krater des Vesuv, des Papandajan, oder in die Felsenspalte der Bocce de inferno bei Lissabon hineinblickte. Hier — nein. Hier dachte ich nur an eine Mörtelgrube.

Wir gelangten nun auf das hohe Centralplateau des Yellowstone-Parkes. Es erschien öde und leer. Aber etwas entzückte mich sehr: wir sahen zuerst ein Rudel von etwa 150 und dann eines von über 200 prächtigen Elens auf einer nahen Wiese. Manche derselben trugen großartige Geweihe; wir bedauerten lebhaft, keinen schießen zu dürfen. Gleich darauf, bei dem Schwefelberge scheuchte

das Getrappel der Pferde eine große Antilope auf, im nahen Wald zeigten sich ein paar Woodchuks, Tiere, welche zwischen Dachs und Opossum stehen, und zuletzt auch noch 4 mächtige Wapitihirsche. Die Gegend wurde jetzt schön. Das Yellowstone-Tal verengte sich zu einer malerischen Felsenschlucht, und bald standen wir vor dem großen, oberen Yellowstone-Wasserfall. Aus 33 Meter Höhe stürzt die Wassermasse in ein beckenartiges Felsenloch herab — ein sehr malerischer Anblick. Weiter unten folgten dann die kleinen Krystallwasserfälle, und gleich darauf hielt der Wagen vor dem Cañon-Hotel.

Bald nach dem Lunch fuhren wir weiter nach dem berühmten Yellowstone-Cañon. Am Ziele, dem Inspiration Point, angelangt, standen wir lange sprachlos vor dem trotz aller theoretischen Vorbereitung ungeahnten, unvergleichlichen Naturschauspiel. Man kann nur andeuten, wie es ist, aber es nicht beschreiben. In den vulkanischen, hier leicht zu durchbrechenden Kalkfelsen hat der Fluß eine Schlucht von 180 bis 360 Metern Tiefe eingeschnitten. Die oft fast senkrecht stehenden Wände sind durch Verwitterung zu ähnlich wilden Gebilden geformt worden, wie sie alle Jura-Täler aufweisen. Aber die vulkanische Tätigkeit unter dem Yellowstone-Park hat auch hier überall heiße Quellen herausgetrieben. Diese sind vorher durch schwefel- und eisenhaltige oder andere Schichten hindurchgegangen, haben dabei deren Farbstoffe angenommen und nun die Kalkfelsen in einer Mannigfaltigkeit und Eigenart abgetönt, wie man es sich nicht merkwürdiger, nicht phantastischer denken kann.

Also schroffe Verwitterung und überraschende Fär-

bung haben den Yellowstone-Cañon zu einem Naturwunder gemacht, das sicherlich nirgends seinesgleichen auf der Erde hat. Dazu bildet der untere, 95 Meter hohe Wasserfall des Yellowstone einen ungemein romantischen Abschluß, und eine Biegung der Schlucht erweckt den Anschein, als ob stromabwärts überhaupt kein Ausgang wäre. An manchen Stellen meint man, ein Regenbogen läge auf dem Abhang, dort ragt ein purpurroter, mit einigen grünen Bäumen bedeckter Felsen in die Höhe, über eine goldgelbe Wand ziehen rote, braune und schwarze Linien, manche frisch abgefallenen Felsstücke leuchten blendend weiß, grüne Moosstreifen drängen sich dazwischen, dunkle Bäume ragen zwischen mauer- und turmartigen Gebilden hervor, rosa, lila, türkisblaue Streifen liegen auf einer Wand, scharlachrote Flecke kleben daran, und unten zwängt sich der teils weiß schäumende, teils smaragdgrüne oder marineblaue Yellowstone-Fluß hindurch. Die Sohle der Schlucht ist so eng, daß kein Saumpfad, kein Fußsteig neben dem Wasser Platz hat, so daß man nur von oben einen Blick in diese Wunderwelt gewinnt. Lange und von verschiedenen Punkten aus schaute ich hinab in diese unvergleichliche, fast möchte ich sagen unnatürliche Schlucht, und manche Überraschung wurde mir dabei zu teil. So erblickte ich z. B. 150 Meter unter mir auf Felsensäulen zwei Horste weißköpfiger Geier mit brütenden Weibchen. Immer neue Überraschungen boten sich dar, immer mehr wuchs mein Staunen. Und dennoch — viele werden mich nicht begreifen — konnte mich dieses Bild zu keiner rechten Begeisterung stimmen. Bewunderung, ja; Begeisterung, nein.

Es erschien einem alles so fremd, daß man sich stets bemühte, zu erforschen, woher die sonderbare Erscheinung komme. „Dort muß eisenhaltige Erde liegen,“ sagt man sich, „die heißen Wasser sind zuerst dahin durchgedrungen, dann liefen sie über jene Schwefellager, und das gab die verschiedenen Farben u. s. w.“ Dieses Forschen läßt keine rechte Begeisterung aufkommen, es ernüchtert. Und doch war ich minutenlang wiederum wie berauscht. Im Yosemite-Tal war es mir anders ergangen. Der Blick von Glacier Point hatte mich in eine andere Welt versetzt, in die Welt der Phantasie, des Traumes, der wahren, anhaltenden Begeisterung. Hier aber erging es mir so, wie damals, als ich zum erstenmal eine Serpentin tänzerin und zwar Miß Fuller in einer wahren Farbenorgie erblickte. Da war ich auch momentan wie berauscht. Dann forschte ich nach der Farben- und Lichtquelle und staunte, aber die echte Begeisterung war verschwunden. Ja, so ist es auch hier. Den Yellowstone-Cañon möchte ich eine ausgezeichnet geschminkte und bemalte, in prachtvolle, schillernde Kostüme gekleidete Tänzerin nennen, das Yosemite-Tal ein überirdisch schönes, wunderbar majestätisches, trotz seiner einfachen Gewandung alle Sinne unwiderstehbar einnehmendes, stolzes Weib. Vergessen kann man aber beide nicht, denn beide sind in ihrer Art einzig auf der Erde. —

Wir saßen nach dem Diner im Hotel. Da stürzte ein Herr herein:

„Ladies and Gentlemen, draußen sind Bären!“

Die ganze Gesellschaft, etwa 25 Personen, hüllte sich schnell in dunkle Mäntel und folgte dem Führer. Nach fünf Minuten kamen wir an eine Waldlichtung.

„Nun kein Wort mehr. Lautlos folgen!“ Man gehorchte buchstäblich dieser Aufforderung, und ich muß sagen: „Alle Hochachtung vor diesen Amerikanerinnen!“ Keine plauderte oder lachte, trotzdem etwa 12 Damen unter uns waren. Wir kamen nahe an einen Tümpel. „Sßt!“ Alles stand mäuschenstill. Da kamen nach kurzer Zeit zwei große und ein kleiner Bär aus dem Wald getrottet. Niemand rührte sich. Die Bären witterten uns, betrachteten die wie versteinert dastehenden Gestalten und stiegen ruhig an den Tümpel hinab, um zu saufen. Mich als einzigen Deutschen forderte der Führer in liebenswürdiger Weise auf, näher zu gehen. Während die anderen auf etwa 30 Meter entfernt hielten, pürschte ich mich bis auf 10 Meter heran. Nun blieben wir noch etwa fünf Minuten stehen und beobachteten die im Dämmerlicht allmählich undeutlicher erscheinenden Bären. Ein leiser Pfiff zeigte mir an, daß man zurückkehren wolle. Ich klatschte laut mit den Händen. Nun riß der junge Bär sofort nach dem Wald zu aus, ein alter, gewiß die Frau Mama, folgte, der zweite große grunzte und brummte etwas und trottete dann ebenfalls langsam nach, die Vorstellung war aus. Ich habe mich doch sehr über die Szene gefreut, denn drei Bären im Freien zu sehen, ist mir in meiner ganzen Jagdpraxis noch nicht gelungen.

Am folgenden Morgen ging es weiter. Zuerst aber nur kurze Zeit ganz hübscher Wald, dann wieder endlose Wald-Leichenfelder, schaurig anzuschauen. Nun gelangte man auf das Norris Geiser Basin. Es fällt zwar gegen die Geisergebiete beim Fountain-Hotel ab, ist aber doch immerhin interessant, weil hier auch ein Schwefelgeiser und

ein doppelter Schlammgeiser vorkommen, d. h. ein Geiser, der zwei Fontänen aus einem Schlammkessel speit. Wiederum wurde der Lunch in einem originellen, von einem sehr lustigen Irländer geleiteten Zelt hotel eingenommen, und dann die Fahrt nordwärts fortgesetzt. Wir kamen zur sogenannten Apollinaris-Quelle. Sie trägt ihren Namen mit Recht, das Wasser derselben schmeckte genau wie echtes Apollinaris und war sehr schön frisch. Es folgte der große Obsidianfelsen, eine riesige Masse schwarzen, natürlichen Glasflusses, der dadurch entstanden ist, daß man beim Bau der Straße den hinderlichen Felsblock erhitzte, dann mit Eiswasser begoß und so sprengte. Von diesem Naturglas darf man kleine Stücke mitnehmen; sonst ist jedes Sammeln von Andenken streng verboten.

Gegenüber liegt der sogenannte Bibersee. Man sieht noch die von Bibern gemachten Dämme und Wohnbauten, aber die Baumeister sind leider seit 14 Jahren ausgestorben.

Als eine Schlußapotheose sahen wir dann noch die wilde Felsengegend des Golden Gates und die Mammoth Hot Springs. Quadratmeterweit ist hier der Wald ausgebrannt, Hunderttausende von Baumskeletten, unten verkohlt, ragen starr in die Luft, und dazwischen liegen die Trümmer eines Kalkfelsen-Absturzes, so daß die ganze Gegend außerordentlich wild aussieht. Mitten durch diese Wildnis führt die Straße. Die Felsenenge „Golden Gate“ hat den Namen daher, daß einzelne Felsen mit einem goldgelben Moos bedeckt sind und, wenn die Sonne darauf leuchtet, wirklich wie vergoldet erscheinen.

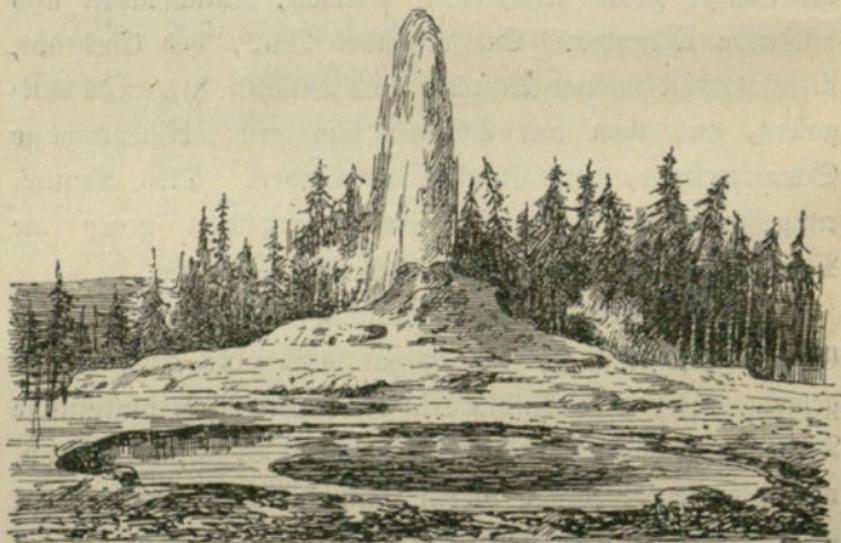
Aus dieser Wildnis heraus kommt man plötzlich zu den Mammoth Hot Springs, den versteinerten Kaskaden.

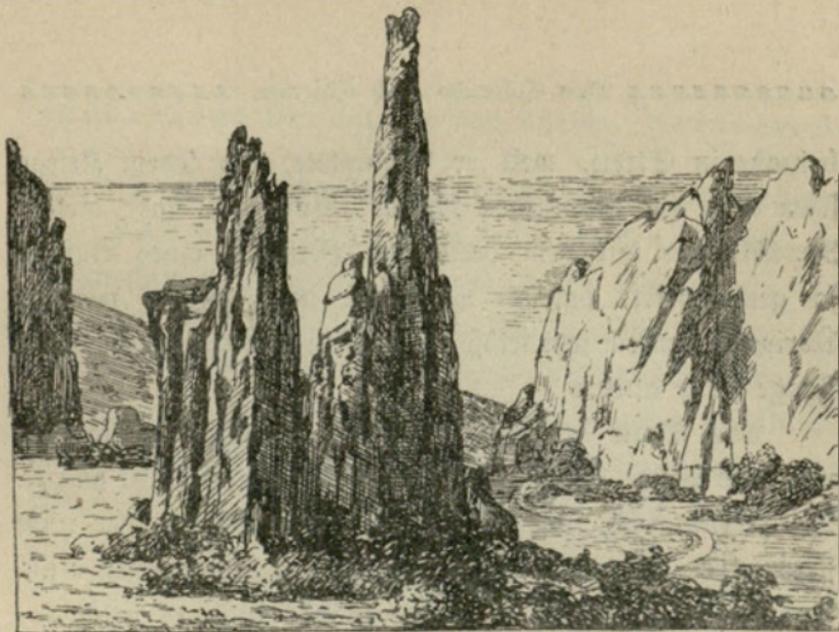
Durch den beim Erkalten des heißen Wassers sich absetzenden Kalk sind Becken und Terrassen entstanden, und über sie rieselt das Wasser immer weiter und schafft neue Terrassen. Das sieht hoch interessant aus, um so mehr, als infolge von Schwefel- und Eisenzusätzen die Terrassen in den buntesten Farben glänzen. Trotz allem konnte ich mich aber für diese versteinerten Kaskaden nicht in demselben Maße begeistern wie die anderen Reisenden. Unwillkürlich mußte ich hier wieder vergleichen und zwar mit den versteinerten, d. h. auf gleiche Weise entstandenen Kaskaden von Hammam Meskoutin. Die sind viel schöner; zwar nicht so gewaltig, nicht „mammutartig“, aber reizender in den Formationen, besser erhalten und viel, viel idyllischer gelegen. Hier im Yellowstone schließen kahle, nackte Berge die Fälle ein, und häßliche Militärbauten, sowie ein echt amerikanisches nüchternes Riesenhotel liegen davor. Dort in Afrika bewaldete Berge im Hintergrund und ringsum die üppige Flora Algeriens: Palmen, Tamarinden und blühende Oleander. Ein reizender Bach, der Chedrafa, fließt vorbei, in den Bäumen und Büschen singen Nachtigallen, und über den Blumen schwirren farbenprächtige Schmetterlinge, dort ist eben der Süden. Diese Erinnerung macht mich vielleicht etwas ungerecht gegen die Mammoth Hot Springs des Yellowstone-Parkes.

Damit hatte ich alle die Wunder dieser merkwürdigen Gegend gesehen. Interessiert hat mich jedes einzelne un-  
gemein. Ich habe Einblicke in die innerirdische vulkanische Tätigkeit gewonnen, wie sie mir weder Vesuv, noch Atna, noch die Krater Javas bieten konnten. Der Verstand hat viel gewonnen, aber Herz und Gemüt sind nicht so berührt

worden, wie ich nach den amerikanischen Beschreibungen des Parkes erwartet hatte, und wie es ja im Yosemite-Thal vollständig der Fall war. Einzig in seiner Art steht der Yellowstone-Park auf der Erde da, und Geologen und Naturforscher werden aus dem Entzücken gar nicht herauskommen, denn Mutter Erde führt ihnen hier ein unvergleichliches Varietétheater vor, das genau so, wie das „Uraniatheater“ in Berlin, belehrt und entzückt. Mehr idealistisch, mehr poetisch angelegte Menschen werden dem kälter gegenüber stehen. Dafür aber versetzt sie das Yosemite-Thal und der Mariposa-Wald in die höchste Begeisterung. Glücklicher der, dem es wie mir vergönnt war, diese beiden Naturwunder unter so günstigen Verhältnissen und bei so herrlichem Wetter nacheinander zu sehen. —

Nun geht es wieder südwärts zu den Naturschätzen Colorados.





## Von Colorado nach Chicago.

**E**s ist kein besonderes Vergnügen, vom Yellowstone-Park zurück nach Ogden zu reisen. Die erste Nachtfahrt von Cinabar nach Butte ging noch. Dann kam in Butte ein Aufenthalt von 5 Stunden. Ich habe selten ein so häßliches, schmutziges Nest gesehen wie diese Bergarbeiterstadt von 45 000 Seelen. Überall herrscht ein entsetzlicher Geruch, und man sieht mit Ausnahme von wenigen besseren Straßen nur erbärmliche, kleine Holzhäuserchen. Dazu erklärte mir ein Amerikaner stolz, das sei die bedeutendste Minenstadt der Erde. Der sollte einmal in unser Saargebiet oder nach Westfalen oder nach England oder Belgien kommen. Aber in manchen Dingen sind viele Amerikaner einfach wie mit Brettern vernagelt. So kam ich gestern mit einem sonst sehr netten Deutschamerikaner

beinahe in Streit, weil er behauptete, an jedem Kriege seien nur die Monarchen schuld. Nun, ich habe diesem Republikaner mit dem politischen Verstand eines Büffels so geantwortet, daß er es wohl nicht wieder vergißt. Übrigens denken jetzt selbst die meisten Amerikaner in dieser Frage ganz anders.

Von Butte ab mußte ich im Rauchwagen fahren, weil alle Plätze des Pullman schon vorher verkauft waren. Da erkannte ich, wie schlecht ein armer Mann, der nicht stets seinen teureren Pullmanplatz zahlen kann, reisen muß. Auf einem Doppelsitz — lange Bänke gibt es nicht — zusammengekauert 16 Stunden zu fahren — das vergesse ich in meinem Leben nicht wieder. Von Schlaf war da keine Rede. Von Ogden aus, wo ich abermals 6 Stunden Aufenthalt hatte, kam ich glücklicherweise wieder in einen Pullmancar, um nun noch 23 Stunden bis Colorado Springs zu reisen. Während des ersten Theiles der Fahrt sah ich einige hochromantische Gebirgsschluchten, den Weber Cañon und den wilden Echo Cañon. Nach Durchbrechung des Felsengebirges tritt die Bahn in eine trostlose Wüste. Der Boden wäre zwar gut, man könnte auch Wasser herbeileiten, aber es fehlen die Menschenkräfte zur Bebauung. Erst als wir von der Hauptlinie südwärts abbogen und gegen Denver fuhren, wurde die Landschaft wieder freundlicher. Einen schönen Anblick boten die Schneegipfel des jetzt zur rechten Seite liegenden Felsengebirges. Kurz nach Denver erschien deren höchste Spitze, der Pikes Peak, das Ziel dieses meines südlichen Abstechers.

Nachmittags 4 Uhr kam ich am 22. Juni bei einer

Gluthige in Colorado Springs, einem freundlichen Badeort, an. Noch durfte ich an keine Ruhe denken. Schon im Yellowstone-Park hatte ich eine junge Witwe mit zwei Kindern kennen gelernt, wir hatten Plätze im gleichen Wagen erhalten, und sie war nun mit hierher gekommen, um mit mir und einem Berliner Reisegenossen gemeinsam diesen Ausflug zu machen. Wir verabredeten uns, noch heute den Göttergarten zu besuchen. Die Dame, als Landesangehörige, mietete den Wagen, und nun traten wir zwei Deutschen, die junge, in Trauer gekleidete Frau und ihre beiden Kinder in einem Landauer gemeinsam die Fahrt an. Das wäre in Deutschland wohl kaum möglich gewesen, hier ging die Fahrt so glatt, als wäre sie selbstverständlich. Die zur besten Welt New Yorks gehörende Dame saß neben mir, der Knabe und das Mädchen gegenüber, mein Reisegenosse auf dem Bock, und nicht eine Bemerkung fiel über diese nach deutscher Anschauung doch etwas eigentümliche Fahrt. Wir lachten nur, weil ich ganz aus meiner Rolle als Reisemarschall durch Mrs. C. verdrängt war, da sie jetzt alles anordnete, alles berichtigte und uns nachher ruhig sagte, wieviel jeder zu zahlen hatte. Es ist in dieser Beziehung die Selbständigkeit und Ungeniiertheit der Amerikanerinnen der guten Welt und die Anschauung aller Amerikaner, daß dies vollständig korrekt sei, doch sehr anerkennenswert. Ich muß aber auch sagen, diese Amerikanerinnen guter, gebildeter Kreise benehmen sich so tadellos, nicht zu prude und nicht zu leicht, daß ihre größere Freiheit vollkommen berechtigt erscheint. Dahin müßte auch bei uns die Erziehung wirken. Mir war die gemeinsame Reise auch des-

halb sehr anziehend, weil meine in San Franzisko so schwankend gewordene Beurteilung der amerikanischen Frauen durch den Verkehr mit dieser feinen Dame wieder einen Halt gewann. Wir fuhren also nach dem berühmten Garden of the Gods, dem Göttergarten.

Drei größere und eine Anzahl kleinerer Felsenpartien sind durch die in vorgeschichtlicher Zeit wahrscheinlich am Hauptstock des Gebirges immer an- und abprallende Wassermasse eines früher hier vorhandenen Weltmeeres so ausgespült, durchbohrt, zerstückelt und durcheinander geworfen worden, daß man mit einiger Phantasie sich wirklich alle möglichen Gestalten darunter denken kann. Theils die Indianer, theils die Amerikaner haben auch die auffallendsten Gebilde benannt und unter anderem einen Wagen, Adler, Holländer, Neger, eine Schildkröte, Indianerin und Schwämme herausgefunden. Meist war ich etwas davon enttäuscht und sah anderes im Felsgebilde; aber immerhin ist die Bezeichnung hier ebenso berechtigt wie bei manchem modernen Kunstwerk. Stand ich doch selbst einmal lange mit einer Malerin vor einem modernen Gemälde, und wir beide konnten nicht klar werden, ob die Figuren in der Waldallee Bauernfrauen, Nonnen oder Schafe sein sollten. Der Katalogklärte auf: Schafe. Im allgemeinen hatte ich mir viel mehr von diesem Göttergarten versprochen, da die amerikanischen Reklamen von ihm als dem einzig in der Welt dastehenden Göttergarten sprechen. Das ist nicht wahr, die Felsengebilde um Gokkonda in Central-Indien sind viel phantastischer, viel wilder und etwa zehnmal ausgedehnter als dieser hier. Aber schön war die Fahrt doch, denn wir hatten eine herr-



Colorado. Eingang zum Göttergarten.



liche Abendbeleuchtung getroffen, und die roten und weißen Felsen hoben sich von dem Grün der Bäume und Büsche äußerst malerisch ab.

Gegen Abend 7 $\frac{1}{2}$  Uhr erreichten wir den hübsch gelegenen Badeort Manitou und übernachteten im Cliff House, einem sehr guten Hotel. Am anderen Morgen eilte ich, um mich bei Mrs. C. zu revanchieren, voraus zur Bahnradbahn, die auf den Pikes Peak führt, nahm die Fahrkarte und belegte die Plätze. Das war sehr gut, denn wegen des schönen Wetters kamen so viele Reisende, daß zwei Züge abgelassen werden mußten. Wir hatten die besten Plätze im ersten. „Ist unter der Führung eines deutschen Offiziers selbstverständlich,“ meinte Mrs. C. höflich.

Die Fahrt führte sofort in eine wilde Felsenschlucht. Granittrümmer von kolossalem Umfang lagen zwischen den Bäumen, und manche hingen so über der Bahn, daß man meinte, sie müßten herabfallen. Kaum waren wir in Bewegung, so erschien ein Mann, verteilte Zettel, und wir mußten darauf Namen, Stand und Heimat eintragen. Als wir nach 4 Stunden zurückkamen, erhielt jedermann eine illustrierte Pikes Peak-Zeitung, in der alle Besucher des Berges laut ihrer Angaben verzeichnet standen.

Die Bahnradbahn ist im ganzen etwas über 14 Kilometer lang und erreicht eine Höhe von 14147 Fuß, also 4310 Metern. Das ist höher als selbst die Jungfrau und nur 500 Meter unter der Spitze des Montblanc. Unser höchster deutscher Berg, die Zugspitze mit ihren 2990 Metern, bleibt dagegen weit zurück.

Auf der Höhe der Waldgrenze (11578 Fuß) war das Dünnerwerden der Luft schon sehr bemerklich, denn das

Atmen wurde beschwerlicher. Oberhalb der Grenze des Wachstums begegneten wir noch 7 Woodhuks an verschiedenen Stellen. Eines der Tiere saß aufrecht wie ein großer Damenmuff auf einem Steinblock ganz nahe der Bahn und wurde erst durch Schneeballenwürfe vertrieben.

Auf dem Gipfel wurde das Atmen ziemlich schwierig. Es rächte sich die Unvernunft einiger Mütter, welche ganz kleine Kinder mitgenommen hatten, an den armen Wärmern. Sie fielen aus einer Ohnmacht in die andere.

Die Aussicht ist sehr interessant, erreicht aber doch an Schönheit keine einzige unserer besseren Alpenansichten. Das liegt daran, daß die Kämme und Gipfel des Felsengebirges zwar mächtig und langgestreckt, aber wenig Zackig, wenig grotesk sind, und daß es keine Gletscher, keine Ferner, sondern nur an einzelnen Stellen Schneeflecke gibt, die aber im Hochsommer fast ganz verschwinden. Bei dem Gedanken an meine schöne Bayernheimat, an die Berge des Karwandel und Wetterstein verlor ich den Sinn für den Pikes Peak. Auch der Blick auf die Ebene hat mich enttäuscht. Man steht zu hoch, um Details zu erkennen, man sieht nur eine endlose graugrüne Fläche mit einzelnen dunklen Flecken, den Wäldern.

Trotzdem war es mir hochinteressant, in einer solchen Höhe zu sein, selbst den Luftunterschied erproben und dessen Einwirkung auf andere beobachten zu können.

Auf dem Gipfel befindet sich die höchste Telegraphenstation der Erde und — echt amerikanisch — gleichzeitig ein großer Verkaufsladen von allen nur möglichen Dingen, die zum Andenken an den Pikes Peak dienen sollen. Natürlich gibt es auch illustrierte Postkarten, — ich sah Damen,

welche während des 40 Minuten währenden Aufenthalts nur Karten schrieben.

Um 1 Uhr langten wir wieder unten an. In 4 Stunden hatten wir also mit der Fahrradbahn einen der höchsten Berge Amerikas erstiegen, 28 Kilometer zurückgelegt, viel gesehen und eine Zeitung erhalten, in der unsere Namen bereits gedruckt standen. Das war eine echt amerikanische Leistung.

Am Nachmittag trennten wir uns von Mrs. C. und den Kindern. Die Familie blieb noch in Manitou, und wir fuhren weiter nach Denver. In dieser, genau wie alle amerikanischen Städte in quadratischen Häuserblocks angelegten Hauptstadt Colorados gibt es außer riesiger Reklame in Bildern und Illustrationen nicht viel zu sehen. Ich hörte einen Volksredner über die bevorstehenden Wahlen sprechen, sah die Heilsarmee, erlebte aber nichts von Bedeutung. Am 24. nachmittags saß ich bereits wieder im Zug und trat die 29stündige Fahrt nach Chicago an.

Da ich hiermit den Westen Amerikas verlasse und ganz anderen Verhältnissen entgegengehe, so will ich kurz die Eindrücke schildern, die ich bisher teils durch den Augenschein, teils durch Erkundigungen auch in politischer oder sozialer Beziehung gewann.

Im allgemeinen glaube ich, daß dieses sogenannte Land der Freiheit ein ganz schreckliches Sklavenland ist. Mit uneingeschränkter Macht herrscht der Dollar, d. h. der Reichtum. Wer Geld besitzt, hat alles, Recht, Ansehen, Würde und Macht. Dabei scheinen die Zustände im Westen doch sehr korrumpiert zu sein. So wurde mir beispielsweise erzählt, eine der beiden demnächst sich beim Präsi-

dentenvahlkampf gegenübertretenden Parteien habe nicht weniger als 40 Mill. Dollars für Wahlzwecke bereit gestellt.

„Woher kommen denn solche Riesensummen?“

„Staatsgelder.“ — Was daran wahr ist, weiß ich nicht. Andere erzählten, man firecke kolossale Summen vor, weil man genau wisse, wenn die erwünschte Wahl durchgehe, so bekomme man das Geld doch zurück, es werde dann von Staatsgeldern bezahlt.

Im Geschäftsleben gilt nur das Verdienen. Das Wie ist dabei gleichgültig. Jede Gelegenheit wird ausgenutzt. So sei in Kalifornien überall eine von den Bürgern bezahlte, vorzügliche Feuerwehr, trotzdem verlangten die Feuerversicherungs-gesellschaften als Prämie 24 pro Mille, weil sie keine Konkurrenz hätten. Der Präsident der Gesellschaft beziehe aber 20000 Dollars Gehalt. Durch die reichen Banken würde das Geld so zurückgehalten, daß ein nicht bemittelter Mann kein Geld aufreiben könne, um ein selbständiges Geschäft zu begründen, denn man bekomme Geld nur auf Bodenwerte und nur zu 10 bis 12 Prozent.

Der Krieg auf den Philippinen sei einfach eine Spekulation. Man wolle ihn gar nicht beenden, denn erstens würden zu den Regimentern viele Unbeschäftigte abgeschoben, und dann hätten zahlreiche Lieferanten Vorteile vom Kriege, die Kriegssteuer aber müsse das Volk zahlen.

So hörte ich noch mancherlei. Der Berichterstatter, ein Anhänger der demokratischen Partei, meinte zulezt: „Wenn Ihre Arbeiter wüßten, wie sie hier zwar nicht von Polizisten und Beamten, aber von den Dollarbesitzern geknechtet werden, dann käme keiner mehr nach Amerika.“ Das glaube ich gern.

Davon habe ich mich überzeugt, daß der Staat in keiner Weise so hilfreich und das Publikum unterstützend eingreift wie bei uns. Der amerikanische Staat sorgt z. B. für das Verkehrswesen so gut wie gar nicht. Er duldet die Konkurrenzwirtschaft der Bahnen, auf die ich später komme; er baut auch keinerlei Straßen, was schon daraus hervorgeht, daß selbst nach den besuchtesten Orten wie Yosemite, Yellowstone, Garden of the Gods u. s. w. keine ordentlichen Staatsstraßen, sondern nur erbärmliche Naturwege führen. Der Staat kennt auch keine Gesetze gegen das Ringunwesen, die sogenannten „Trusts“. Daher konnte es vorkommen, daß z. B. die vereinten Eiswerke New Yorks plötzlich den Preis für das für die dortigen Verhältnisse so notwendige Eis auf das Doppelte bis Dreifache erhöhten.

Freilich in polizeilicher Beziehung lernt man hier, daß vieles ohne unsere Bevormundung ebensogut, wenn nicht besser geht. Aber auch sonst könnten wir von Amerika noch manches lernen. Man reist z. B. besser und ebenso sicher hier wie in Deutschland, dabei hört man aber nie die scharfen Kommandos, nie das Anschreien der Beamten wie bei uns. Die Reisenden springen aus und in den fahrenden Zug, ohne daß ein Mensch sich darum kümmert. Auf der Straße kann jeder predigen, singen, kurz tun, was er will, niemand verbietet es ihm. Eine Dame z. B. hatte sich, auf dem Fahrrad sitzend, an die elektrische Bahn angehängt und ließ sich ziehen. Der Polizist sah lachend zu. Was geht es ihn an, wenn sie stürzt und Hals und Beine bricht, es ist ja ihr Hals. Ob die Leute rechts oder links auf die in voller Fahrt sich befindenden elektrischen

Wagen oder von ihnen abspringen, läßt den Schutzmann völlig kalt; die Leute wagen ja nur ihre eigenen Knochen. Das ist sehr vernünftig; denn durch solche Erziehung werden die Menschen selbständig.

So könnte ich noch hundert Beispiele anführen, die zeigen, daß man das Publikum hier keineswegs bevormundet. Das ist das Gute dieser Freiheit.

Was die Umgangsformen der Westamerikaner betrifft, so muß man sich erst daran gewöhnen; anfangs ist man oft sehr unangenehm davon berührt. Der schmutzige, kohlenbestaubte Arbeiter setzt sich z. B. in der Bahn neben den elegantesten Herrn und legt wie dieser die Füße auf den Polstersitz. Der Ankuppler kuppelt die Wagen und nimmt während der Fahrt in dem elegantesten Pullmancar Platz, wo er will. Ja, selbst der Neger, der im Pullman die Betten macht und die Reisenden bedient, setzt sich, wenn er frei ist, in den Wagen zu den Reisenden und liest die Zeitung. Ein Platzmachen auf der Straße gibt es kaum, und das Wort „danke“ für eine erwiesene Höflichkeit scheint gänzlich unbekannt, kurz, die Formen im Westen sind rauh, ja oft rüpelhaft. Und doch halte ich sie für besser als die Formen der englischen Frackdressur, die sich leider immer mehr verbreitet. Der Amerikaner nämlich gibt gern auf eine Frage eine freundliche Antwort und unterhält sich mit Fremden, auch ohne, daß eine gegenseitige Vorstellung stattfand, der Engländer dagegen ist in solchem Fall unzugänglich. Der Amerikaner achtet jeden, der Engländer schließt sich gegen die nach seiner Ansicht Tieferehenden streng ab. Der Amerikaner ist gegen Fremde freundlich, der Engländer, wenn er sie nicht kennt, rück-

sichtslos und direkt ablehnend. Andererseits aber kann ich auch nicht leugnen, daß es mir vorkommt, als ob im Westen Amerikas sich doch viele problematische Gestalten herumtrieben; ich begegnete manchen, denen ich nicht über den Weg trauen würde.

Das eine Gemeinsame haben Amerikaner und Engländer, daß sie sehr höflich gegen Damen sind, ehrlich gestanden, viel höflicher als wir Deutsche.

Im allgemeinen fehlt anscheinend den Westamerikanern die freundliche Umgangsform der Festlandseuropäer; sie sind noch etwas wild, aber ich glaube, das ist nur äußerlich. Herzensbildung haben sie im Durchschnitt jedenfalls mehr als ihre englischen Vettern, die ich in Indien und anderswo kennen lernte.

Was die Kalifornier mit Maschinen leisten, ist außerordentlich. Von der Segmaschine, welche ihre Lettern selbst gießt, und die in jeder bedeutenderen Druckerei von San Franzisko eingeführt ist, sprach ich schon. Großartig war, was ich in Südkalifornien an landwirtschaftlichen Maschinen sah. Auf verschiedenen, freilich riesigen Getreidefeldern waren häuserartige Maschinenwagen, die von 18 bis 20 Ochsen oder Pferden gezogen wurden, in Tätigkeit. Mittels dieser wurde unter Leitung von nur fünf Menschen das Korn gemäht, ansgedroschen, gesiebt, die Frucht in Säcke geschüttet, das Stroh in Bündel verpackt, und dann Getreide und Stroh getrennt auf kleine Wagen verladen, welche neben den großen fuhren, und durch diese direkt zur Bahn gebracht. Es wurde mir erzählt, daß man mit einer solchen Maschine ein Feld von einem Quadratkilometer in 68 Arbeitsstunden, also in

5—6 Tagen, vollständig abernten und alle Frucht in die Bahn verladen könne. Aus solchen und anderen Erfahrungen gewann ich den Eindruck, daß mancher Nachteil, der den Bewohnern aus der mangelhaften staatlichen und städtischen Fürsorge erwächst, durch die großartige private Tätigkeit wieder ausgeglichen wird.

Die Fahrt von Denver nach Chicago führte durch reiche und hochkultivierte Länderstrecken. Nachdem der Zug den Missouri und den Mississippi überschritten hatte, sah ich überall, rechts und links die herrlichsten Getreidefelder und üppigsten Wiesen, auf denen zahlreiche Herden prächtigen Viehes weideten.

Am 25. Juni 1900 langte ich in Chicago an.

Welch ein Hasten und Treiben in dieser jüngsten aller Riesenstädte. Hochbahnen, gewöhnliche Eisenbahnen, elektrische Züge mit drei und vier Wagen, Droschken, Omnibusse, elegante Equipagen, Automobile verschiedenster Art und Fahrräder jagen durcheinander, so daß Reiter und Fußgänger große Mühe haben, sich durch dieses Gewühl hindurchzuwinden.

Beim ersten Ausgang gestern abend fiel mir sofort auf: Erstens die übermäßige Höhe und Breite der meisten Geschäftshäuser, besonders der sogenannten Sky-scrapers, d. h. Himmelskraker, die 17, 18, 20 und 25 Stockwerke hoch, und ganz aus Eisen konstruiert sind, so daß das Mauerwerk nur als Bekleidung dient. Man möchte solche Bauwerke wahn sinnige nennen, wenn sie sich nicht so gut bewährt hätten.

Zweitens die schlechte öffentliche und die großartige private Beleuchtung. Die Stadt hat nur ganz wenige und

noch dazu recht schlechte Laternen aufgestellt. Was dagegen zahlreiche Geschäfte an Reklamebeleuchtung leisten und zwar tagtäglich, das spottet jeder Beschreibung, so etwas sieht man in Berlin nur bei Illuminationen zu besonderen Gelegenheiten, und da auch noch nicht einmal so reich.

Drittens das erbärmliche Pflaster und der fürchterliche Schmutz in allen äußeren Straßen. Vier Wochen hatte es nicht mehr geregnet. Wie es hier nach wochenlangem Regen erst aussehen und riechen mag, das kann man sich vorstellen.

Also trotz alles Grandiosen, trotz des riesigen Verkehrs und der unzähligen Verkehrsmittel, trotz der fürchterlichen, sofort in die Augen springenden Reklame macht Chicago keineswegs einen sympathischen Eindruck. Man sieht, daß alles noch unfertig, erst im Entstehen begriffen ist, vieles nur auf den äußeren Schein berechnet wurde, und daß es überall an der alten Kulturstaaten eigenen Sorgfalt des Staates und der Stadt fehlt. Straßennamen z. B. sieht man fast nirgend angeschrieben. Sie befanden sich an den früheren Gaslaternen, die aber in vielen Straßen längst verschwunden und durch neue elektrische Laternen ersetzt sind. Gleichzeitig auch die Straßennamen mit anzubringen, daray hat niemand gedacht. — Die Namen der Hochbahnhaltestellen sind überall so schlecht angebracht, daß man sie kaum sieht, die elektrischen Wagen haben nur teilweise Bezeichnungen des Orts, wohin sie fahren, aber endlos viele Annoncen, da diese bezahlt werden. Manche äußeren Straßen besitzen noch gar kein Pflaster, und zeichnen sich infolge dessen durch grundlosen Schmutz aus.

Ich erstieg, natürlich mit Aufzug, den Turm meines

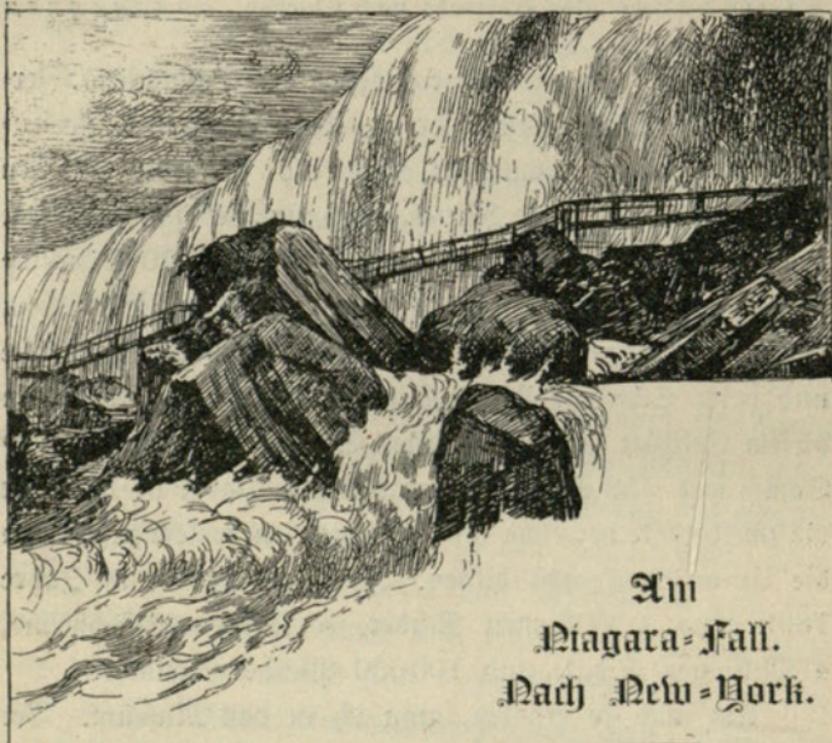
Hotels. Die Aussicht war hochinteressant, vollständig anders als bei uns, ganz abgesehen von der schönen meerartigen Fläche des Michigan-Sees. Die kolossal ausgedehnte Stadt war wegen des auf ihr liegenden Dunstes nur stückweise erkennbar. Da sah man die riesigen Häuserblocks und an vielen Stellen gleich den Türmen und Kuppeln der Kirchen europäischer Städte die himmelanstrebenden Sky-scrapers. Wenn man scharf zusah, erkannte man auch hier und da, neben den Häuserkolossen schrecklich unansehnlich, eine Kirche. Sie erschien wie ein geduldetes Schäfchen zwischen mächtigen Mastochsen. Schön fand ich in Chicago nur einzelne Parks, besonders den Lincoln- und den Jackson-Park. Aber auch sie machen den Eindruck von Neuanlagen und entbehren schöne, hohe Bäume und Büsche, wie sie die Zierden unserer alten Parks sind. Im Jackson-Park standen auch noch einzelne Ausstellungsgebäude von 1893, als deren stattlichstes das deutsche Haus erscheint. —

Eine hochinteressante Besichtigung nahm ich am 27. vormittags vor, ich besuchte die Union Stockyards, den größten und bedeutendsten Viehhof der Erde. Welche Massen von Vieh, Schafen und Schweinen hier täglich geschlachtet, verarbeitet und in alle Welt versendet werden, ist fabelhaft. Durch endlose Viehhöfe, zwischen Hunderten von berittenen Viehhändlern und Cowboys hindurch kam ich zu den Gebäuden von Swiff and Co. Im Bureau, in welchem 615 Beamte und Beamtinnen tätig sind, erhielt ich einen Führer und ließ mir die Ochsen- und Schweineschlächtereien zeigen. Ästhetisch ist das Schlachten gewiß nicht, aber man sieht, wie schnell und reinlich unter möglichster Vermeidung von Quälerei alles zugeht, und gewinnt

den Eindruck, daß das ganze Geschäft des Schlachtens, Zerteilens, Waschens, Präparierens, Verpackens und Versendens hier besser ausgeführt wird als in jeder anderen Schlächtereier, der solche Mittel nicht zur Verfügung stehen. Ich sah in einer Stunde etwa 60 Ochsen und 40 Schweine schlachten, verarbeiten und in Kisten verpacken. Bei einem Ochsen sind dazu 39 Minuten, beim Schafe 34 1/2 Minute und beim Schweine 32 1/2 Minute erforderlich. Allein in diesem Geschäft werden in jeder Stunde 225 Ochsen, 620 Schafe und 550 Schweine verarbeitet. Dabei ist dies erst die zweitgrößte der etwa 60 Schlächtereieren, welche zusammen die Union Stockyards bilden. In ihnen wurden im Jahre 1899 etwa 4 Millionen Rinder, 8 Millionen Schweine, 4 Millionen Schafe und 100000 Pferde geschlachtet.

Um mich zu erholen, ging ich in das Museum. Bei den Skulpturen fand ich nichts als Gipsabgüsse europäischer Werke und einige sehr unbedeutende neue Originale; bei den Bildern dagegen eine hübsche Sammlung von Werken europäischer Meister, vor allen französischer, aber auch einiger deutscher, wie Schreyer, Gabriel Max, Knaus und Grünner. Sonst war nichts von Bedeutung, amerikanische Kunstwerke fehlten gänzlich.

Sehr idyllisch habe ich meinen Besuch Chicagos beendet. Ich begrüßte Bekannte in Lake Forest und verlebte im Hause des Universitätsprofessors B. reizende Stunden. Das war wohlthuende Poesie nach den in der Stadt gemachten realistischen Erfahrungen. Ich lernte da doch eine amerikanische Stätte kennen, wo nicht die Dollarjagd, sondern hehrere Gesichtspunkte maßgebend waren.



Am  
Niagara-Fall.  
Nach New-York.

Früh morgens kam ich in dem Städtchen Niagara Falls an. Alles sah anders aus wie bisher in den amerikanischen Städten. Die Straßen machten einen sehr freundlichen Eindruck, und mehrere waren zu meiner größten Überraschung sogar asphaltiert. Ebenso angenehm berührte mich das kleine, aber reizend gelegene, deutsche Hotel Kaltenbach. Man wurde hier freundlich empfangen, nach seinen Wünschen gefragt, man war wieder, wie in der deutschen Heimat, ein gut aufgenommener Gast und nicht, wie in den amerikanischen Riesenhôtels, eine Nummer.

Nachdem ich mich von der Nachtfahrt erholt, trat ich meine Wanderung an. Gerade dem Hotel gegenüber jagten die schaumbedeckten Wellen der oberen Stromschnellen vorbei. Zwei hübsche Eisenbrücken führten mich über die

kleine Robinson-Insel nach der größeren Ziegen-Insel. Durch schönen, parkartigen Wald wanderte ich nordwärts, und nach wenigen Minuten stand ich auf dem Aussichtspunkt für die kleinere Hälfte des Falles, für den amerikanischen Fall. Der Blick war großartig. Tausend brauste die Wassermasse heran, und plötzlich stürzte sie senkrecht 50 Meter tief hinab. Gischt und Schaum wirbelten in die Höhe, und die Sonne zauberte darauf einen wunderbaren Regenbogen. Nachdem ich diesen herrlichen Anblick lange genossen, stieg ich etwas hinab auf den kleinen Inselfelsen Luna und stand nun dicht neben der stürzenden Wassermasse, so daß ich mit der Hand hätte hineinlangen können, wenn nicht das starke Eisengeländer ein zu nahes Herantreten verhindert hätte. Von hier kam ich zu der Cave of the Winds. Ich mußte mich vollständig auskleiden, erhielt ein Badekostüm, darüber einen Wettermantel, und nun begann einer der eigenartigsten Touren, die ich je auf meinen vielen Reisen gemacht habe. Man kletterte einen Turm hinab, ging einige hundert Meter die Felswand neben dem Fall entlang, betrat einen Holzgang, den rechts und links feste Holzgeländer einfaßten, und trat nun direkt in den Gischt des Falles. Manchmal konnte man nicht sehen, sondern sich nur an dem Geländer vorwärts tasten, und von einer Verständigung mit dem Führer war wegen des Donnerns der Wasser gar keine Rede. Plötzlich bog der Steg zwischen Felsen direkt nach dem Fall zu ab, der hier vorstehender Blöcke wegen eine Lücke erkennen ließ. Immer stumm folgte ich dem Führer. Ich war froh, wenn ich ihn sehen konnte, denn hier und da schlug der Schaum mir mit solcher Gewalt ins Gesicht, daß

ich die Augen schließen mußte. Das war aber alles noch nichts im Vergleich zu dem, was kam. Wir wendeten uns rechts und traten unter den Fall selbst. Welch ein Donnern und Tosen, Welch ein Sprühen und Zischen, Welch ein Schlagen und Stoßen der Wasserströme! Selbstverständlich war man im Nu bis auf die Haut durchnäßt, und oft mußte man den Mund schließen und den Atem anhalten, um nicht Wasser zu schlucken. Von einem richtigen Sehen war keine Rede, man konnte nur blinzeln und mußte sich immer wieder die Augen auswischen. Die Schläge der von unten abprallenden, aufwärts gepeitschten Wasser waren so stark, daß man ohne den Halt am Geländer sicher hinabgeschleudert und dann zerschmettert worden wäre, kurz, ich befand mich unter den stürzenden Strömen des Niagara-Falles in einer der eigenartigsten Lagen meines Lebens. Der Lärm, der weißgraue Schein des Gischts, die Undurchsichtbarkeit des Wasservorhangs vor mir und das Bewußtsein, durch ein Loslassen der Hand dem Tod verfallen zu sein, das alles übte einen eigenen Zauber auf mich aus. Wie geistesabwesend stand ich da und lauschte und starrete. Ein Schlag des Führers auf meine Schulter und ein Zeichen veranlaßten mich, weiter zu gehen. Mitten unter dem Fall hörte der Steg auf, eine Felsenplatte bot festen Halt. Hier konnte man einen Schritt vortreten. Da war ich nun von drei Seiten von den donnernd hinabstürzenden Wassermassen umgeben. Noch einen Schritt weiter, und wenige Minuten später wäre eine formlose, zerschmetterte, blutende Masse unten aus dem Schaum oder noch weiter abwärts aus der kristallklaren Flut aufgetaucht. Der Führer winkte; ich



Der Niagara-Fall.



folgte ihm. Wiederum ging es hart zwischen Felswand und Wasserfall hindurch, oft sah ich das Geländer nicht, sondern fühlte es nur. Dann kam eine Treppe, das Schlagen der Gischtmassen ließ nach, ich stand mit einemmal an der Felsenwand neben dem Fall. Das war ein interessanter Weg gewesen. So unheimlich er erschien, so sicher ist er; denn das Geländer ist stark, und wer es nicht losläßt, kann nicht fallen. Wenn ich an meinen Weg damals 1887 auf dem halb abgerissenen, geländerlosen Steg nach dem Wolkenbruch durch die Partnachklamm denke, wie ich eine halb ohnmächtige Dame nachziehend, meinen Hund auf dem Arm tragend, jeden Moment fürchten mußte, die rasende Flut würde uns den letzten Balken unter den Füßen wegreißen, das war doch etwas anderes. Damals gab es kein Zurück; hier kann man jede Minute umkehren. Also nervenpackend ist der Weg, gefährlich nicht. Darum möge ihn jedermann machen, der den Niagara-Fall besucht. Es lohnt sich.

Nachdem ich zur Cave of the Winds zurückgekehrt, mich angekleidet und meinen Dollar bezahlt, wanderte ich zum Aussichtspunkt für den Hufeisenfall, d. h. den kanadischen Niagara-Fall. Der ist noch viel großartiger, noch überwältigender als der amerikanische. Während letzterer eine Breite von 322 Metern hat, dehnt sich dieser auf 915 Meter Breite aus. Die Fallhöhe ist hier 48 Meter. Es ist ein nicht zu beschreibender schöner Anblick, wie die gewaltige Wassermasse des großen Niagara-Flusses sich heranwälzt, um dann plötzlich senkrecht in die Tiefe zu stürzen. An den Seiten, wo das Flußbett nicht so tief ist, stürzen die Wasser als weißer Schaum, in der Mitte aber als

dichte, grünblaue, geschlossene Masse hinab, und erst in der unteren Hälfte verwandeln auch sie sich in Gischt und Dunst. Infolge der hufeisenartigen Form drängt die ganze Wassermenge nach der Mitte zusammen. Dort entsteht ein Wasserberg, auf diesen stürzen neue Fluten, und daraus steigt eine Dampfwolke in die Höhe, deren dichtes, leuchtendes Weiß sich wunderbar vom wolkenlosen, tiefen Blau des Himmels abhebt.

Ich sah in der Stadt ein Bild ausgestellt: Eine idealisiert schöne Indianerjungfrau opfert sich dem großen Geist. In ihrem Kanoë kam sie blitzschnell den Fluß herabgefahren, jetzt ist sie gerade über dem Rand des Falles, mitten im Strom, die Spitze des Kanoës neigt sich schon, sie biegt sich etwas zurück und blickt in den zischenden Kessel dort unten, noch eine halbe Sekunde, und — mehr zeigt das Bild nicht. Ich kann mir vorstellen, wie der Gedanke an einen Opfertod in solch einer wunderbaren Welt mit Zaubermacht die Sinne eines indianischen Naturkinds gefangen nehmen und den Entschluß zur Tat reifen lassen konnte. Mit dem Versuch war ihr Schicksal besiegelt, denn wenn einmal das Kanoë in der Strömung dahinglitt, dann konnte es keine Menschenmacht mehr aufhalten, dann vollzog sich das düstere Opfer.

Ich kehrte über die Insel an das amerikanische Ufer zurück und blickte vom Aussichtspunkt des Prospektparkes über beide Fälle. Obwohl man die Fälle hier nur von der Seite sieht, doch wieder ein großartiges Bild.

Nun fuhr ich hinunter zum Flußbett unterhalb der Fälle und bestieg den dort auf Reisende harrenden Dampfer: „Maid of the Mist“, die „Dunstmaid“, die

„Wasserstaubmaid“. In wasserdichte Mäntel gehüllt, dampften wir den Fällen zu, hinein in den weißen Gischt, hinein in den hellen Dunst. Oft sah man nichts und schluckte mehr Wasserdampf, als man Luft atmete. Wenn aber Windstöße freie Blicke schafften, dann sah man den riesigen Sturz dicht vor sich und staunte über dessen Gewalt und die Großartigkeit dieser einzig schönen Naturerscheinung. Viele, viele Wasserfälle sah ich bei meinen Reisen, aber keiner, weder in Norwegen, noch im Yosemite noch sonstwo, macht einen so überwältigenden Eindruck wie dieser. — Ich landete auf der kanadischen Seite, fuhr mit der Drahtseilbahn auf das hier etwa 60 Meter hohe Ufer und blickte nun vom Queen Victoria-Park aus auf beide Fälle. Das ist das schönste Bild, welches der Niagara bietet. Da erkennt man erst die Macht des Stromes, weil man die Gesamtbreite der Fälle übersieht. Auch die Landschaft, die Goat(Ziegen)-Insel, der jenseits gelegene Prospekt-park, die freundliche Stadt und die schöne Brücke tragen dazu bei, dieses Landschaftspanorama zu einem der großartigsten zu machen, das man sich denken kann.

Zu Fuß kehrte ich auf das amerikanische Ufer zurück. In einem einzigen eisernen Bogen wird der hier etwa 380 Meter breite Strom überbrückt. Dabei sieht diese neue Riesenbrücke, die an Stelle einer 1889 bei einem furchtbaren Sturm ins Wasser gestürzten Hängebrücke erbaut ist, ungemein zierlich aus. Sie ist ein Meisterwerk des Eisenbaues.

Am folgenden Tag fuhr ich mit der neuen elektrischen Bahn auf der kanadischen Seite an den beiden Eisenbahnbrücken vorbei zu den „Rapids“, den unteren Strom-

schnellen. Die Wassermenge des sonst zwischen 350 und 400 Meter breiten Flusses ist hier zwischen den Felsen auf 76 Meter eingeengt und drängt infolge dessen mit sehr starkem Gefäll abwärts. Ich hätte es den Angaben Baedekers nicht geglaubt, wenn ich es nicht selbst gesehen hätte, aber es ist wahr, daß in der Mitte sich die Wellen 6 bis 7 Meter über das Niveau des Wassers an den Ufern erheben. Und wie sie jagen und stürzen, sich kreuzen und brechen! Daß da kein Mensch hindurchschwimmen kann, ohne sich besonderer Hilfsmittel zu bedienen, wird jedem ohne weiteres klar. Der wahnsinnige Versuch des Schwimmkünstlers Webb wurde denn auch durch dessen Tod bestraft.

Am großen Wirbel vorbei führte mich die elektrische Bahn zum Denkmal des 1812 hier gefallenen englischen Generals Brock. Es besteht in einer etwas über 50 Meter hohen, korinthischen Säule, auf der ein Püppchen steht, von dem man nur den großen Generalshut erkennt. Geschmacklos ist ein Denkmal kaum sein. Entzückend aber ist der Blick von dort auf die vor dem Beschauer liegende, reiche Ebene, auf den nun ruhig sich dahinwindenden, von Dampfern befahrenen Niagara-Strom, auf die Städte Queenston und Lewiston und auf den im Norden erglänzenden Ontario-See.

Die Rückfahrt auf dem amerikanischen Ufer war noch interessanter. Hart am Flußufer führte uns der elektrische Wagen stromaufwärts. Da sah man die Stromschnellen in ihrer ganzen, furchtbaren Wildheit, und als Schlußeffekt hatte man einen großartig schönen Blick durch den Bogen der Brücke hindurch auf die großen Fälle.

Auf einigen Fahrradtouren lernte ich noch die weitere Umgegend der Stadt Niagara Falls kennen. Es ist eine hübsche, reiche, gut angebaute Landschaft. Immer wieder aber lenkte ich mein Rad nach den Punkten, von denen ich auf die wunderbaren Fälle oder auf die wilden Stromschnellen blicken konnte, denn diese Bilder sind zauberhaft.

Was hat Nordamerika doch für herrliche Naturfeltheiten! Das Yosemite-Tal, die Waldungen von Mariposa, den Yellowstone-Park und die Niagara-Fälle. Eines zu sehen, genügt, um eine Reise von Europa nach Amerika zu belohnen. Wer alle vier gesehen hat, der darf sich mit Recht als besonders begnadigt bezeichnen. Ich bin einer der Glücklichen.

Ehe wir die Reise fortsetzen, seien mir noch einige Bemerkungen über die Eisenbahnverhältnisse Amerikas gestattet. Diese sind von zwei verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten. Was das Reisen selbst betrifft, so gibt es, besonders für den reichen Mann, der seinen Platz im Pullman-Car bezahlen kann, kein Land auf der Erde, in dem man so bequem, so angenehm, ich möchte sagen so vornehm reist, wie in den Vereinigten Staaten; denn selbst unsere Luxuszüge erreichen noch lange nicht einen amerikanischen Expreszug. Die Pullman-Cars eines solchen sind hoch elegant eingerichtet. Alles ist aus bestem Material und wirklich luxuriös hergestellt. So sind z. B. die Holztheile in den neueren Wagen schön eingelegt, überall findet man Spiegel, die Fenster bestehen aus bunten Gläsern, welche nur Licht einlassen, aber den Einblick verhindern, elektrische Lampen befinden sich nicht nur in der Mitte der Wagen, sondern an jedem einzelnen Platze. In

jedem Wagen gibt es für Herren und Damen getrennte, sehr gut ausgestattete Waschkabinette, in denen man sich mit größter Bequemlichkeit gründlich waschen kann, einen Rauchsalon, sowie ein Damenzimmer, und die Plätze der Reisenden sind so breit, daß zwei starke Menschen auf einem Platz sitzen können. Je nach Belieben hat man Doppelfenster, Drahtfenster oder Holzläden. Die Betten sind sehr gut, sehr reinlich und fast übergroß. In jedem Wagen ist ein Kegerdiener, der alle Wünsche sofort erfüllt. Das Beste aber ist, daß immer, und zwar nicht nur in den Pullman-Cars, sondern in allen amerikanischen Wagen, sehr reichliches Waschwasser und außerdem ebenso reichlich Eiswasser zum Trinken mitgenommen wird. Das ist eine wahre Wohlthat und verdient, unseren Bahnverwaltungen dringendst zur Nachahmung empfohlen zu werden. All dieser Luxus genügt den Amerikanern noch nicht. Auf den Hauptlinien gehen noch mit: erstens der ebenfalls tadellos ausgestattete Speisewagen, in dem man besser als in den meisten Hotels speist; zweitens der Salonwagen, der meist höchst elegant ausgestattet ist, in welchem man aber nicht rauchen darf, weshalb sich hier besonders die Damen aufhalten. Drittens der Herrenwagen, mit Rauchsalon, Schreibtisch, Baderstube und hier und da auch mit Badeeinrichtungen. In diesem liegen illustrierte und andere Zeitungen auf, auch befindet sich hier die Bibliothek für den Zug.

Getrennte Schlafräume für Herren und Damen gibt es zwar nicht, aber jedes einzelne Bett ist dicht abgeschlossen.

Ich wüßte nichts, was diesen Zügen noch fehlt.

Die gewöhnlichen Wagen — es gibt nur eine Klasse — sind auch viel besser ausgestattet als unsere Wagen dritter Klasse. Sie haben ebenfalls ihr Eis- und Waschwasser und gepolsterte Sitze, aber hier empfindet man die kleinen Bänke, welche in diesen Wagen für je zwei Reisende bestimmt sind, bei Nachtfahrten doch sehr unangenehm, da von einem Ausstrecken keine Rede sein kann.

Die Fahrgeschwindigkeiten sind durchschnittlich ziemlich groß, wenn auch nicht größer wie bei unseren schnellen Zügen. Aber man erspart dadurch Zeit, daß man sehr lange Strecken fährt, ohne anzuhalten. Die Lokomotiven sind besonders dafür eingerichtet.

Die Gepäckwagen sind sehr solid und geräumig, auch kann man während der Fahrt jederzeit zu seinem Gepäck gelangen. Wie aber die Amerikaner auf den Stationen mit dem Gepäck umgehen, ist unglaublich. Sie erreichen darin die Japaner, ja, manchmal übertreffen sie dieselben noch. Von den sehr hohen Wagen werden Koffer und Kisten meistens einfach herabgeworfen. — Die Fahrpreise sind verschieden, je nachdem die Konkurrenz maßgebend ist oder nicht; im allgemeinen etwa so hoch wie bei uns. Nur kommt noch dazu der Preis des Pullman-Car, der zwischen 1,50 und 10 Dollars für einen Tag wechselt.

Auch andere Einrichtungen auf den amerikanischen Bahnen empfindet man sehr angenehm. Die lächerliche, für Kinder und halbe Kretins berechnete Bevormundung wie in Deutschland gibt es nicht. Jeder steigt ein, wann, wo und wie er will, keine Kommandos, oder schrille Signale ertönen, der Zug fährt eben zu seiner Zeit ab.

Wer darin sitzt, fährt mit, wer nicht darin ist, bleibt weg. Nur der Lärm der Lokomotiven ist haarsträubend. Da es keinerlei geschlossene Barrieren gibt, so befindet sich auf jeder Lokomotive, und zwar, soviel ich sah, ausnahmslos, eine riesige Glocke, die bei allen Übergängen und auch auf den Bahnhöfen ununterbrochen läutet. Man meint, Dorfkirchen wollten um die Wette läuten. Sehr gut finde ich es, daß an Übergängen, die nicht gerade in besonders verkehrreichen Straßen sind, wo es keine Barrieren gibt, eine sehr deutlich erkennbare Warnungstafel in Form eines X steht, mit der Aufschrift: „Kreuzung. Sich nach dem Zug.“ Das genügt und würde unsere Leute ebenso selbständig machen, wie es die Amerikaner sind, besonders, wenn man die Bahn für ein Unglück nicht mehr haftbar macht. Jeder muß lernen, die Augen aufzumachen. In Amerika kommt an den Übergängen fast nie ein Unfall vor. Ein Grund dafür liegt vielleicht auch in dem Umstande, daß die Amerikaner im allgemeinen sehr nüchtern sind. Im Geschäftsleben kommt Trunkenheit fast nie vor, und auch bei den Arbeitern läßt sie bereits sehr nach. Trunkenbolde finden sich eigentlich nur unter den Söldnern der Armee und Marine.

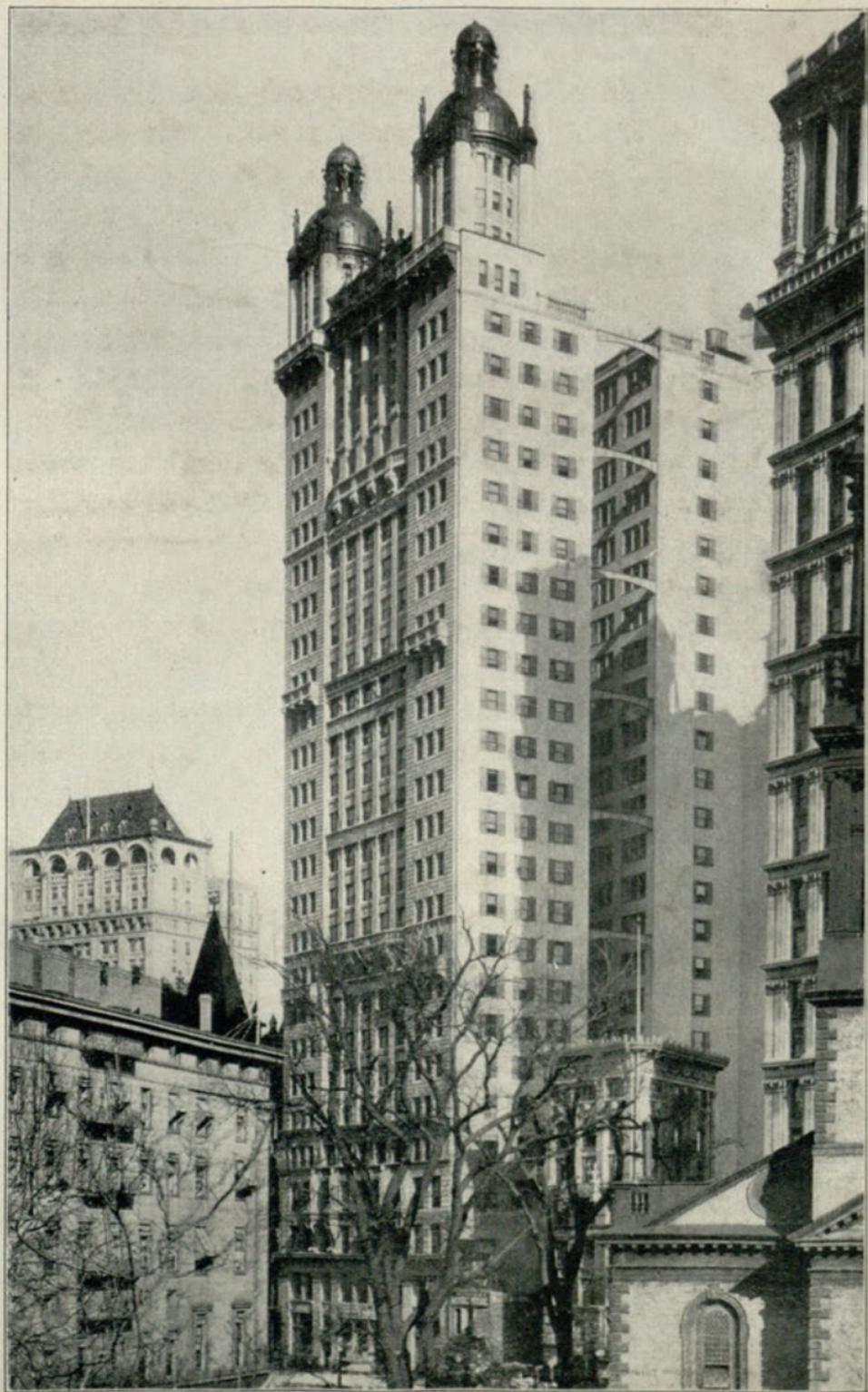
Was nun die Einrichtungen der Bahnen im großen betrifft, so gibt es hier ebensoviel zu klagen, wie beim Reisen selbst zu loben. Ein einheitliches System existiert nicht. Für die unzähligen verschiedenen Linien ist nichts maßgebend als Geldgewinn und Besiegen der Konkurrenz. Daher willkürliche Tarife, keinerlei Rücksicht auf Anschluß, keine einheitlichen Fahrpläne u. dgl. m. Ein drastisches Beispiel dafür ist folgendes: Zwischen San Franzisko

und Los Angeles genau in der Mitte liegt Fresno. Nun kostet z. B. die Fracht für ein Faß Wein von Fresno nach San Franzisko etwa das Doppelte wie für die ganze zweimal so lange Strecke von Los Angeles über Fresno nach San Franzisko. Warum? Weil von Los Angeles außer der Bahn noch Dampferverbindung mit San Franzisko besteht. Der Dampfer verlangt für den Transport des Fasses 2 Dollars, also kann die Bahn wegen der Konkurrenz auch nicht mehr als zwei verlangen. Von Fresno aus gibt es keine Dampferkonkurrenz, daher kostet das Faß von Fresno nach San Franzisko oder nach Los Angeles 4 Dollars. Ebenso willkürlich sind hier und auf anderen Strecken die Personentarife. Anschlüsse an andere Linien werden mit Absicht nicht gemacht, wodurch die betreffende Gesellschaft die Reisenden zwingt, wenn sie nicht durch unnützen Aufenthalt auf der Station noch mehr Zeit verlieren wollen, ganz auf ihrer Linie zu reisen, auch wenn der Weg weiter ist. So habe ich von Cinabar bis Denver 7 Stunden in Livingston, 5 Stunden in Butte und  $7\frac{1}{4}$  Stunden in Ogden warten müssen. Sehr unangenehm ist für den Reisenden auch, daß er die Pullman-Plätze immer voraus bestellen muß, zumal, wie ich selbst erfuhr, bei der Berücksichtigung der Bestellungen ziemlich willkürlich verfahren wird. Die obere Leitung des amerikanischen Bahnwesens ist schlecht, von richtiger Zeiteinteilung im Interesse des Publikums haben die Amerikaner ebenso wenig eine Ahnung, wie von einem ordentlichen Fahrplanbuch. In dieser Beziehung und besonders, so viel ich nach Hörensagen darüber urteilen kann, auch in Bezug auf eine geordnete Verwaltung könnten die Amerikaner sehr viel

von uns Deutschen und von unseren trefflichen Beamten lernen, was aber die Einrichtung der Züge und die Bestimmungen für das Fahren selbst betrifft, wir viel von den Amerikanern. Möchten vor allem aber unsere Beamten, die höheren wie die niederen, von den Amerikanern lernen, wie man mit dem Publikum höflich umzugehen hat. —

Vom Niagara-Fall fuhr ich über Albany nach New-York. Die Strecke längs des Hudson ist schön und wechselreich. Schon lange, ehe man sich der amerikanischen Hauptstadt nähert, beginnen die meist reizend gelegenen Landfeste der New-Yorker; denn ein großer Teil der Bewohner der Stadt hat in derselben nur seine Geschäftslokale, wohnt aber Sommer und Winter draußen auf dem Lande. Das ist billiger, gesunder und entspricht der sehr vernünftigen Anschauung, daß man lieber etwas geräumiger im eigenen Hause auf dem Lande als in einer engen Wohnung in der Stadt zur Miete wohnen will. Der häufige Verkehr der Lokalzüge bei billigem Preise unterstützt diese Ausbreitung nach dem Innern des Landes zu in hohem Maße. — Je mehr wir uns der Hauptstadt nähern, desto zahlreicher werden Dörfer und Städte, desto mehr Bahnen strömen zusammen. Nun nimmt der Fluß die Breite einer Meeresbucht an, und endlich verschwindet unser Zug in einem Gewirr von hohen Vorstadthäusern und schließlich zwischen grauen Mauern und unter tunnelartigen Gewölben. Er hält; wir sind in New-York.

Der große Central-Bahnhof ist schlecht, der erste Eindruck also läßt zu wünschen übrig. Sobald man aber nur die finsternen Hallen verlassen hat und in den Straßen der inneren Stadt zweilt, ändert sich das Bild. Man be-



New York. St. Paul Building.



„Noch einige Tage, dann geht es heim. Viel Neues werde ich in den ostamerikanischen Städten doch nicht mehr sehen; ich wollte, ich könnte schon morgen reisen.“ So dachte ich. Und da kam ein sensationelles Ereignis nach dem anderen. Ich kehrte in mein Hotel zurück und traf dort meinen Reisegegnossen wieder, der sich in dem deutschen Hotel Meyer in Hoboken einquartiert hatte, um bei der Abfahrt gleich in der Nähe des Lloyds zu sein. Wir fuhren nun zusammen nach der Liberty-Insel und besichtigten und erstiegen daselbst die große Bronze-statue der Freiheit, welche die Französische Republik der amerikanischen beim Feste der 100jährigen Befreiung vom englischen Joch 1886 geschenkt hat. Es ist ein schönes und sehr günstig aufgestelltes Riesenbildwerk von 42 Metern Höhe auf einem 43,5 Meter hohen Sockel aus Granit. Das Vorzüglichste ist aber die Aussicht von dort auf die Städte New-York, Brooklyn, Jersey, Newark und auf die umliegenden Inseln, sowie den von ihnen eingeschlossenen Hafen.

Während wir bei herrlicher Beleuchtung uns in den schönen Anblick vertieften, stieg in Hoboken eine starke Rauchsäule auf.

„Dort brennt es.“

„Wird nicht viel sein.“

„Herr Sch. Das wird ärger, es scheint gerade in der Gegend Ihres Hotels zu sein.“

Da der Dampfer gerade bereit stand, fuhren wir nach der Stadt zurück. Schon während der Fahrt wuchs die Rauchwolke riesig an, und ich erkannte deutlich ein

brennendes Schiff. Wir landeten, und da wir gerade in der Nähe eines der Riesenhäuser waren, ließen wir uns im Lift hinauffahren. Wir hatten schon gehört und auf einer Tafel angeschrieben gelesen, daß die Docks des Norddeutschen Lloyds sowie drei große und viele kleine Schiffe in Flammen ständen. Von jener Höhe aus sahen wir zwei der unglücklichen Dampfer in hellen Flammen mitten im Strom treiben und einen anderen brennend halten und plötzlich untergehen. Es war ein grausig schönes Bild. Da das Hotel Meyer den Docks des Lloyds gerade gegenüber liegt, und wir wegen des Gepäcks meines Reisekollegen in Sorge waren, eilten wir nun auf dem kürzesten Wege hinüber nach Hoboken. Schon auf der Fahrt über den Hudson erkannte man die Größe und die furchtbare Gefahr dieses Brandes. Die wirrsten Gerüchte wurden laut. „Der „Kaiser Wilhelm“, die „Saale“, „Bremen“ und der „Main“ stehen in Flammen. Alle Piers und Docks brennen rettungslos nieder, über 200 Menschen sind verloren“, hieß es.

In fünf Minuten standen wir auf der Brandstätte. Ich habe schon manches große Feuer gesehen, wie z. B. den Brand der Hygiene-Ausstellung und den der Norddeutschen Brauerei in Berlin, beide aber waren Kinderspiele gegen dieses Flammenmeer. Nur einen noch schrecklicheren Brand kenne ich, den der Stadt Bazailles. Das war damals im Kriege. Aber im tiefen Frieden, am hellen Tage, in einer Stadt, in der man alle modernen Hilfsmittel zur Hand hat! Ich kann mir kein schrecklicheres Bild denken. Etwa 400 Meter lang wogte eine ununterbrochene, riesige Flammenmauer in die Höhe,

und darauf lagerte eine kolossale Rauchwolke, welche den ganzen Hudson und die östlichen Teile des etwa 1300 Meter entfernten New-Yorks in grauem Dunst begrub. Gut, daß Westwind wehte und der breite Strom die Funken und die durch die Luft schwirrenden Feuerbündel aufnahm. Bei Ostwind wäre der größte Teil der 78 000 Einwohner zählenden Stadt Hoboken rettungslos verloren gewesen. So fürchterlich es erschien, ich muß doch sagen, es war ein schaurig schönes, großartiges Bild. Und doch sah ich fünf Tage nachher eine noch gewaltigere Flamme, doch davon später. Während wir den gewaltigen Anblick von so nahe genossen, als es die Hitze auf der Windseite erlaubte, wurden wir in innerster Seele erregt und ergriffen durch den Anblick und die Erzählungen der Überlebenden, welche nach und nach von den brennenden Schiffen ans Land kamen. Herzergreifend, herzzerreißend war es, wie die nun heimatlosen Matrosen, Maschinisten, Stewards, Offiziere und Passagiere ihre Erlebnisse schilderten und uns die fürchterlichen Szenen erzählten, die sich da draußen zwischen Feuer und Wasser abspielten und Hunderte von blühenden Leben dahinrafften. Und gezittert und gebebt haben wir alle vor Wut über die bodenlose, tierische Gemeinheit, über die unbeschreibliche niedere Roheit des hiesigen Pöbels, des Janhagels von New-York und Hoboken. Für diese gibt es keinen parlamentarischen Ausdruck, es gibt nur die tiefste Verachtung für solche Bestien, die noch roher sind als der Janhagel von London, Paris und Berlin.

Man höre einzelne an Ort und Stelle von den Augenzeugen mir und anderen direkt nach dem Ereignis

mitgeteilte Tatsachen. Von der brennenden „Saale“ konnte nur ein Sprung in das Wasser retten. Durch Brandwunden verletzt, durch den Qualm halb erstickt, durch die Aufregung entkräftet, wagten viele endlich den Sprung und schwammen im Fluß herum. Eine Masse von Schleppbooten eilte nach der Unglücksstelle, um sich durch Schleppen Bergelohn zu verdienen. Von etwa zwölf solchen Booten haben nur zwei die Schwimmenden aufgenommen, die anderen sahen nur nach dem zu erlangenden Verdienst, kümmerten sich um keine Rufe der Unglücklichen, reichten kein Ruder, kein Tau, keine Stange über den Bootsrand, sondern steuerten rücksichtslos über die armen Schiffbrüchigen hinweg und ließen sie ertrinken. Ein junger Maschinist der „Saale“ erwischte mit letzter Kraft das Steuerruder eines solchen Bootes und rief um Hilfe.

Einer der Bootsleute kam. „Haben Sie Geld?“

„Nein, ich konnte ja nur mein Leben retten.“

„Dann fahr in die Hölle.“

Mit verstärkter Kraft dampfte der Schlepper weiter, der junge Mann glitt ab und wäre versunken, hätte ihn nicht ein herankommendes Boot des Hamburger Schiffes „Phönicia“ gerettet.

So gibt es Duzende von Beispielen.

Während die Hamburger Schiffe, deren Docks nebenan liegen und jeden Moment ebenso in Flammen stehen konnten, wenn der Wind drehte, alle Boote, alle Offiziere und Leute zur Rettung aussandten, lagen ein englisches und verschiedene große amerikanische Schiffe gegenüber, ohne ein Boot klar zu machen, ohne Hilfe zu senden. Die

gesamte New-Yorker Feuerwehr kam nicht von selbst, sondern erst, nachdem der Agent des Lloyds, den man doch auch erst telegraphisch benachrichtigen mußte, sich an den Docksuperintendenten in Hoboken, dieser an den Mayor von Hoboken und letzterer an die Behörden von New-York um Hilfe gewandt hatte. — Die „Bremen“, dieses stolze Schiff, wäre leicht zu retten gewesen. Schlepper genug standen herum, griffen aber nicht zu, sondern wollten um Bergelohn feilschen, worüber doch die Offiziere und Leute des Schiffes gar nichts sagen konnten. Als einem Schlepper das Schlepptau von der „Bremen“ zugeworfen wurde, verweigerten die Schleppleute die Annahme, die Zeit wurde veräußert, das stolze Schiff und so und so viele Menschenleben verfielen den Flammen.

Kann man es mir, allen Deutschen, ja, allen gebildeten Menschen, die am 30. Juni abends an der Unglücksstelle, mitten in den Schreckensszenen solche Kunde vernahmen, verargen, daß wir fast jede Ruhe verloren! Ich wäre im stande gewesen, einen solchen Schleppermatrosen, wenn ich ihn erwischt hätte, halb zu erwürgen. Noch Duzende solcher Szenen wurden gemeldet.

Und doch sind auch diese verrohten Menschen nur so geworden, weil gewisse amerikanische Staatsverhältnisse sie so erzogen haben. In einem Lande, in dem der Begriff persönlicher Ehre so wenig gepflegt wird, in welchem die Wertschätzung eines Menschen nur nach der Zahl der Dollars, die er besitzt, stattfindet, in dem man jeden Ehrgeiz geflissentlich untergräbt, über Würden und Auszeichnungen höhnt, für jede Leistung, für jede besondere Handlung nur Bezahlung kennt, da müssen die niederen

Instinkte in der Brust tiefer stehender Menschen außerordentlich gestärkt und alle besseren unterdrückt werden. Sind doch sogar die Ansichten besserer Amerikaner vielfach korrumpiert, sobald es sich um das „Geschäft“ handelt. Hätte ich nicht in deutsch-amerikanischen Familien ersten Ranges so prächtige Menschen kennen gelernt, und beim deutschen Sängerkongress in Brooklyn so gemüthvolle Szenen gesehen, ich wäre vom amerikanischen Land mit derselben Antipathie geschieden wie aus Indien, wo ich schon 1896, und noch mehr jetzt aus einem ganz unparteiischen Beobachter zu einem scharfen Gegner der Engländer geworden bin. Aber das weiß ich sicher, wer für republikanische Institutionen schwärmt und sich aufmerksam in Amerika umsieht, der wird geheilt, und ich bin überzeugt, selbst ein enragierter Sozialist wird hier einsehen lernen, daß unsere deutschen Verhältnisse weit besser sind als die der Republik der Vereinigten Staaten Nordamerikas. —

Am 1. Juli wanderte ich sehr früh in den Centralpark. Er ist groß und schön und bietet nach der Art des englischen Gartens in München mit seinen weiten Flächen, Seen, Waldstrecken, Alleen und vielen lauschigen Plätzen einen prächtigen Erholungsort für alle jene New-Yorker, welche aus Zeit- oder Geldmangel nicht nach den kühleren Landsitzen an den Meeresbuchten oder am Hudson entfliehen können. Ich freute mich über die fröhlichen Menschen, die hier kleine, ganz richtig aufgetakelte Schiffchen in einem der Seen aussetzten und dann wetteten, welches derselben zuerst das andere Ufer durch Segeln erreichen würde. Sehr hübsch finde ich es hier wie überhaupt in ganz Amerika, daß man die Rasenflächen der Parks be-

treten und sich dort lagern darf; das schadet dem Gras gar nicht und ist doch für viele Familien, welche keine Gärten besitzen, eine große Annehmlichkeit. Um gerecht zu sein, muß ich anerkennen, daß man sich in solchen Dingen in Amerika wirklich frei fühlt, und daß man es sehr wohlthuend empfindet, nicht bei jedem Schritt auf ein Verbot zu stoßen oder gar von einem Schutzmann belästigt zu werden. In dieser Beziehung sind wir in unserem lieben Deutschland wirklich noch sehr in der Kultur zurück. —

Verschiedene Besuche, die ich abzustatten hatte, führten mich in die elegantesten Straßen New-Yorks. Sie sind sehr hübsch, auch merkt man hier die mangelhafte Stadtverwaltung lange nicht in dem Maße, wie weiter unten im Geschäftsviertel, abgesehen freilich von der meist fehlenden Straßenbezeichnung und der noch kläglicheren Straßenbeleuchtung. Einen Namen an einer Hausecke anzubringen, läßt sich der freie Bürger der U. St. of A. natürlich nicht gefallen; denn die Straßennamen sollen an den Ecklaternen angebracht sein. Man muß aber ja nicht glauben, daß an jeder Ecke eine Laterne steht; im Gegenteil, man kann drei und vier Straßen überschreiten, ohne auf eine einzige städtische Laterne zu stoßen, und trifft man endlich eine solche, dann fehlt meist der Name daran. Ich bin im lebhaftesten Teil New-Yorks, seitlich des Broadway, durch Straßen gekommen, die gar nicht erleuchtet waren. Sehr nett für Liebespaare und Verbrecher! In den meisten Straßen gleicht freilich die brillante Reklamebeleuchtung der Geschäftshäuser den Mangel der öffentlichen Beleuchtung aus.

Am Nachmittag besuchte ich das Museum am Centralpark. Es enthält großartige Schätze: Bilder alter und neuer Schulen allerersten Ranges, eine Sammlung alter Gläser, wie ich sie nirgends so reich sah, und zahlreiche Kunstgewerbegegenstände von kolossalem Wert. Ein Fehler ist es nur, daß eine systematische Ordnung fast ganz fehlt; Gemälde der verschiedensten Epochen, Völker und Schulen hängen durcheinander und zwar gemischt mit kunstgewerblichen Dingen und einfachen sogenannten Kuriositäten.

Abends fuhr ich wieder zu meinem Reisegenossen nach Hoboken. Wir sahen neue Szenen des Schreckens, denn das Feuer brennt mit unverminderter Heftigkeit weiter, und die Duzende von Spritzen sind gegen solche Flammen machtlos. Jetzt herrscht aber doch etwas Ordnung beim Löschen und Retten der angrenzenden Teile.

Um Mitternacht reisten wir beide ab nach Washington und trafen morgens 7 Uhr dort ein. Diese politische Hauptstadt der Vereinigten Staaten unterscheidet sich von den übrigen Städten sehr. Hier tritt, Gott sei Dank, das Geschäft etwas zurück. Breite, schöne Straßen, sehr häufig mit Alleen geschmückt, der schöne Park „the Mall“ mitten in der Stadt, und die vielen Staatsbauten und Denkmäler geben Washington ein vornehmeres Gepräge. Unser erster Weg war zum Kapitol, dem großen Parlaments- und Repräsentationshaus der Vereinigten Staaten. Es ist ein stolzer, mächtiger Bau in korinthischem Stil aus weißem Sandstein und teilweise weißem Marmor. Er hebt sich sehr günstig von den ihn umgebenden grünen Anlagen ab und macht einen imponierenden Eindruck. Dagegen läßt das Innere kalt. Schlechte Gemälde, schlechte Deko-

rationsmalerei der Wände hat man ohne Verständniß nach Art der Loggien Raffaels ausgeführt, und die sehr unbedeutende Deckenfreskomalerei einiger Apotheosen wirkt fast komisch. Die Erklärung des Führers war echt amerikanisch. Ich habe von ihm keinen einzigen Namen eines Künstlers, aber dafür genau erfahren, wieviel jedes Bild gekostet hat.

Vom Kapitol wanderte ich zur Library of Congress. Ebenfalls ein schöner Bau. In Washington scheinen überhaupt die Architekten weitaus die hervorragendsten unter ihren Kunstgenossen zu sein. Auch das neue, schöne Postgebäude ist hierfür ein Beweis.

In den verschiedenen Museen gefielen mir am besten die naturwissenschaftlichen Sammlungen, insbesondere die paläontologischen. —

Nun führen wir zum Washington-Obelisk. Wie man so etwas Geschmackloses bauen kann, ist kaum glaublich. Da steht ein einfacher, riesiger, weißer, scheinbar aus dem Boden gewachsener Spargel. Kein Sockel, kein Schmuck, nichts verrät nur eine Spur von Kunst; 159 Meter hoch ragen die einfachen, glatten Wände ohne Gesims, ohne Fenster, ohne jede Verzierung in die Luft. Sogar die behauenen und mit Inschriften bedeckten Steine, welche die verschiedenen Staaten und Städte beisteuerten, sind innen angebracht. Das Denkmal sollte einfach erhaben wirken, zeigt aber nur entsetzliche Gedankenarmut. In diesem Obelisken sollte zugleich der höchste Steinbau der Erde erstehen, das Ulmer Münster überragt ihn jedoch seit seinem Ausbau noch um 2 Meter. Man fährt in diesem Obelisk mit einem Aufzug in 8 Minuten hinauf und

genießt oben eine wirklich herrliche Aussicht. Da erkennt man erst deutlich, wie hübsch Washington im Grünen gelegen und wie reich und schön seine Umgegend ist. Leider schneiden sich auch hier wie überall in Amerika die Straßen gleich langweilig, d. h. immer rechtwinklig, das ist eben nicht anders im Lande der nüchternen Praxis. Wir sahen von oben dicht vor uns das kleine Regierungsgebäude, das sogenannte Weiße Haus, sowie das Kriegs- und Finanzministerium und begnügten uns mit diesem Blick. Eine Fahrt durch die Stadt zeigte uns noch verschiedene schöne Staats- und Privatgebäude und erhöhte den angenehmen Eindruck, den Washington auf uns gemacht hat. Auffallend waren hier die vielen Neger und Negerinnen, vom eleganten Gigerlpaar bis zum zerlumpten Stiefelpußer und der drallen Amme. Bald nach 12 Uhr — nachdem wir schnell *ex manibus* gefrühstückt — saßen wir wieder in der Bahn zur Rückfahrt bis Baltimore. Zwei Stunden Aufenthalt genügten zu einer Fahrt durch die sehr ausgedehnte Stadt. Jetzt begreife ich gut, was mir ein Bekannter vor meiner Reise nach Amerika sagte: „Wenn Sie eine amerikanische Stadt gesehen haben, kennen Sie alle.“ Ja wahrhaftig. Alle haben die rechtwinklig sich schneidenden Straßen, riesige Geschäftsbauten, kleine niedliche Familienhäuser und wenigstens eine möglichst auffallende Spezialität. Hier ist es eine Säule, wie ich eine ähnliche schon seit 32 Jahren kenne, gleich geformt und ungefähr gleich hoch — die in Paris. Nur steht hier kein Napoleon, sondern George Washington darauf, darum heißt sie auch nicht Vendôme-Säule, sondern Washington-Denkmal, und es fehlen ihr die wundervollen Seitenreliefs

ihres berühmten Vorbildes in Paris und der noch älteren Vorbilder in Rom.

Bald nach 3 Uhr saßen wir wieder im Zug, und gegen 6 Uhr langten wir in Philadelphia an, und zwar mitten in der Stadt. Ein riesiges, sehr schönes Stadthaus in reichem Renaissance-Stil erhob sich vor uns, das größte Gebäude Amerikas, zugleich die Spezialität von Philadelphia. Sonst bot sich uns das gleiche Bild: rechtwinklig sich schneidende Straßen, Mammothhäuser u., hier nur mehr Feuerleitern außen an den Häusern, wie anderswo, viele Neger, und im übrigen Straßen wie in New-York, Chicago, Denver, San Franzisko — das ist Philadelphia. Wir fuhren zum Delaware, hinüber nach Cambden, dann zurück zur Bahn, und bald nach 7 Uhr saßen wir schon wieder im Zuge, um nach Hoboken und New-York zurückzufahren. Gegen 10 Uhr trafen wir dort ein.

Und nun frage ich meine lieben Leser, ist das nicht echt amerikanisch, in einem Tage drei Städte zu besichtigen, von denen eine (Washington) 300 000, die andere (Baltimore) 480 000, und die dritte (Philadelphia) 1 250 000 Einwohner hat, dabei fast nichts zu genießen und trotz vorangegangener Nacht- und mehrstündiger Tagfahrt dennoch frisch und munter von Anfang bis zum Ende auszuhalten? Wenn ich aber von diesen Städten eine Idee erhalten wollte, blieb mir bei der Kürze der Zeit bis zur Abfahrt des Dampfers keine andere Wahl. Während mein Reisegefährte in Hoboken blieb, mußte ich noch über den Hudson zurück nach New-York. Der fürchterliche Brand wütete noch immer, und als ich in New-York ankam, verkündeten Extrablätter: „Neuer großer Brand

in Hoboken. 12 Menschen verbrannt.“ Das Feuer war in einem den Lloydbauten ganz fernem Stadtteil ausgebrochen und stand gar nicht im Zusammenhang mit dem dortigen Unglück. —

Am 3. Juli sah ich mir noch einige der „himmelstürmenden“ Häuser an, die staunenswert gut, solide und auch luxuriös gebaut sind. Während man sonst beim Ersteigen manches Turmes doch unwillkürlich die Empfindung hat, er könnte einfallen, kommt man bei diesen weit höheren Häusern gar nicht auf einen solchen Gedanken, so ungemein massiv und fest sehen sie aus. Wie hoch man ist, merkt man erst, wenn man aus einem Fenster der obersten Stockwerke hinaus sieht; denn die Aufzüge arbeiten so schnell, daß man bei der Fahrt jede Schätzung verliert. Der Aufenthalt oben bei der entzückenden Aussicht und der prachtvollen, staubfreien Luft ist herrlich. Wenn ich in New-York leben müßte, würde ich gern in einem solchen 20. oder 25. Stockwerk wohnen. Bei Bränden freilich — nun, ich habe ja das traurige Beispiel vor mir, wie man auch mitten auf dem Wasser verbrennen kann. Nachmittags folgte ich einer Einladung und wohnte dem Preisingen der zum 19. Stiftungsfest versammelten deutsch-amerikanischen Gesangvereine von Nordostamerika bei. Da ging mir das Herz auf. In einem großen Theater von Brooklyn waren an 3000 Zuhörer versammelt, und ein Verein nach dem anderen trug das Lied „Johannisnacht am Rhein“ vor. Die Leistungen waren vortrefflich, und man mußte wahrlich staunen, daß sich hier in dem nüchternen Amerika deutsche Musik, deutscher Männergesang zu solcher Blüte entfaltet haben. Ich konnte das Ende nicht abwarten, da ich noch nach

Coney-Insel hinauswollte, um auch den größten Tingeltangelort New-Yorks, einen der größten der Erde, kennen zu lernen. Obwohl die amerikanischen elektrischen Wagen wie der Blitz fahren, brauchte ich doch fünf Viertelstunden, um hinauszukommen. Abgesehen von den am Strande befindlichen Badeanstalten, ist Coney-Insel eine gewaltige Radaustadt, in der sich Rutschbahnen, Karussells, Schaubuden aller Art und Restaurationen aneinander reihen, und ich war, aufrichtig gesagt, froh, daß mich der Dampfer diesem Wirwar bald wieder entzog. Dafür war die Einfahrt in den Hafen von New-York entzückend. Long Island und Staten Island glänzten herrlich im Abendsonnenlicht, die Unabhängigkeitsstatue sah viel feierlicher als sonst aus, und die Städte Jersey, New-York und Brooklyn erschienen zwischen dem blauen Himmel und dem blauen Meer wie ein großartiges Delfter Porzellan Gemälde.

Wir eilten nun nach der Brooklyner Brücke. Diese höchste und mächtigste Hängebrücke der Erde hat mir gewaltig imponiert, und als ich las, daß ihre Erbauer die Deutschen Roebling, Vater und Sohn, sind, gefiel sie mir noch mehr. Etwa 38 Meter erhebt sie sich über dem Wasserspiegel, so daß die höchsten Masten der Schiffe glatt darunter weggehen, zwei Eisenbahn-, zwei Straßenbahngelise, zwei Fahrdämme und ein sehr breiter Fußgängerweg führen hinüber, und ihre ganze Länge beträgt etwas über 1600 Meter. Entzückend ist auch der Blick von der Brücke auf die Städte, den mit Schiffen bedeckten Fluß und die ganze Umgegend.

Eine Stunde später wohnte ich in der großen Festhalle des deutsch-amerikanischen Sängersfestes dem Haupt-

konzert bei. Daß ich hier einen solchen Genuß haben würde, habe ich nicht geahnt. Ueber 4000 Sänger, ein Orchester von 125 Mann und ungefähr 12000 Zuhörer waren in der schön geschmückten Riesenhalle versammelt, beim Publikum befand sich die Elite der New-Yorker Gesellschaft, und was ich hörte, das war vorzüglich. Schon die Soli und die Vorträge des ausgezeichneten Orchesters entzückten in hohem Maße, wenn aber die Chöre anhoben, und der Gesang von 4000 Männern durch den Raum brauste, dann zog es wunderbar durchs Gemüt, dann wurde jeder tief ergriffen, das bewies die, fast möchte ich sagen, andächtige Aufmerksamkeit aller Zuhörer. Auch das Programm war vortrefflich gewählt: echte deutsche Musik von Beethoven, Weber, Wagner, Meyerbeer, Abt und anderen Meistern. Und dann sangen die Tausende unsere liebe alte Loreley, und das hier im nüchternen Land des Dollars zu hören, und so vorzüglich zu hören, das war ein Zauber, das war Poesie. So lange solcher deutscher Idealismus noch in Amerika gepflegt wird, so lange ist noch nicht alles verloren. Dieser Idealismus bildet noch immer einen Damm gegen das Versumpfen im Realismus der Spekulation und des Jagens nach Geld.

Am 4. Juli folgte ich den Einladungen von Bekannten in der Umgegend. Es war mir sehr angenehm, gerade heute New-York zu verlassen, da wegen des Nationalfestes überall in den Straßen vom frühen Morgen bis zur späten Nacht Feuerwerk angezündet wurde und es an allen Ecken krachte und qualmte. Daß nicht Hunderte von Pferden durchgingen, und noch viel mehr Unglück geschah, ist mir rätselhaft, denn die sogenannten Krakers

werden rücksichtslos unter Menschen und Tiere geworfen, Feuerfrösche fliegen in Wagen der elektrischen Bahn und Bomben werden dicht neben Warenlagern losgelassen. Ist es nicht sonderbar, daß man das Fest der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten nicht anders zu feiern weiß, als durch kindisches und noch dazu sehr gefährliches Spielen mit kleinen Feuerwerkskörpern? Darin zeigt sich wieder eine der Ausartungen der sogenannten amerikanischen Freiheit. Am Nachmittag fuhr ich nach Belam More und Larchmount am Long Island Sound, und wurde dort in die Sommerheime der beiden vornehmsten Klubs New-Yorks und in das Haus einer der ersten Familien der Stadt eingeführt. Da lernte ich Amerikaner der besten Kreise kennen und hörte vieles, was mich sehr sympathisch berührte. Aber auch hier waren die lebenswürdigsten, formgewandtesten und gebildetsten Menschen wiederum die Deutschen, oder doch die von deutschen Eltern Abstammenden. Es ist doch ganz merkwürdig, welche Unterschiede man unter den deutschen Elementen in Amerika findet. Die intelligentesten, fleißigsten, zuverlässigsten und ehrlichsten Bürger der Vereinigten Staaten sind die Deutschen, andererseits aber findet man unter den Deutschen auch vollständig verrohte, herabgekommene Subjekte, welche geflissentlich die gute alte deutsche Sitte und Sprache verleugnen, alles Schlechte von Engländern, Irländern und weiß Gott woher annehmen und dann zum großen Arger guter Amerikaner sich als Vollblutyankees aufspielen. Das sind aber meist Leute, denen der heimatische Boden zu heiß wurde, weil sie etwas auf dem Gewissen haben. Es sind Renegaten mit all den Lastern solcher

Überläufer, und sie werden von jedem guten Yankee ebenso verachtet, wie von allen Deutschamerikanern, die sich durch ihr Betragen bloßgestellt sehen.

Eins hörte ich aber doch aus allen Unterhaltungen selbst mit den besten Amerikanern heraus, was doch sehr gegen unsere Ansicht geht, den überall vertretenen amerikanischen Grundsatz: „Das Geschäft geht allem vor“ und: „Geschäfte machen wir um jeden Preis, ob sie mehr oder weniger reinlich sind, ist uns gleichgültig.“

Die Amerikaner machen auf mich auch weniger den Eindruck tüchtiger Kaufleute, als den geriebener Spekulanten; aber ich gebe gern zu, daß darin mein Urtheil ein laienhaftes ist.

In den Familien wurde ich aufs liebenswürdigste aufgenommen, und ich bin glücklich, solche Kreise kennen gelernt zu haben, denn ich weiß nun doch auch, daß es in Amerika auch viele sehr fein gebildete, sehr brave und sogar ideal denkende Menschen gibt, wenn man sie frei vom Geschäft, in ihren Klubs oder in ihren Familien sieht. Der Amerikaner hat eben im allgemeinen eine Doppelnatur. Als Privatmann liebenswürdig, bieder, entgegenkommend und sehr sympathisch. Als Geschäftsmann aber — nun ich hatte zu meiner größten Freude mit ihnen geschäftlich nichts zu tun. —

Jetzt kam der Abschied von Amerika, der Schluß meiner Weltreise. Am 5. Juli früh verließ ich mit dem Schnelldampfer „Kaiser Friedrich“ der Hamburg-Amerika-Linie New-York. Ich kann den Genuß nicht beschreiben, den ich empfand, als ich wieder deutschen Boden betrat.

Erst in der Fremde lernt man erkennen, wie sehr man doch an seiner Heimat hängt.

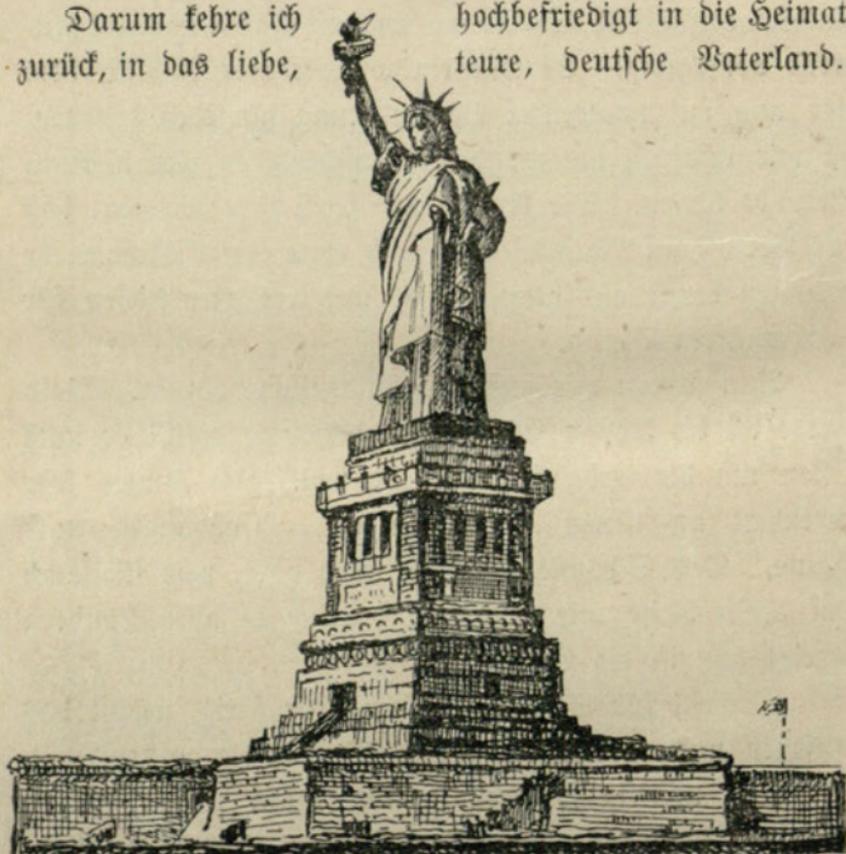
Vor der Abreise hat uns New-York, d. h. Staten Island, noch ein Abschiedsschauspiel gegeben, wie man es nur selten auf der Welt sieht. In der Nacht vom 4. zum 5. Juli herrschte in New-York ein starkes Gewitter, und ein Blitzstrahl traf die Petroleumtanks der Standard Oil Co. auf Staten Island und zündete. Gerade als wir ausfuhren, hatte das Feuer seine höchste Macht erreicht. Himmelhoch, noch gewaltiger als beim Brand in Hoboken, stiegen die Flammensäulen empor, und der Qualm verfinsterte die Sonne an dem klaren Himmel zeitweise vollständig. Es war ein wunderbarer Anblick, dem wir uns mit ungeteilter Bewunderung hingeben konnten, da wir erfahren hatten, daß Menschenleben hier nicht in Betracht kämen. Die Amerikaner freilich berechneten, daß der Verlust an Material hier noch etwa eine Million mehr betragen könne als beim Lloyd, und erklärten diesen für den ernstesten Brand.

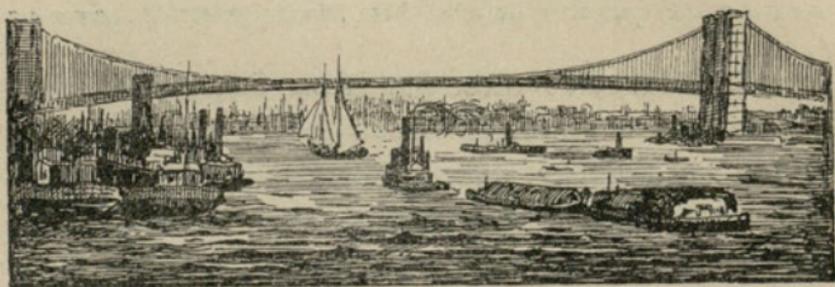
Nun fahren wir auf dem Atlantischen Ozean. Bald werde ich die Küsten Europas wiedersehen, die Reise nach Osten um die Erde ist dann beendet. Ich komme sehr bereichert an neuen Eindrücken und Erfahrungen nach Hause. Das Schönste und Herrlichste aber, was sich auch auf dieser Reise mir klar und deutlich in allen Ländern gezeigt hat, ist die Erkenntnis:

„Schritt für Schritt, langsam aber stetig, wächst das Ansehen unseres deutschen Vaterlandes in der ganzen Welt. Wo man uns in früheren Jahren kaum kannte, nennt man jetzt voll Hochachtung den Namen „Deutschland“ in

erster Linie, und während man noch vor 1870 sich um uns gar nicht kümmerte, fragt man jetzt überall mit einem gewissen Zagen: „Was tut Deutschland?“ Diese Achtung hat das große Jahr begründet, die jetzige Zeit aber verstärkt und ausgebaut. Das hohe Ansehen, welches wir gegenwärtig, besonders im Osten, genießen, verdanken wir der Tüchtigkeit unserer Industrie, den ausgezeichneten Leistungen unserer Handels- und Kriegsflotte, dem Vertrauen in die Macht unserer Armee und gewiß nicht zuletzt der Hochachtung, welche sich unser Kaiser bei allen Völkern der Erde zu erringen gewußt hat.

Darum kehre ich zurück, in das liebe, hochbefriedigt in die Heimat teure, deutsche Vaterland.





## Die Heimreise an Bord des „Kaiser Friedrich“ der Hamburg-Amerika-Linie.

**N**un geht es heimwärts auf einem der schönsten Schiffe der Hamburg-Amerika-Linie, dem „Kaiser Friedrich“.

Wer viel auf unserer Erde herumreist, lernt objektiv vergleichen und darum gerecht urteilen. Seit vierzehn Jahren durchkreuze ich die verschiedensten Meere, und es wird wenig Schiffahrtsgesellschaften geben, von denen ich nicht wenigstens den einen oder den anderen Dampfer kennen lernte. Hier und da habe ich sogar unter Verzichtleistung auf die bessere Fahrgelegenheit eine schlechtere gewählt, nur um eine mir noch fremde Linie kennen zu lernen, und immer suchte ich, um gerecht zu sein, außerdeutsche Schiffe mit möglichst nachsichtigem Auge zu beurteilen. Es hilft aber alles nichts, es ist und bleibt eine unbestreit-

bare Tatsache, die besten, schnellsten, sichersten, schönsten und weitaus angenehmsten Dampfer der Erde sind und bleiben die deutschen. Wenn wir Deutsche allein so urteilten, könnte man annehmen, unsere Eigenart ließe gerade uns das Leben auf deutschen Dampfern besonders sympathisch erscheinen. Dem ist aber nicht so. Der Beweis, daß auch die Angehörigen anderer Völker ebenso denken, ist dadurch gegeben, daß von solchen, wenn sie die Wahl haben, stets die deutschen Schiffe bevorzugt werden, und daß infolge dessen auf diesen stets sämtliche Plätze besetzt und oft schon lange vorausbestellt sind, während dies auf den Dampfern anderer Nationen keineswegs der Fall ist. Dies liegt in erster Linie daran, daß man in der ganzen Welt weiß, daß man auf den deutschen Schiffen, soweit menschliche Vorsicht es vorausbestimmen kann, am sichersten reist, und daß im Fall eines Unglücks kein Volk der Erde auf seinen Schiffen eine solche Disziplin hält und damit eine so große Garantie der möglichen Rettung bietet wie das deutsche.

Es liegt ferner daran, daß unsere Schiffe, sowohl die des Norddeutschen Lloyd wie die der Hamburg-Amerika-Linie, am besten gebaut sind und darum am schnellsten fahren, daß sie die schönste Ausstattung, die reichlichste und beste Verpflegung, eine gute Musik und eine Menge von Annehmlichkeiten bieten, die man auf anderen Schiffen nicht findet, und vor allem, daß man sich auf ihnen gemütlich fühlt. Man ist auf dem deutschen Dampfer keine Nummer, um die sich, wenn sie bezahlt hat, kein Mensch mehr kümmert, sondern man ist eine Person, die der Kapitän als einen ihm für die Reise anvertrauten

Gast ansieht, für dessen Wohl, für dessen Behaglichkeit er ebenso sorgt, wie für seine Sicherheit und die rasche Erreichung seines Reisezieles.

Das waren meine Erfahrungen auf den vielen Schiffen des Norddeutschen Lloyd, auf denen ich bisher gereist bin. Jetzt hatte ich die Gelegenheit, auf dem „Kaiser Friedrich“ der Hamburg-Amerika-Linie die Fahrt von Amerika nach Europa zu machen, und auch hier finde ich alle meine bisherigen Erfahrungen bestätigt.

Die Einrichtung des Schiffes ist ein Meisterwerk deutscher Schiffbaukunst. Maße, Maschinen u. s. w. zu schildern, ist Sache der Fachleute. Ich kann nur angeben, was mich als Passagier angeht. Meine Kabine — keine der großartigen Luruskabinen, wie sie hier an Bord von einigen amerikanischen Nabobs besetzt sind — ist so geräumig und so praktisch eingeteilt, wie ich sie überhaupt noch auf keinem Dampfer kennen lernte. Wenn ich diese mit meinen Kabinen auf der „Java“ der englischen P. a. D. Gesellschaft oder auf der „Kafara“ und „Nowshera“ der British Indian Steam Co. oder mit irgend einer japanischen vergleiche, dann dünke ich mich auf einem Märchenschiff. Und erst die Räume, in denen man sich tagsüber aufhält! Der Speisesaal, der Damensalon, der Bibliothek- und Schreibsalon — das sind Brunträume ersten Ranges. Der Grundtyp ist weiß und gold, die Ausstattung an Malerei und Kunstsznitzerei eine wirklich künstlerische. Den Mittelpunkt der Bibliothek bildet ein sehr schönes, lebensgroßes Porträt des Kaisers Friedrich von Walter Petersen. Im Mittel-Lichtschacht hat man in den drei Stockwerken reizende Putten, sehr schöne Relief-

medaillons und geschnitzte Figuren angebracht. Dem zweiten Stockwerk geben Bilder in Delfter Art einen nordischen Charakter, und im Speisesaal zieren neben den Porträts der Familienangehörigen Kaiser Friedrichs schöne Typen aus verschiedenen Ländern die Wände. Überall ist reiches Schnitzwerk, und wirklich prächtige, buntfarbige Glaskuppeln verbreiten ein magisches Licht. Die elektrische Beleuchtung könnte kaum raffinierter und günstiger sein.

Und erst der Rauchsalon! Welcher Luxus und welche Gemütlichkeit herrschen gleichzeitig in diesem Prachtraum! Die kostbaren Ledermöbel, die entzückend geschnitzten Figuren und die Wandgemälde, alles ist reizend. Der schäumende Stoff, Münchener und Pilsener, wird frisch vom Faß geschenkt und ist unvergleichlich. Kein Wunder, daß man dort selten ein leeres Plätzchen findet.

So sieht es in der 1. Kajüte aus. Vielleicht etwas einfacher, aber ebenso gemütlich, fast ebenso geräumig und einladend sind die Räume der 2. Kajüte. Man kann sich einen Begriff von der Ausdehnung der Räume machen, wenn man hört, daß im Hauptspeisesaal der 1. Kajüte 326 und in dem der 2. Kajüte 254 Personen speisen. Da unser Schiff aber fast übervoll ist, indem wir 451 Passagiere 1. und 385 2. Klasse an Bord haben, wird auch noch in verschiedenen anderen Räumen gespeist. Einen kleinen Nachteil sehen wir Reisenden darin, daß man auf den Promenadendecken keinen rechten Platz zum Gehen hat, daran ist aber nicht das Schiff, sondern die Fülle der Reisenden schuld. Bei 451 Passagieren, von denen die meisten auch auf Deck sitzen wollen, bleibt nicht viel Platz für freie Bewegung übrig.

Was nun die Schiffsbesatzung anbetrifft, da kann ich nur das ihr schon mehrfach erteilte Lob bestätigen. Es ist auf dem „Kaiser Friedrich“ genau so wie auf dem „Friedrich der Große“, der „Karlsruhe“, „Weimar“ und anderen Lloyd dampfern, auf denen ich fuhr, es kann nicht sympathischere Leute geben, als man sie hier vom Kapitän Bauer bis hinunter zu seinem jüngsten Schiffsjungen sieht. Weiß der Ruckuck, wo die Hamburger und der Lloyd alle diese Prachtmenschen auffinden! Es muß wohl in der biederen, braven, ehrlichen Art des ganzen Hanseaten-schlages liegen, und wen sie in ihren Kreis hereinziehen, der wird, wenn er es nicht schon ist, gerade so oder er muß fort. Man freut sich ordentlich, wenn man den Kapitän, gefolgt von seinen Offizieren, bei der alltäglichen Schiffsbesichtigung sieht, alles schöne und immer sehr flott auftretende Erscheinungen. Das macht auch einen guten Eindruck. Ich habe eine solche tägliche Besichtigung auf keinem außerdeutschen Schiff erlebt. Man bekommt, wenn man so strammen Dienst sieht, unwillkürlich ein erhöhtes Gefühl des Vertrauens zu diesen pflichttreuen Männern.

Unser Leben an Bord ist trotz der Menge der Passagiere ein sehr angenehmes. Wenn auch natürlich das amerikanische Element überwiegt, so findet doch keine Spaltung in Parteien statt, wie sonst fast immer auf den englischen Schiffen. Dies kommt daher, daß sich bei den Engländern niemand um die Passagiere kümmert und die Nichtengländer, besonders die Deutschen, immer möglichst in die zweite Linie gestellt werden, während bei uns der Kapitän und alle Offiziere gewissermaßen den Mittelpunkt bilden und alles, was an Bord ist, mehr wie eine große

Familie als wie eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft angesehen wird. Selbst die Bedienung steht hier hoch über der auf nichtdeutschen Schiffen. Es kann ja auch nicht anders sein, denn auf den deutschen Schiffen sind die Stewards Deutsche, und auf den anderen Dampfern, sogar auf den französischen, traf ich im Osten als solche nur Hindus, Malayen, Chinesen oder Neger.

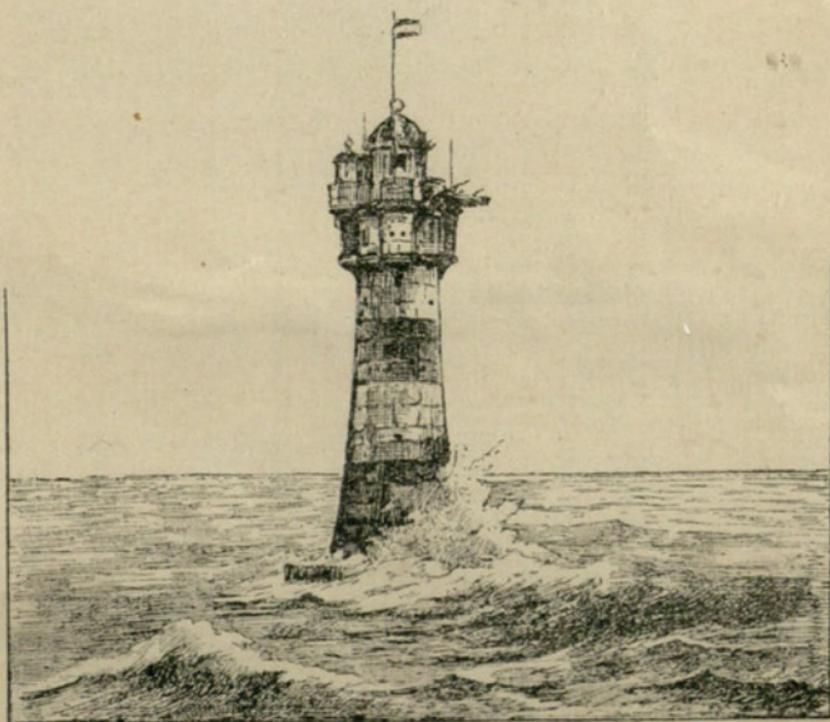
Für den harmonischen Ton, der auf dem „Kaiser Friedrich“ herrschte, legte ein Wohltätigkeitskonzert, das auf Anregung von amerikanischer Seite her zu Gunsten der Witwen und Waisen der unglücklichen Opfer der entsetzlichen Katastrophe in Hoboken veranstaltet wurde, bereitetes Zeugnis ab. Wir bekamen in diesem Konzert, in welchem verschiedene Passagiere ihr musikalisches oder deklamatorisches Talent zur Geltung brachten, viel Gutes zu hören. Herz und Hand öffneten sich, und 4269 Mark waren das Ergebnis der unter den Passagieren der 1. Klasse des „Kaiser Friedrich“ veranstalteten Sammlung.

Herrliches Wetter begünstigte uns während der Reise, und somit gestaltete sich diese Fahrt auf dem „Kaiser Friedrich“ zu einer der schönsten Seereisen, die ich je gemacht.

Allen meinen lieben Landsleuten, die das, was unsere deutschen Schiffahrtsgesellschaften bieten, für ganz natürlich ansehen oder sogar noch bemängeln, denen rate ich, so zu reisen, wie ich es getan, d. h. auf Schiffen aller Nationen, und dann zu vergleichen. Sie werden gewiß zu der Erkenntnis kommen: So wie bei der Hamburg-Amerika-Linie und beim Norddeutschen Lloyd fährt man nirgends!

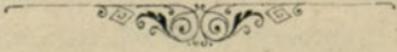
ssss Die Heimreise an Bord des „Kaiser Friedrich“. sssss

Da erscheint Land: die Küste von Frankreich! Wenige Stunden später verließ ich in Cherbourg den Dampfer. Einige Tage wurden noch auf die Pariser Ausstellung verwendet, und dann ging es ostwärts weiter. Am anderen Tag hielt ich im Potsdamer Bahnhof — ich war wieder in Berlin, die Reise um die Erde hatte ihr Ende erreicht. —



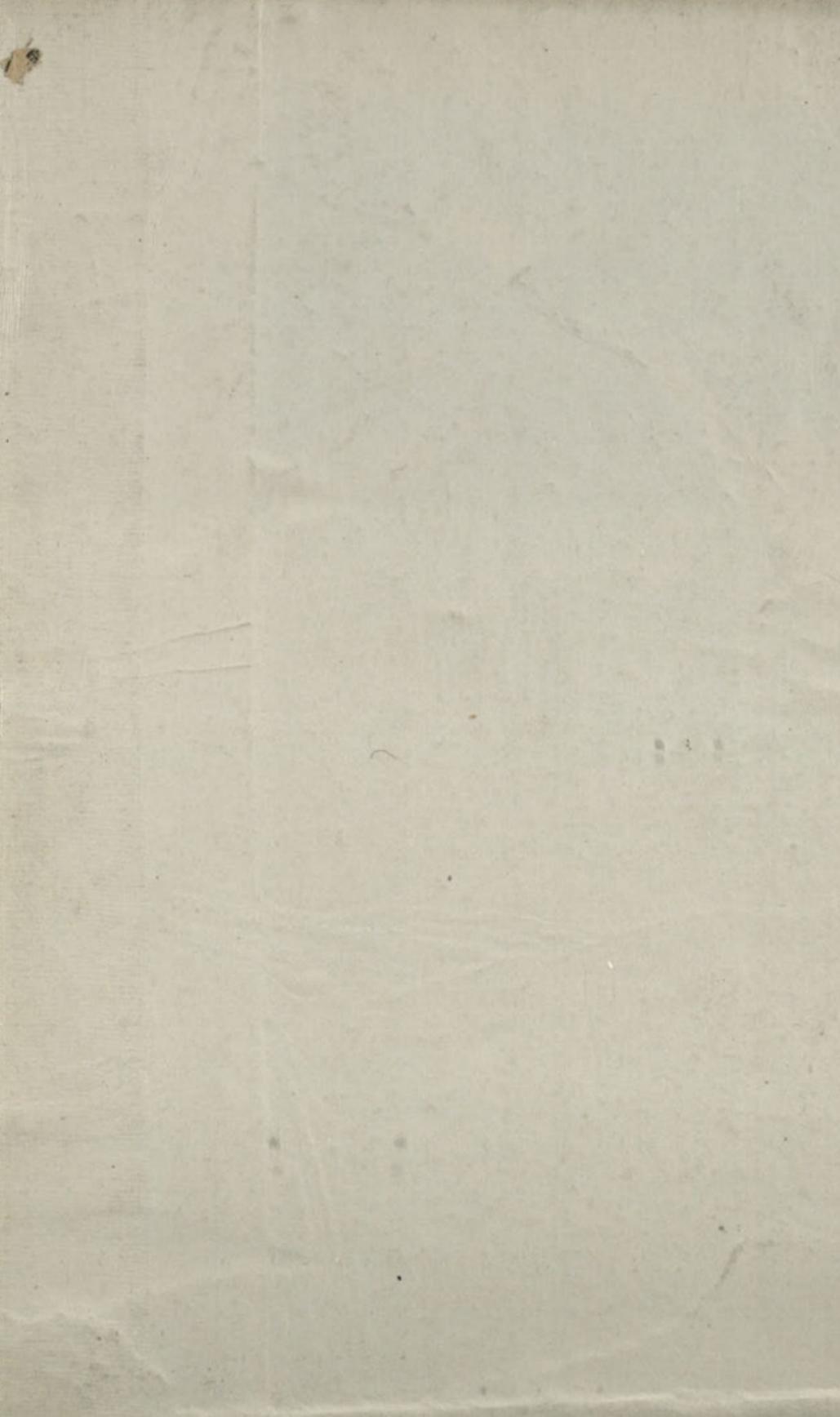


Wilhelm Cronau's Buchdruckerei, Schneberg = Berlin.









3517